Carl Cesar Eisse

Früchte deutscher Arbeit

A. Dean and Jean M. Larsen
Yellowstone Park Collection

F 746 .E34 1910

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

3 1197 22246 0930

Paul Karstens

Früchte deutscher Arbeit.

Dreizehn Jahre Farmleben im fernen Westen Nord-Amerikas.

Von

Carl Cesar Eiffe.

Motto: „Wir sind nicht auf dieser Welt,
um glücklich zu sein und zu genießen,
sondern, um unsere Schuldigkeit zu tun.
Bismarck.

Mit 82 Abbildungen und 2 Karten.

1.—3. Tausend.

Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher.
1910.

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

Copyright 1910 by Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher Leipzig.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Emily Ida Godeffroy

zum Gedächtnis.

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/frchtedeutschera00eiff

Verf. phot. 1906.

Winesap-Äpfel auf Feodor-Farm.

(Man beachte die nicht durch Farbe hervorgehobenen vielen Früchte am Baum, nachdem vorher im Sommer $^2/_3$ seines Ertrages bereits „ausgelichtet“ war.)

Vorwort.

Von verschiedenen Seiten wurde mir nahegelegt, dies Buch zu schreiben. Die Wahrnehmungen, daß die gesprächsweisen Schilderungen meiner Erlebnisse und der Verhältnisse im Westen stets großes Interesse in den verschiedensten Kreisen fanden, sowohl im Osten der Vereinigten Staaten wie in Europa, ließen meinen Entschluß reifen.

Beim Fortgang der Arbeit geriet ich des öfteren in Zweifel, ob ich nicht einzelne Abschnitte eingehender behandeln, d. h. auch andere zu Worte kommen lassen sollte. Ich sagte mir aber, wenn ich dies täte, würde ich die Ansichten vieler anderer, und damit vielleicht ein umfangreicheres Material bringen, aber den Charakter und den Zweck meiner Niederschrift ändern.

So, wie sie jetzt abgefaßt ist, enthält sie in der Hauptsache nur die Eindrücke, wie sie mir das Leben in seiner Mannigfaltigkeit eingeprägt hat.

Aus dem Leben für das Leben geschrieben — wird die Arbeit, so hoffe ich, dem deutschen Vaterland wie der neuen Heimat im fernen Westen Nord-Amerikas von Nutzen sein. Nach beiden Seiten hin habe ich mit ihr eine Dankesschuld abtragen wollen.

Am Starnberger See, Neujahr 1910.

Carl Cesar Eiffe.

Inhalt.

Erster Teil.

Seite

Erstes Kapitel. Übersiedelung nach Idaho und Landkauf . . . . . 1—8

Überfahrt, Zollbehörde, das erstemal im amerikanischen Eisenbahnzug, Ankunft und erste Eindrücke in Payette, Arbeit auf der Hopfenfarm.

Zweites Kapitel. Über Bewässerung, Boden, Klima des Westens der Vereinigten Staaten . . . . . 9—14

„Arid region", „Sagebrush". Vom Ebnen und künstlichen Bewässern des Bodens. Die wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen, unter denen man Neuland von der Regierung erhalten kann. Forstraub. Anlage des großen Kanals in Payette.

Drittes Kapitel. Anfängliche Einrichtung der Farm . 14—22

Über Wasserrecht. Hausbau. Kalt und warm Wasser im Haus. Erste Ebnungsarbeiten. Erstmalige Frühjahrsbestellung und Bewässerung auf Feodor-Farm. Nachbarlicher Wasser-Diebstahl und seine Folgen. Anlage einer eigenen Wasserleitung. Ein Amerikaner erfolgreich in wiederholtem Berufswechsel.

Viertes Kapitel. Dienstbotennot. Mein eigener Koch und Haushalter . . . . . 22—33

Ins Wasser geworfen und Schwimmen müssen. Amerikanische Prüderie und ein tragikomisches Erlebnis. Eigene Hausarbeit. Saure Wochen, frohe Feste. Vom amerikanischen Studenten. Nöte mit der neuen Wasserleitung, ohne Hilfe im Haushalt. Reise nach Deutschland 1897. Rückkehr 1898. Ganz allein auf der Farm.

Fünftes Kapitel. Bis zum großen Kanalbruch. Eine Krisis für die Gegend; ihre Überwindung . . . 33—44

Vom Melonenbau. Vom Beerenobst. Ausbau des „Noble"-Kanals seitens der Farmer. Der Dammbruch, Verlust der Ernte. Übergang des großen Kanals in die Hände der Farmer. Meine Arbeit am Kanal.

Seite

Sechstes Kapitel. Allerlei über Leben und Arbeitsteilung auf Feodor-Farm . . . . . 44—53

Tageseinteilung meiner Arbeit in Haus und Hof. Unglücksfälle mit Pferden.

Siebentes Kapitel. Zuckerrüben und Mormonen . . . 53—67

Die landwirtschaftlichen Verhältnisse der Gegend bis zur Einführung des Zuckerrübenbaues. „Commercial Clubs." Angebot zum Bau einer Zuckerrübenfabrik seitens eines Colorado-Syndikates. Verträge mit den Farmern. Mormonen treten auf den Plan. Vom Zuckertrust. Mißlungener Versuch, das Eindringen der Mormonen zu verhindern. Die Republikaner und die Demokraten in ihrer Stellung zu den Mormonen. Die Payette versprochene Zuckerrübenfabrik wird nicht gebaut.

Achtes Kapitel. Die neue Eisenbahn (Payette Valley Railroad) . . . . . 67—79

Die Erbauer. Die Vorarbeiten seitens der Anwohner. Die Eröffnung der Linie. Staatseisenbahnen, Privateisenbahnen, Bahnen unter staatlicher Oberaufsicht. Vergleiche von öffentlichen, dem Verkehr dienenden Anstalten: Post, Telephon, Telegraph. Freie Landpostbeförderung „F. R. D.". „Fruitland", ein aufblühender Ort an der neuen Bahn. Statistik der Bahnfracht.

Neuntes Kapitel. Einiges aus der amerikanischen Schule . . . . . 79—90

Streben nach Bildung. Vergleiche. Lehrkräfte. Gemeinsamer Unterricht beider Geschlechter in allen, auch in den höheren Schulen. Amerikanische Ritterlichkeit gegen die Frau. Bestrebungen zur Zentralisierung der Schulen.

Zehntes Kapitel. Wegebauten . . . . . 90—94

Natürliche Beschaffenheit der Wege. Gesetzliche Maßnahmen zur Verbesserung derselben.

Elftes Kapitel. Deutschtum im Ausland . . . . . 94—121

Erste deutsche Feste in Idaho. Der Deutsch-Amerikanische Nationalbund. Erwartungen von der Zukunft. „Zentralstelle für Erforschung des Deutschtums im Ausland." „Der Deutsche als Staatsbürger" von Dr. jur. K. Regenborn. „Deutsche, die nicht Deutsche sind", „Der Kampf um die Reichsangehörigkeit" von Dr. jur. H. Ratjen. „Deutsche Geschichte" von Einhart.

Zweiter Teil.

Seite

Zwölftes Kapitel. Obstbau im Westen mit künstlicher Bewässerung . . . . . 122—146

Anlage einer Obstpflanzung. Das Beschneiden. Das Spritzen. Bekämpfung der Krankheiten und schädlichen Insekten. „San José Scale." „Codling noth." Dr. E. D. Balls bahnbrechende Arbeit. „Fire blight." Sommerarbeiten in der Obstpflanzung. Das Auslichten der Früchte. Das Pflücken derselben.

Dreizehntes Kapitel. Obstverpackung und Obstversand von der Küste des Stillen Ozeans bis nach Chicago, Neuyork und über den Atlantischen Ozean . . . 146—160

Schwierigkeiten des Versandes in den ersten Jahren. „New-Plymouth", ein Versuch, Land- und Stadtleben zu verbinden. Erste Vereinigungen der Obstzüchter. Art der Verpackung. Das Verfrachten und das Umleiten der Waggons unterwegs nach jeweiliger Lage des Marktes. Die Panik 1907. Erlebnisse als Schriftführer der Obstzüchter-Vereinigungen. Selbsthilfe. Letzte Arbeit in der Obstpflanzung nach beendetem Obstversand.

Vierzehntes Kapitel. Staatliche Gesetzgebung zum Schutz des Obstbaues im Westen . . . . . 160—177

Anfänge, Mitte der neunziger Jahre. Fortführung. Widerstand von seiten einzelner Obstzüchter und der staatlichen Beamten. Endlicher Sieg. Das heute gültige Gesetz. Ein Vortrag über die Entstehung, Bedeutung und Folgen des Gesetzes. „Civil Service law League." Rückblicke. Vergleiche deutscher und amerikanischer Verhältnisse. Reinerträge aus Obstpflanzungen.

Dritter Teil.

Fünfzehntes Kapitel. Ermordung des Gouverneurs Steunenberg . . . . . 178—183

Das Bombenattentat. Ergreifen des Mörders. Sein Bekenntnis. Die Festnahme der Leiter der „Western Federation of Miners". Die Prozesse gegen dieselben.

Sechzehntes Kapitel. Über Preise und Bankwesen . . 184—191

Lebensmittel. Luxusgegenstände. Petroleum. Kohlennot. Kramläden. Spezialgeschäfte. „Mail-order-Houses." „National Banks." Über das Scheckwesen. Über Steuern.

Siebzehntes Kapitel. Der Yellowstone-National-Park . 191—195

Seite

Achtzehntes Kapitel. Einiges über Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten der Amerikaner im Westen . . . . . 195—202

„Smartness." Kirchliches. „Christian Science." Fest- und Feiertage.

Neunzehntes Kapitel. Zur Alkoholfrage . . . . . 203—211

„Prohibitions-Staat." „Local option." Amerikanische Trinkunsitten. Gesetzesübertretung, Heuchelei. Frauenstimmrecht. Vergleiche der Verhältnisse und Bestrebungen in Deutschland.

Zwanzigstes Kapitel. Amerikanische Vermittlungsstellen für künstlerische Darbietungen auf dem Lande . . . . . 211—214

Einundzwanzigstes Kapitel. Schlußwort . . . . . 214—216

Anhang.

a) u. b) Statistik, den Staat Idaho betreffend . . . . . 217—218

c)—f) Listen zum zweiten Teil . . . . . 218—221

g) Deutsch-englisches Verzeichnis von Fachausdrücken . . . 221

Das Obstbaugesetz in Idaho . . . . . 222—225

Erster Teil.

Erstes Kapitel.

Übersiedelung nach Idaho und Landkauf.

Als Jüngster einer kinderreichen Familie in Hamburg geboren, erhielt ich nach dem frühen Tode meiner Eltern unter der aufopfernden und selbstlosen Leitung einer Tante eine sorgsame Erziehung. Ich besuchte das Gymnasium bis einschließlich Ober-Sekunda.

Ausländisches Leben, und zwar fern der Zivilisation, lernte ich zuerst in Batanga, Süd-Kamerun, kennen. Schon nach einem Jahr jedoch mußte ich meine dortige Stellung bei der Firma C. Wörmann aufgeben, da andauernde Malariaanfälle mich zur Rückkehr nach Europa zwangen. Auch in Holstein wurde ich von der Malaria mehrere Jahre hindurch trotz der gesunden Tätigkeit als Landwirt nicht befreit. Der Kieler Arzt riet zur Übersiedelung nach Argentinien oder Süd-Afrika. Ich entschloß mich, nach Idaho zu gehen, wo dieselben günstigen klimatischen Verhältnisse vorherrschen. Dorthin hatte ich durch Hamburg und Bremen Beziehungen. Ich zog es bei meinen damaligen bescheidenen Vermögensverhältnissen vor, mir im Ausland auf eigenem Grund und Boden einen Wirkungskreis zu schaffen, als in Deutschland die mühselige Laufbahn eines Gutsbeamten einzuschlagen, oder mir einen kleinen Hof zu pachten. Ich nahm eine mir gebotene Volontärstellung auf einer, Bremer und Hamburger Kaufherren gehörenden, Hopfenfarm unweit der am gleichnamigen Fluß gelegenen kleinen Stadt Payette an. Ich schiffte mich mit der Absicht ein, mich auf der Hopfenfarm einzuarbeiten und mir dann Land zu einer Farm zu kaufen.

Am Spätnachmittag des ersten Juni-Sonntages 1895 verließ die „Palatia" der Hamburg-Amerika-Linie (H. A. P. A. G.) den Hamburger Hafen. Dieser ihrer zweiten Neuyorker Reise war eine Probefahrt durch den Nordostseekanal vorangegangen. Die Reichsregierung hatte die „Palatia" als das größte damals zur Verfügung stehende Handelsschiff gewählt.

Am 20. Juni, zwei Tage vor unserer Ankunft in Neuyork, tranken der Kapitän, der erste Maschinist und ich auf die glückliche Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals, die an diesem Tage stattfand. Bei dieser Gelegenheit sprachen die beiden Fachleute wiederholt die Vermutung aus, die „Palatia" müsse beim Schrammen im Nordostseekanal die Schrauben beschädigt haben, da sie nicht so ruhig lief wie bei der ersten Reise — später hörte ich, daß sich die Vermutung bestätigt fand, als das Schiff ins Trockendock gebracht war. Die Schraubenflügel waren verbogen.

Wenn man bedenkt, daß schon damals ein Auf-dem-Boden-Schrammen eines nicht voll beladenen Dampfers sich vor der amtlichen Eröffnung ereignete, wird ein jeder Laie einsehen, daß heutzutage bei den veränderten Größenverhältnissen[1]) der Schiffe eine Vertiefung des Kaiser-Wilhelm-Kanals, nicht nur eine Verbreiterung, notwendig ist. Um ein ganz ähnliches Anwachsen der Maße wie bei der Handelsmarine handelt es sich auch bei der Kriegsmarine. Dies auch der entlegensten Landratte klarzumachen, dafür hat ja England mit seinem „Dreadnought"-Rummel genügend gesorgt!

Man liest oft Warnungen für den Neuling, der amerikanischen Boden betritt. Er habe das Land der deutschen Ehrlichkeit verlassen, drüben solle er keinem trauen. Meine Vertrauensseligkeit aber wurde auf amerikanischem Boden zuerst von einem Landsmann getäuscht. Er war einer der wenigen Mitreisenden und wegen seines bescheidenen Auftretens an Bord beliebt gewesen. Wir wohnten in Hoboken im selben Gasthof, und da er Zeit hatte und mir Gesellschaft erwünscht war, forderte ich ihn auf, den ersten Teil meiner langen Reise nach dem wilden Westen, nach den Niagarafällen, mitzumachen. Er fuhr nach Neuyork hinüber, um sich mit Geld zu versehen, jedoch hatten die Banken schon um 3 Uhr geschlossen, was uns neu war. So bot ich ihm 30 Dollars an, die ich aber nie wiederbekam. Er war der Sohn eines angesehenen Geschäftsmannes, sein Bruder, den ich nach Jahren aufsuchte, sagte mir, er sei verschollen.

---

[1]) Die Zunahme der Schiffsgröße ergibt sich aus folgendem Vergleich, der die Maße des damals größten Dampfers, der „Palatia" und des zurzeit größten Dampfers der H. A. P. A. G. gegenüber stellt.

Name	Länge m	Breite m	Raumtiefe m	Tiefgang m	Tragfähigkeit Tons	Register-Tons Brutto	Register-Tons Netto
Palatia	140,21	15,85	10,67	8,75	8230	7326	4705
Kaiserin Auguste Viktoria . . .	206,00	23,47	16,38	12,14	22205	24581	14847

Bei der Landung erging es mir sonderbar. Ich hatte, da ich ja Ankauf beabsichtigte, mir mancherlei Sachen mitgenommen, aber nichts Zollpflichtiges. So riet mir der Kapitän, ich solle beim Zoll nur ruhig Deutsch sprechen, dann würde man schon in mir keinen Hochstapler vermuten. Als ich seinem Rat folgte, forderte mich der Zollbeamte auf, gefälligst Englisch sprechen zu wollen, da ich doch eben an Bord Englisch gesprochen hätte — es war derselbe Beamte, der an Bord die Papiere ausgefüllt hatte! Vorgreifend will ich erwähnen, daß jetzt die Zollabfertigung in Neuyork auf Druck von Washington hin, viel großherziger geworden ist. Man will nur richtige Angabe des Zollpflichtigen und hat es auf die gewerbsmäßigen Zollhinterzieher abgesehen.

Als mein Reisegefährte und ich auf der Fahrt von Neuyork den herrlichen Hudson entlang in den Speisewagen gingen, bestellten wir Wein zum Essen und hielten Weinzwang für selbstverständlich. Ein jovialer, alter Arzt klärte uns nachher über unseren Irrtum auf und mehr als genug lernte ich später das Gegenteil von Weinzwang — im Lande der Freiheit — den „Prohibitionszwang" kennen.

Man habe, erzählte der Herr aus Toronto, den Hudson schöner gefunden als den Rhein. Aber, wurde entgegnet, dem Hudson fehlen die Burgen und Ruinen des Rheines! „Well we can build them," war des Yankee Ansicht.

Anders als uns mit dem Weinzwang, erging es einem jungen, englischen Geistlichen, der einige Jahre früher dieselbe Fahrt nach Idaho machte. Er kam gerade von England; im Schlafwagen merkten die Reisenden sofort, daß er „grün" und unbeholfen sei. Da er ein oberes Bett hatte, versteckten sie die Trittleiter und warteten alle, bis er zu Bett ging und freuten sich über seine Versuche, „ins Bett zu kriechen", die Darwinsche Lehre machte dieser körperlich sehr unbeholfene Geistliche seinen boshaften Zuschauern gewiß nicht sehr verständlich. Er erzählte mir, sich über sich selbst lustig machend, daß er auf der Speisekarte eine Anzahl Gänge verzeichnet gefunden hätte und über der Liste thronend „1 Dollar". Er war der Meinung, jeder Gang koste einen Dollar. Da er glaubte, sich nicht mehr als einen Dollar leisten zu können, so bestellte er jedesmal den ersten Gang: „Tee und Brot", bezahlte einen Dollar und — hungerte. Gegen Ende seiner dreitägigen Westfahrt beobachtete er einen Herrn, der sich einen Gang nach dem andern auftischen ließ; schüchtern fragte er, wieviel ihm das Essen denn koste? „Einen Dollar." Tableau.

Am Dienstag abend war ich von Neuyork abgereist und hatte mich 24 Stunden an den herrlichen Niagarafällen aufgehalten. Ist man dort erst im Hotel Kaltenbach eingetroffen, so ist man vor allem Schwindel und Übervorteiltwerden gesichert.

Damals hielten die von Chicago nach Portland durchgehenden Züge an der Westgrenze von Idaho drei Stunden in dem Knotenpunkt Pocatello von 12—3 Uhr nachts. Ich benutzte die Zeit und besah mir einige Spielhöllen, in denen Vertreter aller Nationen, Rassen und Berufsklassen die Nächte hindurch spielten. Hier sah ich Weiße mit Indianern (Pocatello ist eine „Indianreservation“ [1]), Chinesen, Japanern, Negern zusammen am selben Tisch dem Kartenspiel um hohe Einsätze frönen. Seitdem ist in Idaho das öffentliche Spiel verboten; während ich im vorigen Jahr in Reno, der bekannten Minenstadt Nevadas, dasselbe Treiben in überfüllten Räumen beobachten konnte. Am Sonntag mittag kam ich am Ziel meiner Reise, in Payette, an, von einem Bremer Landsmann abgeholt.

Als ich zuerst mit den zwei deutschen Herren von Payette betreffs meiner Übersiedelung von Holstein nach dort in Briefwechsel stand, hatte ich angefragt, ob man jederzeit und preiswürdig Arbeitskräfte bekommen könnte, oder ob man wie in Australien wegen hoher Löhne und Arbeitsmangel möglichst alle Arbeit selbst tun müßte. Zu letzterem wäre ich körperlich nicht stark genug, und in dem Fall würde ich nicht auf Ansiedelung in der Gegend rechnen. Optimistisch wurde mir geantwortet, ich würde jederzeit gute Arbeitskräfte bekommen können und es wäre keineswegs für mich in Aussicht stehend, mein eigener Knecht zu werden. Inwieweit sich dies als nicht zutreffend erwies, wird sich bald ergeben.

Der erste Eindruck im wilden Westen war ein guter; Gott sei Dank — denn schwer genug sollte es nachher werden.

Ich wurde gastfrei aufgenommen bei einer deutsch-holländischen Ingenieurfamilie. Mir gefiel bei dem guten Mittagessen sehr, daß ein Chinese servierte und ich glaubte, ein zweiter wäre wohl als Koch tätig. Daß aber bei einem Monatslohn von 40 und mehr Dollars sonst im Städtchen sich keiner den Luxus eines Dienstboten damals leisten konnte, blieb mir den Tag noch verborgen.

Der gute Eindruck wurde noch gesteigert, als wir nach Tisch

---

[1]) „Indianreservation“ ein ausschließlich den Indianern, die in anderen Gegenden nicht geduldet werden, von der Regierung zugewiesenes Gebiet.

eine weite Landfahrt unternahmen, bei der uns der Bremer auf einem stolzen Hengst „Moses", die Tochter des Hauses auf einem hübschen, kleinen, einheimischen Pferd† [1]), im Sattel begleitete. Wir besahen die Farm der Golden Hop Co., die dem Bremer und Hamburger Syndikat gehörte und auf der ich eine Stellung vor meiner Abreise angeboten erhalten hatte, um mich einarbeiten zu können, ehe ich selbst anfing, auf eigenem Boden zu „farmen". Wir fuhren dann noch auf eine andere Farm, auf der die Witwe eines englischen Marineoffizieres und Schwiegertochter eines englischen Admirals mit ihren erwachsenen Kindern lebte. — Auch dieser Besuch trug zu dem guten Eindruck des ersten Tages bei, denn es waren gebildete Menschen. — Daß sie die einzigen gebildeten Farmer in der ganzen Gegend waren, das erfuhr ich auch erst später. Bei näherer Bekanntschaft stellte sich heraus, daß diese Dame auf einem Gut meines Onkels in Holstein aufgewachsen war, da ihr Großvater und ihr Onkel Pächter dieses Besitzes gewesen. Sie zeigte mir ein Taschenbuch, dessen Einband die Ansicht des Herrenhauses von L. enthielt.

Lehrreich sind die Schicksalsschläge dieser Dame. — Im Wohlleben aufgewachsen, von ihrem Mann auf Händen getragen, hatte sie in London in glänzenden Verhältnissen gelebt. Bei dem plötzlichen Tod ihres Mannes wurde sie von gewissenlosen Leuten um ihr ganzes Vermögen gebracht. Verwandte sandten ihre vier Söhne von England nach Amerika voraus, sie erwarb den Lebensunterhalt für sich und ihre Tochter durch Unterrichten im Englischen in Hamburg, bis sie ihren vier Söhnen nachkommen konnte und sich im unwirtlichen Nord-Dakota auf einer Farm niederließ. Dienstboten gab es nicht; da die Tochter einen schwachen Arm hatte, mußte die Mutter alle Wäsche selbst besorgen! Später kamen sie als erste Ansiedler nach Payette und verwandelten ein Stück Wüste in eine Fruchtfarm. Einer der Söhne wandte sich dem Minenfach zu und ist heut in Neu-Seeland als langjähriger Leiter einer Mine und als erfolgreicher Erfinder eines Verfahrens tätig, durch das das feinste Gold aus Flußsand ausgeschieden werden kann, ohne daß, wie früher, die Kosten des Verfahrens den Gewinn an Gold aufwiegen.

Als der jüngste Sohn in Chicago seine Studien beendet hatte, zog die Mutter zu ihm in die Hauptstadt von Idaho, wo er eine

---

[1]) Alle Worte, hinter denen sich ein Kreuz befindet, sind im Anhang im deutsch-englischen Wörterverzeichnis angeführt.

gute Praxis fand. Auf einer Fahrt über Land wurde er, noch nicht 30 Jahre alt, vom Schlag getroffen und der Mutter als Leiche ins Haus gebracht. Ein oder zwei Jahre später stirbt ihr ältester Sohn fast ebenso plötzlich. Aber ungebeugt schreitet die fast Siebzigjährige weiter durchs Leben, ohne verbittert worden zu sein.

Bei dem Besuch an dem ersten Sonntagnachmittag fiel mir, dem Neuling, auf, daß uns entgegen einem ähnlichen Landbesuch in Deutschland nichts zu essen und zu trinken angeboten wurde, trotzdem wir doch eine mehrstündige Wagenfahrt hinter uns, eine zweistündige noch vor uns hatten. Auch das fand später seine Erklärung, es ist nicht Mangel an Gastfreundschaft, sondern man will, wenn man tagaus, tagein, das ganze Jahr ohne jegliche Dienstbotenhilfe alle Arbeit selbst besorgen muß, die wenigen Stunden zwischen Mittag- und Abendessen am Sonntag zum Ruhen benutzen! So erkläre ich mir auch die allgemein übliche Beschränkung auf drei Mahlzeiten in Amerika im Gegensatz zu den fünf bis sechs in Europa, woran sich freilich mein Magen erst nach Jahren gewöhnen konnte. Am nächsten Abend wurde in der Ingenieursfamilie nach deutscher Art musiziert. Es sollten für mich für lange die letzten Stunden sein, die ich in einer Deutsch redenden Familie verbrachte. Zwei Tage später brach bei der Dame des Hauses ein altes Leiden von neuem aus, die ganze Familie machte sich sofort nach Salt Lake auf, wo die treffliche Frau in einigen Wochen am Krebs starb. Die Familie blieb in Utahs Hauptstadt wohnen. Ich fand mich nun zunächst allein ohne jeden Familienanschluß, vor allem aber ohne verlässigen Ratgeber in einem fremden Lande, der Sprache nur wenig mächtig. Ich ließ mich auf der Hopfenfarm am vierten Tage in einem Zelt nieder und lebte mit einem dem Glase nicht abholden, englischen Verwalter und den Arbeitern zusammen und begann gleich mit der Arbeit, vor allem in der Hopfenpflanzung und mit dem Erlernen der künstlichen Bewässerung.

Als ich das erstemal ein Pferd angespannt hatte und mit den anderen in der Reihe im Hopfenland „kultivierte“[1]), zum Wenden anhalten wollte und „Brr“ sagte, erfolgte statt des Haltens des Schimmels ein Lachen der Knechte, denn ein amerikanisches Pferd reagiert nur auf ein gedehntes hooh! Auf ein jih geht es nach rechts, auf ein ha nach links.

[1]) Unter „Kultivieren“ in diesem Sinne versteht man ein Lockern des Bodens mittels des Kultivators, eines meist von einem Pferd gezogenen Feldgerätes.

So gab es nach allen Richtungen hin viel zu lernen; zu dem wenigen, was ich von der englischen Sprache kannte, war vieles dem Sprachgebrauch des Westens nicht entsprechend. (Das savez z. B. „You savez American" war mir vom Britisch-Englisch her bekannt. Wenn ich auch wußte, daß Kartoffel potatoe auf englisch heißt, so wußte ich doch nicht, daß er diese wollte, als ein Arbeiter bei Tisch sagte: „pass the spots".) Ich habe mir dann alle diese „slang"-Ausdrücke so angewöhnt, daß es mir jetzt oft noch schwer fällt, sie zu vermeiden. So hatte ich einst bei einem Besuch kaum meiner Gastgeberin gegenüber die Worte gesprochen, mit denen ich mich empfehlen wollte: „now I think I musst hit the road", als es mir klar wurde, daß das wohl nicht gerade die gewählteste Art des Ausdruckes war. Nur an eines habe ich mich nicht gewöhnen können, Gott sei Dank, an das Fluchen, das man im Westen täglich in Überfülle hört. Es scheint, als sauge der Amerikaner dieses Fluchen an der Mutterbrust ein und Worte wie „god dammed", „Jesus Christ", hörte man zum Ekelerregen zum Fluchen mißbraucht. Im großen und ganzen enthalten sich die kirchlichen Kreise dieses Schwörens, aber doch auch durchaus nicht ganz.

Die wohlgepflegten und reinlichen Hände der amerikanischen Arbeiter fielen mir gleich bei den ersten Mahlzeiten auf der Hopfenfarm auf. Sie tragen fast alle, auch im Sommer, dicke Lederhandschuhe bei aller Arbeit, das Paar zu 1—2 Dollars = 4—8 Mark. Groß ist die Wanzenplage in Amerika und im Gegensatz zu Deutschland gilt es nicht als Schande, Wanzen im Hause zu haben. Im Bunkhaus, der Knechte Wohnung, muß es von Wanzen gewimmelt haben, denn als ich einmal in der Stadt war, benutzte man die Gelegenheit und brachte einige in mein Zelt und Bett und freute sich am nächsten Morgen über meine ahnungslosen Klagen. Den nächsten Sommer mußte ich auf der Suche nach einem Pferd in höher gelegener Gegend auf einer einsamen Farm übernachten. Man war sehr gastfrei und bot mir im Haus ein Bett, frisch überzogen, an. Alle Mitglieder der über ein Dutzend betragenden Familie schliefen im Freien. Ich konnte keinen Schlaf finden, zündete schließlich ein Streichholz an und fand, daß es von Wanzen wimmelte. Ich verbrachte den Rest der Nacht so, daß ich mit Kopf und Schultern im Bett, mit den Füßen auf einem Stuhl, mit dem übrigen Teil in der Luft schwebte. Es ist ganz allgemein, daß die Besitzer wanzenbesetzter Häuser im Sommer sich ins Freie flüchten, obgleich man wohl gegen Wanzen gefeit wird. Ich

verbrachte wenigstens im Yellow Stone Park einmal eine Nacht auf einer Außenstation, wo ich arg zerbissen wurde, während der Sergeant und die drei Postenreiter nicht belästigt zu werden schienen. Ich selbst hielt mein Haus wanzenfrei; es wurde wohl dann und wann eine importiert, aber ihr schnell der Garaus gemacht; Petroleum und Sonne wurden vorbeugend verwandt.

Ende August begann die Hopfenernte. Die Gegend war damals noch sehr schwach bevölkert, so kamen von weit her ganze Familien angefahren in ihren Lagerwagen und hausten darin während der Erntezeit. Ein Tanzboden unter freiem Himmel wurde erbaut und zweimal die Woche besorgte die Farmleitung Musik, die zum Tanz aufspielte. Bei uns im Westen ist die Arbeiternot vielleicht größer als in Deutschland, aber man sucht — zum eigenen Vorteil — namentlich während der Erntezeit den Leuten, soweit dies möglich ist, Vergnügungen zu verschaffen. Als Gegenstück dazu erinnere ich mich eines deutschen Gutes. Der Besitzer hatte freilich wirtschaftlich schwer zu kämpfen. Einige reiche Nachbarn gaben alljährlich altem Herkommen gemäß ein Erntefest. Bei ihm war es längere Zeit ausgefallen, diesen Herbst aber, nach guter Ernte, hofften die Arbeiter bestimmt, man werde ihnen eins geben. Aber kein Wort wurde verloren, es fiel wieder aus. Einige hundert Mark mag der Besitzer gespart haben, aber er hat auch ein gut Teil Anhänglichkeit seiner Leute verloren und es ist wohl die Frage, ob diese und die vermehrte Liebe der altangesessenen Tagelöhner und Knechte zur Arbeit ihres Brotherrn die Ausgabe für das Erntefest nicht reichlich wett gemacht hätte!

Im August schon hatte ich mir 80 Acres[1]) Urland gekauft, es war teilweise nur vom „sagebrush“[2]) befreit, noch jungfräulicher Boden. Nach beendeter Hopfenernte nahm ich mir zwei der besten Arbeiter der Hopfenfarm bis zum Winter in meine Dienste und begann sofort ein Stück Wüste in eine Farm umzuwandeln, die ich im Andenken an meinen treuesten Freund Feodor-Farm nannte.

Ehe ich nun zur Beschreibung dieser Tätigkeit übergehe, muß ich einiges Allgemeine über künstliche Bewässerung, Boden, Klima vorausschicken.

---

[1]) 1 Acre = 40,5 a.

[2]) Siehe Wortverzeichnis am Schluß.

Ein „Ranch“, teils noch in Sagebrush, teils bereits in Kultur.

Zweites Kapitel.

Über Bewässerung, Boden, Klima des Westens der Vereinigten Staaten.

„Arid region" heißen die Gegenden, in denen den ganzen Sommer kein Regen fällt. Die ungeheueren Flächen der arid region der Vereinigten Staaten sind mit Sagebrush bewachsen, Artemisia Aridentata; es wächst buschartig wie sein größerer Bruder, der „Buckbrush", und je größer der „brush" wächst, desto besser der Boden, je kümmerlicher, desto alkalihaltiger und daher schlechter der Boden. Nach der Feuchtigkeit des Winters blühen unter dem Sagebrush im Frühjahr allerhand kleine, liebliche Feldblumen, die aber bald vertrocknen und dann sieht man nichts als den nur auf Photographien sich gut ausnehmenden grauen „Sagebrush". Auch die Hügel sind kahl und erst in hohen Regionen zeigen die Berge Baumwuchs. Man kann tagelang mit der Eisenbahn westwärts fahren und sieht nichts anderes als diese öden Flächen! Sowie aber die künstliche Bewässerung zur Anwendung kommt, kann man in kurzer Zeit aus einer solchen Wüste einen Paradiesgarten schaffen.

Künstliche Bewässerung heißt das Zauberwort. Ihre Geschichte ist sehr alt, sie geht zurück auf die Zeiten der alten Ägypter, der Tage des Euphrat und Tigris, verbreitet ist sie über die ganze Welt und der Methoden gibt es manche. Hier beschränke ich mich auf die Schilderung der im Westen gebräuchlichsten Anwendungsformen.

Die Bodengestaltung ist im ganzen Westen ziemlich gleich. Ein Fluß durchzieht ein „Valley". „Valley" heißt zwar auf deutsch: Tal; man stelle sich aber kein schmales, bewaldetes, mit Wiesen bedecktes deutsches Tal vor. Hier liegt die eine Uferseite meist niedrig (Marschboden), die andere zeigt steil aufsteigende Ufer, hinter denen sich eine weite von kahlen Hügeln umgrenzte Fläche, die „bench" genannt, erstreckt.

Das niedrige Land kann viel leichter der Kultur erschlossen werden, weil es von unten bewässert werden kann, man schneidet durch die Felder breite Gräben, die vom Fluß aus oder von einem einfach anzulegenden Kanal mit Wasser angefüllt werden und der Boden saugt sich voll mit der morastigen Feuchtigkeit. Dieses Land ist besonders für Wiesen, Heuland, Getreidebau geeignet, weniger für Obstbäume, die nicht mehr wachsen, wenn ihre in die Tiefe strebenden Wurzeln auf Wasser stoßen.

Um das „benchland“ dagegen zu bewässern, muß man am Oberlauf des Flusses diesem Wasser durch einen Kanal entnehmen, der über den höchstgelegenen Teil geführt wird und alles unter ihm gelegene Land bis an die hohen Flußufer heran künstlich bewässern kann. Ein Netz von Nebenkanälen† breitet sich so über das ganze benchland aus. Ein solcher wird das Wasser zu einer Anzahl Farmen bringen und deren Besitzern gemeinsam gehören und von diesem wiederum zweigen sich mehr oder weniger viele kleine Gräben† ab, um das Wasser in alle Enden der einzelnen Farmen zu bringen.

Die Felder werden nun auf verschiedene Art bewässert, man richtet sich nach der Bodenbeschaffenheit — ob sandig und leicht durchlässig, ob lehmig und schwer durchlässig, ob Neigung zum „Backen“ der Oberschicht und Rissigwerden, sowie nach der Frucht, mit der das Feld bestellt ist, endlich nach der Ebenheit des Geländes, nach dessen Gefälle usw. Beeren, Baumobste und Maisanpflanzungen wird man in der Regel in der Weise bewässern, daß man längs der schnurgeraden Reihen mit von einem Pferd gezogenem Schaufelpflug† Gräben zieht, durch die das Wasser langsam läuft, bis der Boden sich vollgesogen hat.

Weiden wird man möglichst schnell und kurz unter Wasser setzen, für Getreide aber zieht man, nachdem es eingedrillt und gewalzt ist und ehe es aufläuft, mit dem „marker“[1]) kleine Furchen. Dieser wird von zwei Pferden gezogen und macht zwei bis drei kleine Gräben.

Sie liegen je nach der Bodenbeschaffenheit $1^1/_2$—3 Fuß auseinander. Man muß durch besondere Vorkehrungen nur so wenig Wasser in jede dieser ganz kleinen Rillen einlaufen lassen, daß das Wasser den Boden nicht auswäscht. Sobald das Feld also nicht genügend oder zu viel Gefälle hat, oder oft ganz unscheinbare Mulden und Erhöhungen, kann es nicht gut bewässert, sondern muß erst geebnet werden. Dies bis zur Vollendung zu tun, ist bei manchen Feldern erst nach einer Reihe von Jahren der Bewässerung möglich. Immer wieder finden sich Stellen, über die das Wasser ohne viel Arbeit nicht hinweggeleitet werden kann, oder in denen es sich festsetzt. Man muß sich hüten, mehr Oberschichterde fortzunehmen, als unbedingt notwendig, da jeder Boden, dessen obere Erde fortgenommen ist, an Wert verliert, der durch Düngung, Unterpflügen von stickstoff-

[1]) „marker“ ein in Deutschland unbekanntes Feldgerät, für das es daher keinen deutschen Namen gibt.

haltigen Pflanzen usw. schwer genug zu ersetzen ist. Das Ebnen geschieht mit verschiedenen von Pferden zu ziehenden Feldgeräten, dem „scraper“ oder dem „Stuart grader“ u. a. Ein zum Bewässern am besten geeignetes Feld ist ein solches, auf dem das Wasser am oberen Ende in die gezogenen Rillen eingelassen, diese bis ans andere Ende langsam durchläuft, ohne den Boden auszuwaschen und ohne aus den Rillen auszubrechen. Der Boden saugt dann allmählich und gleichmäßig seitwärts der Rillen das Wasser auf. Bei Land, dessen Unebenheiten durch den auf ihm noch wachsenden Sagebrush verdeckt sind, ist es gar nicht zu beurteilen, ob und wieviel Arbeit nachher nötig sein wird. Schwer ist die Beurteilung auch noch bei „cleared land“, d. h. bei Land, das vom Sagebrush befreit, aber noch nicht bewässert ist. Je näher ein Feld dem oben erwähnten Ideal kommt, desto leichter wird nachher die Arbeit der Bewässerung, desto sicherer und gleichmäßiger werden die Ernten sein. Dies wird ja auch jedem Laien ohne weiteres einleuchten und ebenso, wie der Wert eines Stück Landes durch die Beschaffenheit seiner Oberfläche beeinflußt wird. Das Ebnen macht oft unendlich viel harte Arbeit und kostet viel Geld und Zeit. Für den, der die Mittel hat, wird es daher meist billiger sein, „improved land“ zu kaufen, d. h. Land, bei dem man sich überzeugen kann, wie es sich bewässern läßt, da auf ihm bereits Erdfrüchte unter Bewässerung gezogen worden sind. Durch die vertragsmäßige Ausführung der Nivellierungsarbeiten ist manchem armen, aber fleißigen und geschickten Schlucker ermöglicht worden, sich mit seiner Hände und seiner Pferde Arbeit viel Geld, ja sogar Land zu verdienen. Manche Besitzer von Sagebrush-Land bezahlen für die Arbeiter bis zur ersten Ernte statt mit Geld mit Land. So kenne ich manchen tüchtigen Mann, der ohne einen Groschen angefangen hat und heut ein wohlhabender Farmer ist.

Zu den Unkosten des Nivellierens gesellen sich weitere durch die Anlage der vielen Gräben, „aufgedämmten Wässergräben“ †, Überführungen (aus Holz oder Zement hergestellt). — Auch sei nicht der Unkosten und Mühen vergessen, welche die zahlreichen Nagetiere verursachen: die häßlichen Gofers (Taschenratte, Geomys, Geomyinal) und die zierlichen Squirrels (ganz kleine in Nord-Amerika und in Sibirien in selbstgegrabenen Bauen lebende Eichhörnchen, Sciurus niger). Sie zerstören immer wieder die Gräben und richten auch durch Nagen an den Saaten und Bäumen unendlichen Schaden an. Bei einer älteren Farm dagegen sind die Gräben und aufgedämmten

Wässergräben meist mit einer Grasschicht überzogen, so daß, wenn die Gofers auch Löcher durchgraben, ein Auswaschen des Dammes oder der Grabenwand nicht so leicht eintritt.

Im Jahre 1892/93 hatten Neuyorker Kapitalisten, vor allem die Neuyorker Equitable Co., unter dem Namen einer „Payette Valley Irrigation und Waterpower Co." mit einem Kostenaufwand von 2 Millionen Mark einen 35 englische Meilen langen Kanal gebaut, dessen Eingangsschleuse† 5 englische Meilen oberhalb Emmett liegt. Erst durch dieses große Unternehmen war die Möglichkeit gegeben, das Payette-Valley aus einer Wüste in eine Oase zu verwandeln.

Bei dem vielen noch unbebauten und unbenutzten Land kann man gesetzmäßig auf verschiedene Weise Land von der Regierung so gut wie umsonst bekommen, man muß nur gewisse Bedingungen erfüllen. Unter dem „Timber and Stone act" kann der Landsucher 160 Acres erhalten, indem er der Regierung 2,50 Dollars per Acre zahlt. Es werden keinerlei Arbeiten auf dem Lande erfordert.

Unter dem „Homestead law" kann der Landsucher 160 Acres zur Landwirtschaft geeigneten Landes aufnehmen. Er muß auf demselben wohnen, muß es fünf Jahre als sein Heim benutzen. Diese Zeit kann er aber auf vierzehn Monate verkürzen, wenn er dem Staat 1,25 Dollars per Acre bezahlt. Dann erhält er die Besitzurkunde zum Land. Man nennt dies „to prove up".

Unter dem „Carey act" kann der Landsucher jetzt 80 Acres, früher 160 Acres aufnehmen, ja in manchen Fällen nur 40 Acres; hierfür bezahlt er der Regierung 50 Cent pro Acre. Außerdem aber bezahlt er der Regierung für Wassermiete. Die Höhe derselben richtet sich nach den Bau- und Unterhaltungskosten desjenigen Kanalsystems, unter dem das Land liegt. Diese Entwässerungsanlagen, um die es sich bei dem „Carey act" handelt, werden teils von der Bundesregierung selbst gebaut, teils ihr Bau von ihr beaufsichtigt. (Gesetz vom 17. Juni 1902 ermächtigt die Bundesregierung zu diesen staatlichen Bewässerungsunternehmungen.)

So wie der Payette-Kanal in Angriff genommen war, wurde alles brauchbare Land sofort mit Beschlag belegt. Der einzelne durfte damals unter dem Homestead-Gesetz eine Sektion gleich 640 Acres aufnehmen (1 Acre gleich 1,6 Morgen gleich 40,5 a). Einigen Habgierigen war das noch nicht genug und sie nahmen Land außerdem unter anderen Voraussetzungen auf, z. B. als „timberclaim", man verpflichtete sich, Wald anzupflanzen, man setzte auch einige Bäume

Verf. phot.

Ein Bewässerungsgraben
mit starkem Gefälle in meiner Birnenpflanzung.

Erste Bewässerung jungfräulichen Bodens im Payette-Valley.
(Zeigt deutlich das System der künstlichen Bewässerung.)

pro forma aus, kümmerte sich aber nicht um sie, so daß sie vertrockneten. Nach etlichen Jahren fanden sich aber doch „einwandfreie" Zeugen für das Vorhandensein des Waldbestandes. — So wird manchmal ein für die Allgemeinheit geschaffenes Gesetz umgangen. Es gibt aber auch ein „timberclaim"-Gesetz: der einzelne Bewerber darf ein Stück unbenutzten Waldes zur eigenen Nutzung aufnehmen, auch teilweise abholzen, wenn er eine Farm einrichten will; jeder darf nur einen timberclaim aufnehmen. Da sind dann Kapitalisten gekommen, haben soundsoviel Hunderte von armen Schluckern Geld gegeben, welche timberclaims für sich vorgeblich erwarben und sie dann an jene zu vorher vereinbarten Preisen weitergaben. Sie bekamen auf diese Weise fast umsonst unendliche Flächen wertvollsten Waldes, der insgesamt mit der Zeit der Sägemühle zum Opfer fallen wird, ohne daß die gesetzliche Verpflichtung des Wiederaufforstens besteht. So haben Roosevelt und sein vertrauter Freund Clifford Pinchot, der oberste Forstbeamte der Vereinigten Staaten, einen schweren Kampf auch gegen diese Klasse gewissenloser Millionäre geführt. In den großen Prozessen der letzten Jahre ist aber bisher die Washingtoner Regierung unterlegen. Die Sache ist doppelt schwierig, weil die Betreffenden, gegen die der Kampf sich richten muß, einflußreiche Männer der Regierungspartei, der republikanischen, sind.

Zurück zum Baubeginn des Payette-Kanals von 1892. Selbst vom fernen Pennsylvanien und Ohio kamen tüchtige Farmer westwärts, nahmen Land auf und begannen sofort mit der Urbarmachung des Landes, bereit, es in Kultur zu bringen, sowie die Bewässerungsanlagen fertiggestellt seien! Was sie westwärts zog, war ihr Vertrauen auf das jeglichem Wachstum günstige Klima dieser gemäßigten Zone: heiße Sommer mit kühlen Nächten, herrliche Herbste, sonnige, milde, wind- aber nicht frostfreie Winter. Unter den ersten tatkräftigen Ansiedlern des Payette Valley finden wir in der Hauptsache deutsche Namen, deren Träger sog. „Pennsylvania dutchmen" waren, und wie ihre Frauen das merkwürdige Pennsylvania-Dutch noch sprachen, während ihre Väter aus Deutschland eingewandert waren. Wir begegnen da Namen wie Bartsch, Wertmann, Werner, Ettinger. Man muß sich die Tatkraft der Leute vorstellen, die in den ältesten der Kultur erschlossenen amerikanischen Staaten ihre alten Farmen verkauften und im vorgerückten Lebensalter Tausende von Meilen westwärts einer öden Wüste zu wanderten, in der die Sonne den ganzen Sommer hindurch ohne Unterbrechung durch Regen oder Ge-

witter unendlich heiß auf den schattenlosen Boden brennt. Man muß das Selbstbewußtsein schätzen, mit dem diese Farmer an eine ihnen völlig unbekannte Arbeit herangingen, an den Bau der Bewässerungsanlagen. Und von ihrem Gelingen hing die Zukunft ihrer Nachkommen ab. Keiner stand diesen ersten Ansiedlern mit Rat und Tat zur Seite, der mit der Irrigation Erfahrung gehabt hätte!

Viele zwar hatten Land aufgenommen und ließen es auf Spekulation liegen. Nur klein war die Schar derjenigen, die die allerersten Pioniere im Schweiße ihres Angesichts wurden. Und außer der eigenen Farm mußte auch alles andere erst eingerichtet, Schulhäuser gebaut, Wege, Brücken angelegt werden.

Als ich 1895 nach Payette kam, war die Zahl der Farmer noch gering und fast alle mir bald nicht nur dem Namen nach bekannt. Als ich nach dreizehn Jahren meine Farm verkaufte, kannte ich nur den allergeringsten Teil der Bevölkerung persönlich. Heute, da ich dies schreibe, sind die letzten jener ersten Ansiedler am Verkauf ihrer wertvoll gewordenen Farmen.

Drittes Kapitel.

Einrichtung der Farm.

So lagen die Verhältnisse in Payette Valley, als ich meine Tätigkeit im Oktober 1895 auf eigenem Boden begann.

Es galt zunächst, was so wenige bei der Anlage einer Farm tun, den Sinn fürs Praktische mit dem Sinn fürs Schöne verbinden und sich im Geiste vorstellen, wie wird alles aussehen und zusammenpassen, wenn die ganze Anlage angewachsen sein wird.

Eines stand bei mir fest: das Haus muß möglichst weit fort von der zukünftigen, öffentlichen Fahrstraße, die damals freilich erst auf der Karte vorhanden war, gebaut werden. Den Gedanken, das Haus in der Mitte der Farm zu errichten, mußte ich aus Nützlichkeitsgründen aufgeben. Es fand aber seine Lage fern der Landstraße und von drei Seiten umgeben von der im Frühjahr 1896 zu pflanzenden Obstbaumanlage, die fortan der Kürze wegen mit dem amerikanischen Namen „orchard“ genannt werden wird.

Das Haus baute ich auch nicht, wie es meist alle andern tun, mit der Vorderseite nach der Straße, sondern so, wie es dem Klima

und der Benützung am besten angepaßt war, also die Front mit der Veranda nach Norden.

Pläne für Haus und Stall hatte ich selbst gezeichnet; ersteres bauten Zimmerleute in Tagesarbeit, letzterer wurde vertragsmäßig vergeben.

Alle Anschaffungen bis ins Einzelne für den Bau mußte ich selbst bestimmen und besorgen. Sie machten fast tägliche Ritte oder Fahrten zur Stadt nötig. Wir wohnten bis gegen Weihnachten in Zelten und waren in Kost bei dem Nachbar, von dem ich mein Land gekauft hatte. Er selbst hatte es drei Jahre früher „aufgenommen" und wie vorher beschrieben. Und, um früher darüber disponieren zu können, vor Ablauf der fünf Jahre „aufgeproved"[1]), was ja bei Bezahlung von einigen Hundert Dollars gesetzmäßig möglich ist. Dann hatte er die Hälfte seines Landes an die Kanalkompanie gegen beständiges Wasserrecht umgetauscht. Es brauchte für dies Land dann nur 75 Cent (3 Mark) pro Acre Wassermiete jährlich gezahlt zu werden, bis der Übergang des Kanals in andere Hände diese Verhältnisse änderte. Diejenigen, die kein Land gegen Wasserrecht eintauschten, mußten 1,50 Dollar jährliche Wassermiete für $^1/_3$ „Miners Inch" bezahlen. Manche aber ließen, wie erwähnt, auf die Zukunft hoffend, ihr Land brach liegen. Sie mieteten daher kein Wasser und kamen nachher wirtschaftlich viel besser fort, was später zur Sprache kommen wird.

Da es mir von vornherein klar war, daß ich in jener entlegenen Gegend in meinem Heim mein ein und alles haben würde, so baute ich mein Häuschen dementsprechend, kleine Zimmer, aber gemütlich. Neben ihm über dem Brunnen ließ ich eine Windmühle auf 40 Fuß hohem Stahlturme errichten. Letzterer war eine Zierde der Gegend. Jedes Jahr rankte sich Hopfen bis zu seiner Spitze. Die Windmühle pumpte Wasser ins Haus und fürs Vieh. Durch den Kochherd geleitete Wasserröhren ermöglichten in der Küche und im Badezimmer jederzeit warmes Wasser, wenn im Herde Feuer war. Bei dieser Anlage hatte ich nur nicht damit gerechnet, daß es in der nächsten Stadt damals noch keinen Mechaniker gab, der irgend etwas an der Leitung hätte reparieren können, die von einer Firma in Boisé, der Hauptstadt Idahos, angelegt war. Man hatte nicht mit dem kalten Winter und verhältnismäßig leicht gebauten Häuschen gerechnet und

[1]) Vgl. Wortverzeichnis am Schluß.

die Röhren unter dem Hause nicht genügend gegen Kälte geschützt und so angelegt, daß man zur Reparatur nicht an sie heran konnte, ehe man nicht unter dem Haus in knieender Lage einen Gang gegraben hatte. Während eines sehr kalten Winters Ende der 90er Jahre war das Wasser aus der Leitung abgeschlossen gewesen. Endlich war Tauwetter eingetreten, ich schürte Feuer im Herd und freute mich auf mein Bad. Da hörte ich ein Rauschen im Wohnzimmer wie bei einem Wasserfall. Unter demselben war doch eine Röhre gefroren und die Mühe der Wiederherstellung war groß. Später zeigte sich denn auch ein anderer Sprung in der Warmwasserleitung, die erst dann wieder gebrauchsfähig wurde, als Payette herangewachsen war und Mechaniker sich dort niedergelassen hatten. Heute, auf Grund eigener Erfahrungen, würde ich dem gewiegtesten Mechaniker nicht blindlings die Anlage überlassen, sondern allen Möglichkeiten vorbeugen. Da ich einmal von der Wasserleitung des Hauses spreche, will ich die weitere Vervollkommnung derselben erwähnen.

Der Wasserbehälter war ursprünglich auf dem ersten Stockwerk unter dem Dach in einer Kammer untergebracht und seine hohe Lage gab dem Wasser den nötigen Druck. Er war aber nicht groß genug und bei kaltem Wetter dem Frieren ausgesetzt. Als ich dann später das Haus um 6 Fuß verbreiterte und die Handwerker doch im Hause hatte, baute ich im Keller einen „Kewanee Airtight Steel-Tank" von den Wasserwerken in Kewanee, Illinois, ein, den ich nicht warm genug auf dem Lande empfehlen kann, wo man künstlich Wasserdruck für die Wasserleitung schaffen muß. Mir war die Sache empfohlen worden und ich besuchte eine kleine Nachbarstadt Parma, wo damals noch der ganze Ort durch einen solchen Behälter sein Wasser unter starkem Druck in jedes Haus geliefert erhielt. Dann ließ ich mir einen Behälter kommen, der 1000 Gallonen faßte. Dazu gehört ein Manometer, der den Wasserdruck genau angibt.

Wenn der Behälter und alle Röhrenverbindungen in Ordnung sind und die gewöhnliche Brunnenpumpe durch eine sehr einfache Vorrichtung so umgeändert ist, daß sie je nach Wunsch nur Luft, oder Luft und Wasser zugleich heraufführt, pumpt man zunächst nur Luft, bis der Druck im Behälter auf 10 Pfund steigt. Dann pumpt man den Behälter mit Wasser voll, bis er auf 60 Atmosphären steigt. Er enthält jetzt $^1/_3$ Luft, $^2/_3$ Wasser. Sinkt der Druck, so pumpt man dann und wann 5—10 Minuten Luft, für gewöhnlich wird das Aufpumpen mit Wasser den Luftdruck genügend wieder steigern.

Und dieser Behälter befindet sich — im Keller, so daß Frieren des Wassers im Winter ausgeschlossen ist, während es im Sommer die Brunnenkühle bewahrt! Die Windmühle und im Winter bei vollkommener Windstille der Gasoline-Motor, von dem die Rede sein wird, besorgten das Pumpen. Später legte ich auch noch unterirdisch und frostfrei Wasserröhren nach dem 150 Fuß vom Haus entfernten Stall für das Vieh, doch diese und ähnliche Verbesserungen konnten erst allmählich geschehen, denn all diese Anlagen kosten viel Geld; für Jahre behalf ich mich derart, daß die Vieh-Corrall[1]) näher ans Wohnhaus und damit an den Brunnen heranreichte.

Das Haus enthielt über dem Keller befindlich Küche und Speisekammer nach Süden, daran nach Westen anstoßend das Zimmer für das Ehepaar, das ich den ersten Winter zur Arbeit in Haus und Hof hatte. Getrennt davon Fremdenzimmer, Badestube mit schwarzmarmornem Waschtisch und W.-C.; Schlafstube und Treppenhaus nach Norden zu, nach Osten das Eßzimmer, vor demselben lange und breite Veranda nach Norden und Osten. Oben drei freundliche Giebelstuben und Dachkammern. Und in diesem Hause wohnte ich zuzeiten monatelang ganz allein.

Gleichzeitig mit dem Hausbau wurde der Herbst für die Nivellierungsarbeiten des Landes benutzt, auf dem im Frühjahr die Orchard gepflanzt werden sollte und das teilweise recht uneben war. Außer den eigenen Leuten und Pferden verrichteten diese Arbeiten Nachbarn, die froh waren, in dieser Jahreszeit für sich und ihr Gespann Geld verdienen zu können. Denn Geld war damals noch ein seltener Artikel bei uns. In dieser ersten Zeit mußte auch die ganze Farm eingezäunt werden, und zwar $2^1/_2$ Fuß hoch, d. h., um das Eindringen der vielen Kaninchen zu verhindern, „rabbit tight". Auf Kaninchen wurde damals noch von der Regierung 3 Cent pro Paar eingelieferter Löffel bezahlt. Hierzu bedurfte es allein für 70 Dollars Netzdraht. Der Zaun bestand aus Draht und Pfosten. Man pflügte eine Furche, setzte die Pfosten, legte in die Furche einen Stacheldraht, an den der Maschendraht befestigt wurde. Dies erschwerte — die Furche wird nachher von beiden Seiten zugepflügt —, daß die Kaninchen sich unter dem Zaun einen Weg bahnten; über dem Maschendraht zog man noch einige Stacheldrähte. Am 19. Dezember hörten die letzten Feldarbeiten wegen Frost auf. Als ich mir im Spätherbst noch

[1]) Corall eine meist nahe dem Stall gelegene Umzäunung für das Vieh.

einen Pflug vom Osten bestellte, sagte der Verkäufer, im großen und ganzen könne man in jedem Monat im Winter pflügen, was in vielen Jahren zutraf. Fror es z. B. sehr früh im Dezember, so konnte man Ende Januar Tauwetter — open weather — haben. Der erste Winter 1895/96 war sehr milde und man mußte den Eisvorrat zwischen Weihnachten und Neujahr einfahren. In einigen anderen Wintern dagegen hatten wir noch im Februar starke Kälte — aber stets ohne Wind bei schönstem Sonnenschein —, das kälteste war — 15 Grad Réaumur.

Den ganzen Herbst und Vorwinter hatte ich genug mit Beaufsichtigung der vielerlei Arbeiten beim Bau und im Feld zu tun gehabt, aber Ende Januar fing ich selbst zu arbeiten an, indem ich bei schönstem Wetter in Hemdsärmeln mein eigenes Land zum erstenmal pflügte, im März kam dann wie in Deutschland das rauhe und windige Wetter, das den losen, sandigen Boden meilenweit aufwirbelte. Aber heute ist es damit besser geworden, seit unendlich viel Land mit Gras angepflanzt ist. Zu jener Pionierzeit aber war der Staub ganz gräßlich. So war ein Farmer vom Osten einige Jahre nach mir gekommen, kaufte sich Sagebrushland und baute sich ein Häuschen inmitten der Wüste. Seine Frau fand die Gegend so schrecklich, daß sie, von Heimweh ergriffen, gleich ausriß und nach dem Osten zurückging. Der Mann aber pflügte einige Acres Landes um und säte den sehr feinen Zwiebelsamen, der bekanntlich sehr früh im März gesät werden muß. Da erhob sich einer der häufigen „dust-storms“ (ein in Deutschland unbekannter, meilenweit Sandwolken treibender Wind). Ich erinnere mich noch gut, wie gerade auf seiner zukünftigen Farm der Wirbelwind sich konzentrierte, sein Boden war besonders gut, d. h. sandig (Kraterasche, sehr fruchtbar, sobald er bewässert und stickstoffhaltige Pflanzen untergepflügt sind). Als die Sandwolke sich verzogen, besah er sich den Schaden; sein Zwiebelland war mit einer neuen Schicht Sanderde bedeckt — nun gab er das Farmen auf, vertauschte sein Land gegen solches im Osten, versteigerte seine Sachen und verschwand auf Nimmerwiedersehen! Heute ist dieser selbe Fleck Erde eine sehr wertvolle Fruchtfarm, die mehrere Familien wohlhabend macht!

Nachdem das Pflügen und Eggen der Felder beendet war, folgte die für mich neue Arbeit des Bodenebnens. Zuerst wurde mir das „Sehen“, das Beurteilen, wo Erde fortgenommen, wo Erde hingebracht werden mußte, ehe ich noch eingehende, praktische Erfahrung mit

dem Bewässern hatte, sehr schwer, ebenso die anstrengende, körperliche Arbeit des „scrapens“ (siehe S. 20). In späteren Jahren wurde es mir eine sehr liebe Arbeit und im letzten Herbst hatte ich noch meine Freude an der Herstellung der Landstraße, indem ich über das Abarbeiten der Wegesteuer hinaus wie viele andere Mehrarbeit lieferte zur Verbesserung unserer Landstraße, für die von Regierungsseite noch sehr wenig geschieht. Von der Regierung in Ordnung gehaltene Chausseen sind ein Ding der Zukunft in den Vereinigten Staaten. (So kann ich mit den Farmern fühlen, die einer Zeitungsnachricht zufolge sich weigern, die Wege weiter in Ordnung zu halten, die die Kraftwagen so grenzenlos beschädigen. Je eher man in allen zivilisierten Ländern daran geht, wie für Eisenbahnen auch für Kraftwagen eigene Wege anzulegen, desto besser wird es für alle Teile sein.)

10 Acres etwa hatte ich zur Bestellung mit dem an Heuertrag unvergleichlichen Alfalfa, einer Luzernenart, gleich im ersten Frühjahr ausersehen. Dies Land wurde also zuerst in Angriff genommen, nachdem die 10—12 Acres, auf denen die Orchard ausgesetzt werden sollte, im Herbst ziemlich fertig geebnet worden waren. Ehe wir die Saat begannen, bewässerten wir unter freundlichem Beistand des erfahrenen Verwalters der Golden Hop Co. das ganze in drei Felder geteilte Stück und ebneten dann abermals, ehe wir zum Säen schritten. Und als ich nach neun Jahren das Alfalfa unterpflügte, war wiederum die Notwendigkeit zum Nivellieren vorhanden, ehe ich 1905 eine Pflanzung von Jonathan-Äpfeln auf dem Stück anlegte.

Das übrige Land wurde mit Hafer und Weizen bestellt und sollte so gut es ging bewässert werden, ein gründliches Ebnen konnte erst im Laufe von Jahren vorgenommen werden, Schritt für Schritt. Frühjahr 1896 setzte ich die schon im vorigen Jahr in Payette bestellten Obstbäume aus. Bei der Wahl der Sorten und Arten verließ ich mich ganz auf den als reell mir empfohlenen Obstbaumschul-Besitzer. Er riet glücklicherweise, von meinem Plan, in der Hauptsache nur Aprikosen zu pflanzen, ab. Meine Absicht war gewesen, die heiße Sonne Idahos zum Trocknen der Aprikosen zu benutzen. Aber die Nachtfröste machen Pfirsiche und Aprikosen mit Ausnahme von besonders geschützt liegenden Strichen in Süd-Idaho zu einer wenig einträglichen Anpflanzung. Mir selbst erfroren nach zwei Jahren fast 200 Aprikosenbäume, die verkehrterweise spät noch im Herbst bewässert, einem früh eintretenden sehr kalten Winter in ihrem zarten Alter zum Opfer fielen. Sie wurden dann durch Äpfel und Birnen ersetzt.

Die Orchard und alles, was damit zusammenhängt, wird im zweiten Teil für sich besprochen werden, hier will ich nur erwähnen, daß ich zwischen die Baumreihen 4000 Black Raspberries, eine bei uns unbekannte, schwarze Himbeere aussetzte, die für Jams und getrocknet sehr begehrt sind. Neuerdings hat ein Payette-Farmer ein Verfahren erfolgreich durchgeführt, bei dem er die Beere am Busch trocknen läßt, die beerenbeladenen vorjährigen Zweige, von denen auf die andere Seite abgebogen, die neuen Zweige gezogen sind, werden mit der Mähmaschine abgemäht und die Beerenbüsche werden nachher gedroschen!

Als wir beim Probebewässern des zukünftigen Alfalfa-Feldes waren, kam ein Nachbar, einer der Pennsylvania-Dutch-Pioniere und riet, die jungen Bäume schnell zu bewässern, denn der Kanal sei am oberen Ende gebrochen und in zwei Tagen würden wir ohne Wasser sein. Das war ein Vorspiel der folgenden, schweren Kanal- und Dammbrüche, die 1900 zur Krisis führten. Wir waren den ersten Sommer also gleich eine Zeitlang ohne Wasser. Nicht nur, daß bei der beginnenden Hitze alles sehr trocken wurde, sondern man kam auch mit der zeitraubenden Arbeit des Bewässerns an und für sich sehr in Rückstand. Als endlich das Wasser wieder zur Verfügung stand, hätte jeder Fleck sofort wieder bewässert werden müssen. Mein Wasser vom Hauptkanal kam damals durch die höhergelegene Farm des Nachbarn, von dem ich, und an der anderen Seite seiner Farm sein Neffe, jetzt Bank cashier[1]) in Payette, damals Direktor der Payette-Schule — unser Land gekauft hatten. Durch unseren Ankauf hatten wir dem dem Trunke ergebenen Manne ermöglicht, seine Hauptfarm zu behalten und ihn aus Wucherhänden befreit. Dies anerkannte er dadurch, daß er auf seiner Farm alle 13 Schleusen gleichzeitig öffnete und seine gesamte Ernte rettete, indem er in einer Woche die ganze Farm bewässerte, während zu uns kaum Wasser kam. Ich ließ ihn schließlich zwar in Haft nehmen und prozessierte gegen ihn, aber bis dahin vertrocknete die Getreideernte. Die an und für sich sehr schwierigen Bewässerungsgesetze waren damals, von Kalifornien übernommen, doch noch sehr unentwickelt. Richtern, Anwälten und Laien fehlte die Erfahrung, die wir heute in diesen Dingen haben. Es waren eben nach jeder Richtung hin noch wahre Pionierzeiten, von deren Schwierigkeiten

[1]) Bank cashier ist der verantwortliche Leiter einer amerikanischen Bank; der Begriff deckt sich nicht mit „Bank-Kassierer".

diejenigen sich gar keinen Begriff machen, die heute sich in jenen Gegenden ansiedeln.

Die Rettung des Getreides mußten wir aufgeben, um die junge Orchard und die Alfalfaaussaat am Leben zu erhalten, was mit äußerster Anstrengung und viel Verlust der Nervenkraft gelang, denn die rücksichtslose Selbstsucht des „lieben und getreuen" Nachbarn machte die Lage noch schwieriger. Ich erinnere mich eines Sonntagabends, an dem ich, mit der Laterne bewaffnet, irrigierend den Lehrer-Nachbar mit gleicher Beleuchtung versehen, ebenso schuftend antraf, um zu retten, was die Niedertracht seines Onkels uns zu retten übriggelassen. Als ein Beispiel der großen Energie, die der Westen aufweist, sei erwähnt, daß dieser Direktor der Payette-Schule jeden Freitagabend — Sonnabend ist kein Unterricht in den Vereinigten Staaten — den ganzen Winter hindurch zu Fuß die 6 englischen Meilen[1]) zu seiner Farm hinausging, wenn er nicht gerade ausnahmsweise mit mir hinauszufahren Gelegenheit fand, den ganzen Sonnabend draußen arbeitete und sich Sonntags pünktlich zur Kirchzeit wieder in der Stadt einfand. In den drei Monaten Sommerferien lebte er dann mit seiner Familie in einem bescheidenen Häuschen auf der Farm, und keiner arbeitete angestrengter und erfolgreicher als dieser Lehrer, dessen Vater, aus dem Elsaß gebürtig, jedem seiner vier Kinder eine Farm in Pennsylvanien hinterlassen hatte. Als die Bäume heranwuchsen, sah sich mein Nachbar genötigt, seine von ihm in geradezu idealen Zustand gebrachte Farm, mit der er 1894 begonnen, für 100 Dollars pro Acre auch an einen Deutschen zu verkaufen, der sie, ohne weitere Arbeit, das nächste Jahr für das Doppelte von Dollars, 200 pro Acre, veräußerte, und 1908 wechselte sie, inzwischen ganz mit Obstbäumen angepflanzt, für Dollar 700 pro Acre den Besitzer.

Der Lehrer wurde 1900 Leiter einer neugegründeten Bank, die durch seine geschickte Führung in vier Jahren ihr Kapital verdoppelte. Man stelle sich vor, ein Farmerssohn, der mit einfacher Bildung als Farmer, Lehrer, Schulleiter und Bankdirektor gleich große Erfolge aufzuweisen hat — und nicht hochmütig geworden ist, oder sich besser dünkte als der einfachste und ärmste Mann!

Trotz der großen Verluste, die die vertrocknete Ernte des ersten Jahres — 1896 — gebracht, mußte ich trachten, um jeden Preis

---

[1]) 5 englische Meilen = 7,5 km.

mit der Wasserversorgung unabhängig von dem Nachbar zu werden. Diese Überzeugung hatte sich mir aufgedrängt. Unabhängig wurde ich, der Preis freilich war hoch. Es stellte sich heraus, daß ich, um das Wasser auf mein höchstes Land bringen zu können, eine neue Wasserleitung von der Schleuse des großen Kanals, eine lange Strecke demselben gleichlaufend, und zwar westlich von ihm entlang führen mußte, ferner eine kostspielige Überführung von Holz über den Kanal bauen und dann das Wasser ostwärts bis zu meiner Farm in einem anzulegenden hohen aufgedämmten Wässergraben† weiterführen mußte.

Der Plan der Anlage war ein großer, die Ausführung viel, viel größer und mühseliger, als ich ahnen konnte. Dazu die Zeit zur Ausführung sehr kurz, denn erst nachdem der Boden von der Winternässe einigermaßen getrocknet war, konnte mit der Arbeit begonnen werden, die bei Eintritt der Bewässerungsnotwendigkeit fertig sein mußte.

Aber nicht genug, daß ich diese ganzen Sorgen vor mir hatte, die bange Frage: Wird der Wurf gelingen, von dem alles abhing — es bürdeten sich mir dazu noch ganz unerwartet neue, gänzlich ungewohnte Arbeiten auf — die Verrichtungen, die der Haushalt fordert!

Viertes Kapitel.

Dienstbotennot. Mein eigener Koch und Haushalter.

Als nach dem ersten Winter mich das amerikanische Ehepaar verlassen hatte — der Mann ist heute wohlhabender Besitzer von Schafherden —, hatte ich bis zum Februar 1897 zehn Monate eine sogenannte perfekte Hamburger Köchin als Haushälterin gehabt, die natürlich alles vorzüglich verstand. Sie war mit ihren Eltern aus Preetz denselben Sommer wie ich nach Idaho gefahren, wo ihr Bruder eine Farm hatte.

Eines Sonnabends kam ich aus der Stadt zurück, um die Mitteilung entgegenzunehmen, ihr Bräutigam habe eine Farm gepachtet und wolle sie Dienstag abholen, damit sie bei ihren Eltern die letzten Wochen bis zur Hochzeit sei. An Ersatz war gar nicht zu denken, ganz abgesehen davon, daß bei den unsinnig prüden amerikanischen Anschauungen sehr schwer eine Frau oder gar ein Mädchen sich entschließt,

zu einem einzelnen Manne in Dienst zu gehen. Denn Standesunterschiede kennt man im Westen ja nicht, oder will sie nicht gelten lassen.

Wenn ein Junggeselle in meiner Stellung sich ein unverheiratetes Wesen als Haushälterin ins Haus nahm, so fanden das viele sehr unpassend. Ein amerikanisches Dienstmädchen hätte ich nicht bekommen können. Dagegen regte sich niemand darüber auf, daß ein Nachbar sich eine Frau ins Haus nahm, mit der sich folgendes zutrug: Der Nachbar, ein arbeitsunfähiger, unverheirateter Krüppel von ungefähr 40 Jahren, hatte sich nördlich an meine Farm angrenzendes Sagebrushland gekauft. Er baute ein Haus und beabsichtigte die Herrichtung einer Farm, trotzdem ihm sein Leiden körperliche Arbeit unmöglich machte, und trotzdem er zum Halten bezahlter Kräfte nicht genügend Mittel besaß. Er ließ sich eine junge Frau mit vier Kindern, die seine Haushälterin wurde, aus Nebraska kommen. Nach einiger Zeit erklärte sie ihm, sie würde nur unter der Bedingung bei ihm bleiben, daß er zur Verrichtung seiner Farmarbeiten ihren „Erni" kommen ließe. Er tat's und bezahlte auch für Erni, den Geliebten seiner hübschen Haushälterin, die Reise von Nebraska. Erni, in Indien geboren, war von etwas dunklerer Hautfarbe; er war schwächlich und des Landlebens und der Landarbeit ziemlich ungewohnt. Eines Tages nahm er seines Arbeitgebers Haushälterin und ihr Baby und fuhr nach Weiser zum Standesamt. Ungetraut aber kehrten sie abends zurück. In Amerika müssen sechs Monate vergangen sein, ehe Männlein oder Weiblein nach einer Scheidung eine neue Ehe eingehen dürfen. Und der heiratslustigen jungen Frau fehlten daran noch einige Wochen, nach deren Ablauf sie schließlich mit gewünschtem Resultat vom Standesamt zurückkehrte. „Erni" betrachtete sich als Vater des dunklen Baby. Ihr gemeinsamer Brotherr litt alle Qualen der Eifersucht und Entbehrung. Trotzdem gab er seine letzten Mittel für den Lohn aus, damit das junge Paar, das mit allen Kindern von dem Narren auch beköstigt wurde, eine sorglose Zeit hatte. Streitereien mit ihm begannen und mehrten sich. Eines Morgens kommt die Frau in größter Aufregung auf meinen Hof. Während ich ihrer Bitte willfahre, zum Nachbarn hinüberzugehen, um den Streit der beiden mit Revolvern bewaffneten Männer zu schlichten, läuft sie auf den entferntesten Teil meiner Farm, um meinen Pächter ebenfalls als Friedensstifter zu Hilfe zu rufen. „Erni" war ganz verständig, hörte auf uns und war bereit, die Streitaxt unter annehmbaren Bedingungen

zu begraben. Indessen war seine Gattin das Weib ohne Logik, aber mit viel törichtem Gerede und vernunftlosem Mut.

„Ist den Frauen doch eingepflanzt
die Lust, den Jammer, den sie leiden, allezeit
im Mund und auf der Zunge zu führen."
(Euripides.)

So deckte sie ganz ohne Not einen guten Teil ihrer interessanten Vergangenheit auf. Noch ehe sie von dem ersten Mann geschieden war, hatte sie mit diesem närrischen Krüppel ein Verhältnis gehabt, wofür er ihr eine Schlafstubeneinrichtung geschenkt. Er sei schuld, warf sie ihm mit Pathos vor, daß ihre erste Ehe in die Brüche gegangen. Die Unsinnigkeit dieser Behauptung suchte er mit großer Gemütsruhe zu beweisen. Als die Männer mir ihre Revolver ausgehändigt hatten und beide bereit waren, einen Vergleichsvertrag zu unterschreiben, lief die Frau ans Telephon, einen Anwalt anrufend und erklärend, nie würde sie sich dieser Schlappheit Ernis fügen. Auch von Briefen, die die Frau bloßstellten, war die Rede. Nachdem das Paar fortgezogen war, stellte sich heraus, daß sie am Vorabend dieses dramatischen Morgens eine Kiste erbrochen, die erwähnten Briefe ihr entnommen und beseitigt hatte. Einige Zeit später mußte mein Nachbar plötzlich zur Stadt zu einer Beerdigung fahren. Er sucht seinen Anzug — und findet ihn nicht. Er veranlaßt bei „Erni" Haussuchung und sein Anzug kommt zutage. Die Ähnlichkeit eines Sohnes der Frau mit meinem kraushaarigen Nachbarn war sehr auffallend. Das Baby aber, zu dessen Vaterschaft Erni sich stets und gerne bekannt hatte, wuchs heran und entpuppte sich als Negerbastard. In der Wirtschaft, in der die tüchtige Frau gedient, war ein Neger Koch gewesen. Als Erni und Familie der Boden in Idaho zu heiß wurde, gaben sie das Kind durch Vermittlung der Heilsarmee in Boisé einem Negerpaar zur Annahme an Kindes Statt.

So nahm ich mir denn am Sonnabendabend das erste, beste Heft, das ich mit freien, unbeschriebenen Seiten fand, und fing an, nach Diktat die notwendigsten Rezepte hineinzuschreiben. Das Heft, das nun zum Kochbuch wurde, enthielt meine in der Sekunda verbrochenen hebräischen Exerzitien. Dies Heft, dem man vielen Gebrauch ansieht, spricht an und für sich eine Geschichte. Ich schrieb also, während meine Haushälterin beim Plätten war, wie man einen Braten auf dem Herde und im Backofen herrichtet, wie Saucen mit

süßem und saurem Rahm usw., vor allem aber das Allernotwendigste: wie man Hefe bereitet, wie man Brot backt u. ä. Denn damals gab es noch keinen Bäcker in der Stadt und noch keine Nachbarsfrau, die für mich backte, wie sich das in späteren Jahren einrichten ließ. Dann benützte ich den Sonntag und Montag, um mir möglichst viel praktische Kenntnisse des Kochens anzueignen, das Buttern und was alles dazu gehört. Und am Dienstag holte der Schleswiger seine Braut ab, froh, die lang vermißte Häuslichkeit zu erhalten — ich aber wurde einfach ins Wasser geworfen und mußte schwimmen, d. h. ich mußte nicht nur für mich, sondern, was wichtiger, für die amerikanischen Arbeiter sorgen und kochen und backen und buttern, das Haus in Ordnung halten und meine Arbeit im Felde versehen. Meine Wäsche besorgte vorläufig meine auf der anderen Seite des Flusses wohnende Haushälterin, später habe ich fünf Jahre lang meine Wäsche, und zwar ohne Waschmaschine und ohne Wringmaschine, selbst besorgt! Diese Maschinen und auch eine Mangel gönnte ich mir erst 1905, als ich wieder eine Haushälterin hatte.

Ich erinnere mich noch gut, mit welchen sorgenden Gedanken ich die erste Zeit aufwachte, was soll ich heut kochen — denn dem Ochsen, der da drischt, soll man das Maul nicht verbinden. Und die amerikanischen Arbeiter sind sehr anspruchsvoll. Um $^1/_2$7 Uhr sind sie gewohnt, eine Grütze (mush) mit Rahm und Kompott, dann Fleisch, Bratkartoffeln und Eier, und endlich „Hotcakes" mit Sirup, dazu Tee oder Kaffee, bzw. beides, zu bekommen. Den sauern Teig für die „Hotcakes", saure Milch, Mehl, Ei, Natron, rührt man meist am Abend vorher an. Das Backen in der Pfanne der vielen, kleinen, dünnen Hotcakes ist recht zeitraubend.

Um 12$^1/_4$ Uhr Mittag-, um 6 oder 6$^1/_2$ Uhr Abendbrot, so ist es der amerikanische Arbeiter gewohnt. Suppe, Fleisch, Kartoffeln, eventuell mehrere Gemüse, stets seine geliebten Bohnen, Pies, Kompott. Abends dasselbe, nur statt der Pies Kuchen mit Kompott. Die Hefe kann man sich jetzt sehr vereinfachen durch Kaufen der kleinen Hefekuchen†, damals aber mußte ich eine Hefe herstellen, indem ich zwei große Kartoffeln in Kartoffelwasser mengte, dann Hopfen aufkochte, diesen Hopfenaufguß den Kartoffeln beifügte und dies in einer mittleren Temperatur „gehen" oder „arbeiten" ließ. Ich erinnere mich meiner Verzweiflung, als das erstemal der Brotteig im Ofen nicht „gehen" wollte, zu spät fand ich dann den Fehler: ich hatte die Klappe am Herd nicht so gestellt, daß die Flammen erst über den

Backofen hinwegstrichen, ehe sie sich ins Abzugsrohr verflüchteten. Und ich erinnere mich, wie ich beim ersten Buttern erlahmte, ich hatte dem Rahm zu heißes Wasser zugefügt. Aber bald lernte ich beides und das schönste Roggenbrot gelang mir, das ohne Rezept zu backen sich manche tüchtige Hausfrau fürchtete; bald gingen mir alle die Hausarbeiten schlank von der Hand und ich lernte es schnell, mich praktisch einzurichten. Am Buttertag stellte ich früh das Butterfaß mit dem Rahm ins warme Zimmer, im Rahm einen aufrecht schwimmenden Thermometer, und wenn die Zeit zum Buttern kam, hatte der Rahm nach öfterem Nachsehen und entsprechender Wärmestellung schon die richtige Temperatur. Einen Winter las ich ein Buch nur beim Buttern und ließ es in der Schublade in der Küche liegen, dabei, wie bei manchen Arbeiten, kam mir das Witzblatt aus den „Fliegenden Blättern" in den Sinn, das hier nicht mehr Witz, sondern gute Wahrheit geworden. Ein Milchmädchen melkte mit der einen Hand ihre Kuh, mit der anderen hielt sie Schillers Gedichte, in denen sie las. Ich betrieb zwar meine Arbeit nicht so einhändig, aber ich fand, daß man, auch bei dem Vollzug der niedrigsten und einfachsten Arbeiten, besser fortkommt, wenn man genossene Bildung und Erziehung nicht brach liegen läßt, und wenn man mit gesunden Gedanken über der Situation steht. So, wenn ich ausfahren wollte oder mußte, striegelte ich die Pferde, spannte sie an und band sie vor dem Hause im Arbeitsanzug als Knecht fest, dann ging ich ins Haus, rasierte mich, zog mich an und erschien als Farmbesitzer, ergriff die Zügel und fuhr als freier Herr fort über Land. Froh, nicht wie so viele, Sklave des Gedankens zu sein, es könne irgendeine ehrenhafte Arbeit geben, die den Menschen schändet. Welcher Blödsinn! Das ist und bleibt das Große an Amerika, daß dort jegliche Arbeit ehrt. Die wenig gebildete Bevölkerung des Westens geht freilich in das Extrem und erkennt eigentlich nur Handarbeit als Arbeit an, nicht aber ausschließlich Geistesarbeit. Ich war einmal nach der Kreisstadt zu meinem Anwalt gefahren. Wir mußten uns abends noch einmal in seinem Bureau treffen, er kam etwas später — er hatte seine Kühe noch melken müssen. Er ist einer der angesehensten Anwälte im Staat. Und im Gegensatz dazu kommt es mir so töricht vor, was ich kürzlich von einer jungen Frau in Deutschland hörte. Sie hatte nicht nur ohne Vermögen und mit Schulden ihren jungen Ehestand begonnen. Trotz materieller Sorgen auf kleiner Etage hielt sie sich ein Dienstmädchen — denn sie könne doch nicht den Schülern und Schülerinnen

ihres Unterricht in der Wohnung gebenden Mannes — die Eingangstür selbst öffnen. O heilige Einfalt!

Wird Deutschland in der Beziehung einmal von Amerika befruchtet werden? Zu wünschen wäre es. Dazu gehört das ganze traurige Kapitel „deutscher Kastengeist", dazu das Mehrscheinenwollen, als man ist, das über die Verhältnisse leben, das „Mitmachen" usw.

An jene Ruhestunde des Butterns, da ich sitzen und zugleich mich in die Straßburger Verhältnisse vor 100 Jahren vertiefen konnte, denke ich also noch gerne zurück. Später legte ich Butter für den Winter ein und verkaufte sie, wenn sie hoch im Preise stand. Von allen Arten fand ich die am vorteilhaftesten, sie gleich in Pfund- oder Zweipfundformen in Pergamentpapier eingewickelt, in Salzwasser gelegt, in einer großen Steinkruke aufzubewahren. Ebenso versuchte ich alle Mittel, Eier zu konservieren und das allereinfachste erprobte sich als das allerbeste: „Lege ganz frisch gelegte und reine Eier in kochendes Wasser und zähle so schnell du kannst bis elf und nimm sie heraus." Man muß nur darauf achten, daß das Wasser immer im Kochen bleibt.

„Waschtag" suchte ich möglichst selten zu haben, da ich sehr reichlichen Vorrat an allem besaß. Dann aber wurde der Waschtag sehr ausgedehnt, an Essen dachte ich erst, wenn alles gewaschen, gespült und geblaut war, möglichst auch schon auf der Leine hing. Kaum einmal war das Wetter so ungünstig, daß nicht alles in kurzer Zeit im Freien trocknete, auch alle Winter hindurch. Möglichst stärkte und plättete ich alles noch denselben Abend, um mit der unangenehmen Arbeit fertig zu sein, dann war ich aber auch zum Umfallen müde und besonders geplagt von Seitenschmerzen. Von Zeit zu Zeit und immer vor den Festen suchte ich Fensterreinigen vorzunehmen. Auch da kam erst zuletzt eine sehr geeignete Methode zur Anwendung, deren frühere Kenntnis mir viel Arbeit erspart hätte. Man reibt die Fenster und alles Glas einfach mit Bonami, einem trockenen Präparat ein, läßt es eine Minute so stehen (etwa bis man alle Fenster eingerieben hat) und wischt es dann mit einem trockenen Tuch ab, sie sind dann blitzblank ohne einen Tropfen Wasser. Die Fußböden ölte ich ein oder zweimal des Jahres mit erwärmtem, gekochtem Leinsamenöl ein, indem ich es mit einem Lappen ganz dünn auftrug, etwa abends und den nächsten Morgen wieder und das drittemal mit Zutat von Eiweiß. Dies macht es viel härter, viel dauerhafter und ist nach meinem Geschmack hübscher als Fußbodenlack.

Goethes Lebensweisheit: „Saure Wochen, frohe Feste, Tages Arbeit, abends Gäste," kam auch auf Feodor-Farm zu ihrem Recht. Von Zeit zu Zeit lud ich mir eine Anzahl Freunde zum festlich bereiteten Mahle ein. So versammelte ich zwölf zu einer Silvesterfeier bei mir 1898. Ich war allein auf der Farm, ohne jegliche Hilfe. Alles war von mir bereitet, der Truthuhn von mir aufgezogen, geschlachtet, gerupft und gebraten; die zur Verwendung kommende Milch von mir gemolken, die Butter selbst gebuttert, die frischen, warmen Brötchen von mir gebacken usw. Ich richtete meine Gesellschaften stets so ein, daß meine Gäste etwas Gutes zu essen bekamen, daß aber meine Pflichten und Freuden als Gastgeber nicht durch meine gleichzeitige Rolle als Küchenchef, Küchenjunge und Diener beeinträchtigt wurden. Nach der Suppe richtete ich draußen alles an, brachte es hinein, tranchierte und stand erst wieder auf, um abzudecken und den dritten Gang, die tags zuvor bereitete süße Speise, vorzusetzen. Vom Winter 1905 an hatte ich dreiviertel Jahr eine vorzügliche Haushälterin. Da ihr Mann, der ebenfalls für mich arbeitete, kränklichkeitshalber zur Stadt zog, verlor ich sie im Herbst gerade während der Erntezeit. Ich mußte froh sein, in Gestalt einer „grasswidow" (geschiedenen Frau) mit zehnjähriger Tochter überhaupt einen Ersatz zu bekommen, und war ebenso froh, als sie im Frühjahr, trotzdem es natürlich in der arbeitsreichsten Zeit war, mich verließ, da ihre Verwandten ihrer bedurften. Meinen Geburtstag feierte ich 1907 dadurch, daß ich den größten Schmutz aus dem Hause entfernte, den sie sich dort hatte anhäufen lassen. Abends um 9 Uhr war dies beendet, als Nachbarn kamen, mir zur „Feier des Tages" Glück zu wünschen.

Seit ich in die doch eigentlich recht einfachen Mysterien der Haushaltungsarbeiten einzudringen durch Verhältnisse gezwungen wurde, hat meine Verwunderung zugenommen, daß im allgemeinen bei der Mädchenerziehung in Deutschland nicht größerer Wert auf die Erlernung praktischer Arbeiten gelegt wird. Eine Frau, sie mag noch so klug, schöngeistig und gebildet sein und die praktische Arbeit noch so wenig „nötig" haben, hat sie nie diese Arbeiten gelernt, so fehlt ihr meines Erachtens ein wichtiger Teil der Frauenbildung.

Ich war nun bis Mitte August wieder mein eigener Koch und Haushalter. Dann traf eine vorzügliche Haushälterin aus Deutschland ein, die mir bis zum Verkauf meiner Farm, also etwa acht Monate lang, das Haus trefflich in Ordnung hielt. Im Dezember 1907

gab ich einem jungen, deutschen Rechtsanwalt die Hochzeitsfeier. Der Bräutigam hatte in Payette eine Rechtsanwaltspraxis. Er war im 15. Lebensjahr seinem Bruder nach Amerika gefolgt. Aus einer kinderreichen, hessischen Lehrersfamilie stammend, hatte er sich auf amerikanischem Boden von Anfang an sein Brot selbst verdient. Seine Studienzeit hatte wegen Mangels an Mitteln ausgedehnt werden müssen. Er ermöglichte sich sein Studium, wie viele Studenten in Amerika, durch allerlei Arbeit. U. a. war er auch einmal während der Sommerferien in Alaska drei Monate Koch auf einem Vergnügungsdampfer gewesen. Als ich 1906 den Yellowstone-Park besuchte, erfuhr ich, daß jedes Jahr seitens der Studentenschaft viele über die Nachfrage gehende Angebote einlaufen, während der mit den Universitätsferien zusammenfallenden Besuchszeit des Parkes die vier- und sechsspännigen Wagen zu kutschieren, in denen die Fremden die viertägigen Fahrten durch den Park zurücklegen. Nur des Fahrens sehr Kundige können berücksichtigt werden; sie werden aber gut bezahlt und haben ohne Unkosten in schöner Natur eine treffliche Erholungszeit für Geist und Körper.

So ist also unser Bräutigam, der sich die Mittel zu seinem Studium selbst erworben hat, in den Vereinigten Staaten keine Ausnahme. Als er seine Studien beendet hatte, verdiente er sich in einem Geschäft in Boisé als Verkäufer oder Buchhalter seinen Unterhalt, ehe er seine Tätigkeit als Anwalt in Payette aufzunehmen wagte.

Leicht ist es gewiß nicht, Universitätsstudien auf diese Weise durchzuführen und auch zeitraubend. Dafür wird dann aber nicht so viel kostbare Zeit und Geld am Biertisch verbraucht. Man kann sich stolzer und freier fühlen als ein auf Stipendien und Freitisch angewiesener, mittelloser deutscher Student. Letzterem würde man es in der in dieser Beziehung doch recht engherzigen Heimat sehr verargen, wenn er sich in der Ferienzeit als Kellner oder in ähnlichem Beruf seine Nahrung verdienen würde.

Seine deutsche Braut und ihre Mutter kamen aus Universitätskreisen des Ostens. Um ihnen das Einleben in so veränderten Verhältnissen zu erleichtern und dem jungen Paar eine deutsche Feier zu ermöglichen, bot ich mich als Hochzeitgeber an. Um Platz zu gewinnen, verschloß ich mit Teppichen und Vorhängen die Veranda und richtete die Vorder-Veranda als Empfangsraum ein. Mein großes Wohnzimmer mit seinem sechseckigen, erhöhten Blumenbau konnte ohne allzuviel Mühe in einen kapellenartigen Raum verwandelt werden,

der nur durch Kerzen erleuchtet wurde. Der Altar am Blumenerker war mit weißen Nelken und Frauenhaar geschmückt und unter der Bibel fiel weiße Seide herab, auf die ein schwarzes Kreuz gestickt war. Aus einem altitalienischen, schmiedeeisernen Kreuz, hoch über dem Altar angebracht, fiel aus 16 roten Gläsern, in denen Kerzen brannten, ein gedämpftes und feierliches Licht durch das zarte Grün eines vor ihm hängenden Asparagus. Zu Füßen des Altars deckte ein weißes Fell die Kissen, auf denen das Brautpaar beim Segen kniete. Einige Reihen Stühle umgaben im Halbkreis die mit Chrysanthemen geschmückten Sessel für das Brautpaar. Unter den Klängen des Brautmarsches aus „Lohengrin" zog der Hochzeitszug in den kerzenbeleuchteten Raum, dessen feierlicher Anblick alle in seinen Bann nahm. Vor der Trauung wurde gemeinschaftlich das Lied „Jesus, geh voran" und nach derselben von einer Dame, die vor ihrer Heirat als Sängerin ausgebildet war, das Solo von R. Beckers „Wo du hingehst" gesungen.

Beim folgenden Mahle waren wir 18 Personen. Jeder Teilnehmer fand neben der Platzkarte eine für ihn persönlich von mir ausgesuchte Photographie aus der Reihe meiner Farm-Aufnahmen. Das Bild in Rundschrift mit dem Datum der Hochzeitsfeier versehen, sollte ein dauerndes Andenken bleiben. Auf der Rückseite fand sich die Speisenfolge. Die acht Gänge hatte meine tüchtige Haushälterin bereitet, und war natürlich auch Bäcker und Konditor gewesen.

Die Bilder hatte ich selber aufgenommen und fertiggestellt. Auf der mit Blumen bedeckten und durch Kerzen beleuchteten Tafel zog sich ein ganz schmales Band in den schwarz-weiß-roten Farben entlang, während die Wände des Eßzimmers mit Tannengrün und den deutschen Farben und denen des amerikanischen Banners geschmückt waren.

Nach Tisch wurde noch etwas getanzt. Mit dem fahrplanmäßigen Zug waren die Gäste um 4 Uhr herausgekommen — die Braut und Brautmutter hatte ich schon mittags im Wagen holen lassen. Der freundlichst zum Selbstkostenpreis zur Verfügung gestellte Sonderzug wartete zwei Stunden und fuhr die Gäste erst um 1 Uhr nachts zur Stadt. Drei auswärtige Gäste übernachteten bei mir.

Die Arbeiten für meine neue Wasserleitung bestanden in dem Auspflügen und Schaufeln eines Grabens längs des Hauptkanals, einer Überführung über denselben, einer Weiterführung des Wassers auf dem Rücken eines Dammes („fill" genannt), einer Unterführung unter die zukünftige Landstraße, wiederum einer Überführung in der Orchard und einer Erweiterung und Vertiefung der schon bestehenden Leitung auf der Farm. Die Ausführung des Dammes, wie den Bau der Überführung überließ ich meinem sehr geschickten Arbeiter. Er hatte schon die Hopfenfarm mit eingerichtet, war ein gewandter Zimmermann und hatte mehrjährige Erfahrung mit Bewässerung. Auf Grund dieser Eigenschaften zahlte ich ihm außer freier Station und Futter für sein Pferd den damals hohen Lohn von 35 Dollars pro Monat, d. h. 26 Arbeitstage. Ich hatte aber zu viel Vertrauen in sein Urteil und es zeigte sich zu meinem Schaden, daß er zu schwache Bretter für die Überführungen genommen hatte, die beständig nachher leckten, und den Damm nicht breit genug angelegt hatte, so daß die Wände nicht stark genug waren.

Wir mußten umarbeiten und verstärken, das Wetter wurde heißer, das Wasser war notwendig für das Land. Eine aufregende und anstrengende Zeit. Inzwischen hatten amerikanische Freunde mir eine Haushälterin verschafft. Als ich zu ihrer verheirateten Schwester fuhr, bei der die Witwe wohnte und alles mit ihr besprach, bemerkte sie u. a., wenn wir nicht wüßten, wie wir recht tun sollten, brauchten wir nur in der Bibel zu lesen, dann wissen wir's. Nach diesem heuchlerischen Wort hätte ich schlauerweise sie gar nicht erst engagieren sollen, denn vor dieser Art „Frommen" sich in acht nehmen und sie sich fernhalten, ist allzumal gut. Aber ich nahm sie doch in meinen Dienst, in der Not frißt der Teufel Fliegen. Als sie noch bemerkte, sie trenne sich ungern von ihrer jungen Tochter, die in der Stadt sei, da glaubte ich, diese sei noch ein Kind und willigte in ihr Mitkommen ein. Ich war dann sehr erstaunt, daß sie ein 18 Jahre altes, kokettes Mädchen war, der es gar nicht paßte, daß ich mich nicht um sie kümmerte und sie nicht „buggy riding" nahm, d. h. spazieren fuhr. Als typisch für diese Art Leute erwähne ich folgendes Beispiel: Da ich aus eigener Erfahrung wußte, daß es nicht angenehm ist, wenn andere bei den Milchsatten beigehen, so bat ich sie, mir etwas Milch aus dem Keller zu holen. „Go yourself, if you want any milk" — war des Krabauters freche Antwort. Und dazu mußte man diplomatisch schweigen. Eines Tages kam die

Tante auf der Farm an, um die Nichte in ihr Haus zu nehmen, da sie verreisen mußte. Ich selbst war hundeelend; wie alle Gemütsbewegung sich bei mir stets und sofort auf den Magen wirft, so war ich durch die vielen Sorgen und Überarbeitung sehr herunter. Das aber kümmerte die fromme Christin gar nicht, in diesem Falle brauchte sie nicht in der Bibel zu lesen, denn sie wußte wohl, daß sie das Rechte tue, indem sie erklärte, ohne Tochter sei es ihr zu einsam auf der Farm, sie wolle auch fort, erwartete nur, daß ich anspannen und sie zu ihrer Schwester bringen sollte. Genug, sie ging und ich hatte wieder alle Arbeit zu besorgen und für die Arbeiter dazu zu kochen! So brach ich im Juni zusammen und tat das Schlaueste, das ich je in meinem Leben getan, ich verpachtete, was die Einnahmen des Jahres betraf, finanziell unter für mich ungünstigen Bedingungen, die Farm an eine zuverlässige Doppelfamilie, die dafür sorgte, daß die wertvolle Orchard weiter gedieh und schiffte mich im Juli nach Hamburg ein, wo diejenigen für eine so plötzliche Rückkehr kein Verständnis hatten, die als beati possidentes nicht ahnten, was für Anstrengungen und Sorgen ich den Jahren — allein, ohne Freund und Berater, im neuen Land — hatte durchkämpfen müssen.

Um so mehr Verständnis fand ich bei dem unvergleichlichen Dr. Lahmann, zu dem ein freundliches Geschick mich führte und bei seinem Assistenzarzt, der Lahmann am 1. Juni 1905 die Augen zudrückte. In jenen sechs Wochen auf dem weißen Hirsch genas ich an Seele und Körper und habe die Wucht der folgenden Jahre nur ertragen können, weil ich in seinem Sinne „naturgemäß" fortan bis zur Stunde lebte, ohne zu einem Fanatiker geworden zu sein. Ganz im Gegenteil!

Da es zwecklos war, vor Ablauf der Pacht, vor Ende Februar nach der Farm zurückzukehren, blieb ich $2^1/_2$ Monate bis Ende Januar 1898 in München, wo ich mit aller Macht die kurze Zeit Kunstgenüsse jeglicher Art einheimste, von denen ich nachher lange, lange zu zehren hatte.

Da es mir nicht gelang, einen Teil der Farm zu verpachten, ließ ich 40 Acres im Sommer 1898 brach liegen und suchte ohne Arbeiter auszukommen, mich fortan ganz der Arbeit in der Orchard widmend. Und nur bei der Heuernte half mir mein früherer Arbeiter, der sich inzwischen selbständig gemacht hatte. So lebte ich den ganzen Sommer 1898 allein auf der Farm, im Herbst nahm ich zu Nivellierungsarbeiten einen Arbeiter für kurze Zeit an, dessen

Tätigkeit aber mit beginnendem Frostwetter aufhörte. Dann war ich wieder ganz allein, bis im Frühjahr 1899 ein älterer Badenser einen Teil des Landes pachtete und 20 Acres mit Wasser- und Muskmelonen bepflanzte.

Fünftes Kapitel.

Bis zum großen Kanalbruch; eine Krisis für die Gegend, ihre Überwindung.

Bisher war Rocky Fort in Colorado die berühmteste Melonengegend für den Markt des Ostens gewesen. Heut wird das Payette Valley auf dem Chicagoer Markt als ebenbürtig anerkannt! Zu der erwähnten Zeit aber mußten wir noch viel Lehrgeld auch bei der Melonenzucht bezahlen, es galt nämlich hinter das Geheimnis zu kommen, möglichst früh reife Melonen, d. h. Ende Juli, Anfang August in größeren Mengen nach dem Osten senden zu können. Nur darin liegt der Verdienst. Heut ist das Geheimnis ziemlich Allgemeingut geworden. Wegen der oft kalten Witterung, wegen der Nachtfröste, kann man nicht sehr früh die Melonen gleich ins Freie säen. Frißt der Wurm die jungen, zarten Pflanzen auf oder zerstört sie Ende April, Anfang Mai der Nachtfrost, so muß man schnell den Boden bewässern und pflanzt in die feuchten Wasserfurchen von neuem die Melonenkerne. Dann heißt es hacken und mit größter Kunst die Bewässerung anwenden, vor allem nicht zu zeitig, damit viel Frucht angesetzt wird. Früh, im heißen Sommer noch, läßt man mit der Bewässerung nach, damit das Reifen der Melonen beschleunigt wird! Und dann die Mühen der Ernte! Zweimal täglich muß man über das ganze Feld gehen und die reifen Melonen abpflücken, die, nur ein wenig zu reif gepflückt, nicht mehr versandfähig sind. Dann sie packen, an die Bahn bringen und sie mit dem Personen- und Schnellzug versenden. Damals mußten wir sie in der Hitze des Tages zur Stadt an den Nachmittagszug oder spät abends an den Nachtzug fahren, selbst die Frachtbriefe usw. ausfüllen, Kunden suchen, den Briefwechsel führen, uns der Konkurrenz wehren, die Kisten selbst nageln. — Wieviel einfacher heute der ganze Fruchtversand durch die von uns ins Leben gerufenen Fruchtorganisationen ist, werden wir später sehen! Noch schwieriger ist das Reifen und Pflücken der Wassermelonen. Durch Anklopfen mit dem vom Daumen gegen die

Wassermelone geschnellten Zeigefinger hört man am Ton den Grad der Reife. Und bei dem heißen Klima wollen sie nicht reifen, sondern immer weiter wachsen, und doch nur während der Hitze werden die Riesenpreise für reife Wassermelonen bezahlt, die hoch in die entlegendsten Minenorte gesandt werden, wo die Minenarbeiter fabelhafte Preise zu zahlen gewillt sind, — die Fracht hinauf ist freilich auch fabelhaft. Schon im Jahre 1896 war auf meinem Sagebrushboden eine Melone gewachsen, die 54 Pfund wog, aber es ging damit wie mit den großen Kartoffeln! Der Erfolg besteht in der Erzielung frühreifer Melonen! Im September herrscht in der ganzen Gegend solcher Überfluß von reifen, nicht versandfähigen Melonen, daß man überall — Schweine bis in den Spätherbst hinein mit Melonen mästet. Ein nicht schöner Duft von überreifen Melonen erfüllt dann die Gegend. Mir ging es wie den Verkäuferinnen in einem Schokoladengeschäft, denen die Süßigkeiten zuwider sind. Jahrelang, nachdem ich aufgehört, selbst Melonen zu ziehen — nämlich seit meine Obstbäume trugen und all meine Zeit in Anspruch nahmen — widerstand mir das Essen der schönsten Melone!

Dieselben werden vorzugsweise zum ersten Frühstück verzehrt — entweder mit Zucker oder häufiger mit Pfeffer und Salz.

In diesen Sommern verkaufte ich vor der Melonenernte ziemlich viel Beerenobst und erzielte gute Preise, so daß ich verhältnismäßig wenig versandte, um so mehr in der Stadt an feste Kunden verkaufte, was mehr Arbeit machte, aber auch mehr eintrug. Vor allem war es die dew-berry, die sehr begehrt war, da sie auf meinem Boden besonders schön wuchs. Dew-berry, Taubeere, eine Brombeere, die an einem am Boden sich hinrankenden Busch wächst, im Gegensatz zu den black-berries, Brombeeren, die hochbuschig sind. In Deutschland sah ich nur beim Obergärtner in Klein-Flottbeck einmal dew-berries. In sonnigen Gegenden, recht feucht gehalten, sollte sie in Deutschland eine wertvolle Frucht werden. Hier möchte ich auch für Deutschland die Einführung einer Beere aus dem Osten empfehlen. Exzellenz v. S. auf Römershof in Livland hat aus China eine gelbe Himbeere oder Brombeere importiert, die, von vorzüglichem Aroma, sehr lange trägt und sich wie die dew-berry zum Einkochen sehr eignet, wie ich von der letzteren auch sehr schönen aromatischen Saft einmachte.

In Hamburg fiel es mir auf, wie in vorsintflutlicher Weise selbst dort noch die herrlichen Vierländer Erdbeeren auf den Markt gebracht

werden, in einer verschwenderischen Art nämlich in großen Gefäßen aufgebaut, so daß die untenliegenden zu Saft werden müssen. Wir dagegen verschicken nicht nur, sondern bringen auch zur Stadt die Beeren nur und ausschließlich in Lattenkisten†, in denen 12—24 Holzkörbchen enthalten sind. In diesen Holzkörbchen ist der Boden auf $^2/_3$ der Seitenhöhe angebracht, also unter dem Boden noch wiederum ein Luftraum. Zwölf enthalten drei Gallonen Beeren. Bei Erdbeeren nimmt man doppelt so große Körbchen, alle zwölf enthalten sechs Gallonen. Bei dieser Verpackung liegen nur wenige Beeren aufeinander und werden nicht gedrückt.

Ich hatte jedes Jahr meine festen Beerenkunden, fuhr nachmittags täglich mit meiner Beerenladung zur Stadt und mußte mir dann noch wieder weitere Abnehmer suchen. Das so von Tür zu Tür fahren mit seinen Produkten nennt man peddeln. Es war, zumal bei der großen Hitze, keine angenehme, aber notwendige Tätigkeit. Manchmal fuhr ich erst gegen Abend zur Stadt und dann kam es vor, daß, wenn ich in der Stadt den letzten meiner Kunden aufsuchte, diese schon zu Bett waren. Ich aber mußte dann die lange Fahrt zurück machen und fand oft draußen noch Arbeit vor, ehe ich das Bett aufsuchen konnte. An sauern Kirschen war von jeher ein großer Überfluß und man war froh, wenn Pflücker ihren Vorrat gleich am Baum kauften. Besitzer von süßen Kirschen haben in den letzten Jahren ein Vermögen erworben.

Da der von den Neuyorker Kapitalisten gebaute große Kanal nicht genügend Wasser gab, da ferner die Neuyorker Verwaltung den Farmern gegenüber unfair handelte, auf ihr Wassermonopol pochend, so machten sich im Herbst 1899 eine ganze Anzahl von Farmern an die für ihre Verhältnisse als Riesenunternehmen zu bezeichnende Arbeit, einen oberhalb der bench befindlichen alten „Nobles-kanal" auszubauen und über die ganze bench (siehe S. 17) bis zum Snake-River zu verlängern. Wie meistens, stellten sich auch hier die Arbeiten noch viel schwieriger heraus als vorher geahnt war, da man Sprengungen usw. vornehmen mußte. Die Tatkraft dieser Farmer ist um so mehr anzuerkennen, als sie, damals noch arme Leute, Farm und Familie zurücklassen und den größten Teil des Winters mit ihren Pferden im Zeltlager zubringen mußten, um die Arbeit zu leisten. Und noch ehe der Kanal vollendet war, traten Ereignisse ein, die die Notwendigkeit dieses zweiten Kanals bewiesen. Ich selbst beteiligte mich an diesem nicht, da er, obwohl oberhalb meiner Farm

geführt, doch zu niedrig lag, um auf bequeme Weise aus ihm Wasser zu bekommen. Aber schon wegen der Entlastung des großen Kanals war der Bau dieses Nobleканals für mich wie für alle von bedeutendem Wert. Unser großer Kanal, in den Jahren 1892/93 erbaut, war damals insofern vereinfacht worden und seine beträchtlichen Herstellungskosten dadurch vermindert worden, daß man mehrfach über Schluchten hinweg Überführungen aus Holz† gebaut hatte. Ferner hatte man den Kanal in Bergabhänge hineingebaut und die Außenbänke nicht stark genug gemacht, und endlich den ganzen Kanal in bezug auf seine Fassungsfähigkeit viel zu klein angelegt. Man hatte nicht bedacht, wieviel Wasser das Land bedürfe, bis es vollgesogen, mit weniger Berieselungen Ernten hervorbringen könne, nicht bedacht, daß mit jedem Jahr, in dem mehr Sagebrushland der Kultur erschlossen wird, auch mehr Wasser benötigt wird. Vertragsmäßig konnten wir nur „$^1/_3$ miner's inch" (Zoll) Wasser beanspruchen, und das war, wie sich alsbald herausstellte, nie und nimmer genug für das zuvor nicht bewässerte Land. Aber wie gesagt, der Vertrag war lange, ehe uns diese Weisheit geworden, unterschrieben und beim Kauf des Landes anerkannt und übernommen worden. Zu all unseren sonstigen Sorgen und Mühen also kam auch noch die, daß wir nicht genug Wasser hatten und täglichen Kämpfen und Reibereien mit der Kompanie und mit gierigen Nachbarn ausgesetzt waren. Diese nervenaufreibenden Zustände kamen 1900 zur Krisis. Die Neuyorker Gesellschaft war nicht auf ihre Kosten gekommen und suchte nun durch rücksichtsloses Vorgehen einiges herauszuschlagen; dies steigerte die Gereiztheit der Farmer und unsere Bitterkeit aufs äußerste. Im Frühjahr 1900 verweigerte sie irgend einer Farm, mit der sie einen Kontrakt hatte, Wasser zu geben, wenn diese nicht vor dem 1. April die volle Jahres-Wassermiete entrichtet hätte. Gleichzeitig weigerte sie sich aber, die absolut notwendigen Ausbesserungen an den Überführungen und am Kanal vorzunehmen! Nach mehreren kleinen Brüchen des Kanals, bei denen wir schon zeitweise acht Tage ohne Wasser gewesen waren, brach einer der als völlig morsch bereits allgemein bekannten Viadukte so, daß wir in der heißesten Zeit $3^1/_2$ Wochen im Juli ohne einen Tropfen Berieselungswasser waren! Das bedeutete bei einer beständigen Hitze von 28—30 Grad Celsius im Schatten das Vertrocknen alles dessen, was nicht tiefe Wurzeln im Boden hatte und eine große Beeinträchtigung des Wachstums des übrigen. Der Schaden war durch die Nachlässigkeit der Kanalver-

waltung hervorgerufen, die, gewarnt, nicht mehr Mittel in das Unternehmen für die notwendigsten Reparaturen hineinstecken wollte, und der das Wohl und Wehe vieler Farmerfamilien gänzlich gleichgültig war. Dieser Sommer 1900 war wirtschaftlich wohl der schwerste für uns. Denn ohne hinreichendes Wasser waren unsere Farmen wertlos. Wir hatten all unser Geld in unsere Farmen hineingesteckt und unsere beste Kraft und unsere besten Jahre an die Erschließung dieser Gegend gewandt. Die Kontrakte der Kanalgesellschaft waren so geschickt abgefaßt, daß wir ihr nicht beikommen konnten. Wir wußten, der Kanal war nicht annähernd groß genug, um den von Jahr zu Jahr steigenden Wasserbedarf zu liefern, die Überführungen wurden zwar notdürftig geflickt, um für den Rest des Jahres zu halten, aber alles war total morsch und in schlechtestem Zustande. Die Aussichten waren in jenen Juliwochen trostlos, und es war in der Zeit das einzigemal, daß ich die Flinte ins Korn werfen und die Farm verkaufen wollte, zumal ein erfahrener, amerikanischer väterlicher Freund dazu riet. Aber nur kurze Zeit und der Plan wurde verworfen. Ein Freund in Deutschland, der freilich den ganzen Umfang der Mühen nicht ahnen konnte — er erklärte später einmal, er würde sich nie selbst die Stiefel putzen — riet dringend von dem Verkauf ab; wenn andere aushielten, müßte ich auch aushalten. Fände sich für die Farm ein Käufer, so müsse der doch auch vorankommen können; in Deutschland eine zusagende Stellung finden, wäre ausgeschlossen. Er hatte recht, ich sah es ein. Und in der höchsten Not kamen uns Helfer in Gestalt von weitsichtigen Kapitalisten aus dem Mormonenstaat Utah. Dieselben hatten die Bedeutung des Payette Valleys mit seinem Wasserreichtum erkannt. Erkannt, wie nur die Herstellung, bzw. die Wiederherstellung einer genügend großen Wasserleitung nötig wäre, dann würden, so in den Sattel gehoben, die Payette-Farmer schon reiten können. Sie traten also an uns Farmer mit einem Vorschlag heran, den mit wenigen Änderungen anzunehmen uns die Verhältnisse einfach zwangen. Der Besitz der „Payette Valley Irrigation and Waterpower Co." ging auf die „Farmers Cooperative Ditch Co." über. Das Anlagekapital hatte 350000 Dollars betragen, der Verkaufspreis jetzt belief sich auf nur 50000 Dollars. Dies Geld sowie weitere 10000 Dollars für die notwendigen Ausbesserungen und Erweiterungen lieferte das Salt Lake Consortium, das dafür eine Hypothek auf das neue Unternehmen nahm und von der alten Gesellschaft für den Spottpreis von 50000 Dollars alles derselben gehörende Farm-

land käuflich erwarb (vgl. S. 27). Die Farmer erwarben also und brachten den Kanal für 100000 Dollars in betriebsfähigen Stand. Uns wurden 100000 Dollars angerechnet. Um die „Pfandbriefe" auf den Markt zu bringen, wurde uns die Kleinigkeit von 12000 Dollars abgezogen. Wir bekamen also 88000 Dollars, müssen aber nach 25 Jahren 100000 Dollars und Zinsen zurückzahlen. Es wurde zwar sehr über diese Manipulation gemurrt, aber wir waren in der Zwangslage. Noch denselben Herbst begannen die umfangreichen Arbeiten am Kanal, die viel größere Dimensionen annahmen, als damals geahnt wurde, und die bis zum Jahre 1909 fortgesetzt wurden, wo vor kurzem der letzte Holzviadukt durch einen von Stahl ersetzt worden ist.

Auf dreierlei richteten sich im April 1900 die Arbeiten am Kanal, die nur im Herbst und Winter vorgenommen werden konnten: 1. Ersatz der hölzernen Überführungen durch Erddämme und Stahlviadukte, 2. Verbreiterung des Kanalbettes unter gleichzeitiger Verstärkung der Kanalbänke, 3. auf Ersatz des hölzernen Einfalltores durch ein modernes aus Zement, das allein 10000 Dollars kostete.

Wir Farmer waren nun Besitzer des Kanals geworden. Für die früheren Wasserrechte wurden Aktien ausgegeben. Durch den billigen Ankauf des vielen Landes kam das Salt Lake Consortium in den Besitz sehr vieler Aktien, der sich aber mit jedem Stück Land, das sie verkauften, verminderte, so daß heute schon die Farmer die Mehrzahl der Aktien haben dürften, was sich auch in der Zusammensetzung des Verwaltungsrates zeigt. Damals aber und noch auf Jahre hatten die Geschäftsleute die ausschlaggebende Stimme bei den Wahlen, was durchaus günstig war, denn die Farmer, so tüchtig in ihrem Beruf, haben vielfach sehr eigentümliche Geschäftsanschauungen.

Hatten wir der alten Kompanie 10 Dollars Wasserrecht bezahlen müssen, so wurden jetzt nur 10 Dollars für je eine Aktie angerechnet, also für meine 80 Acres 80 Aktien, 80 gleich 800 Dollars. Heut ist der Wert der Aktien sehr gestiegen, da der Kanal viel wertvoller geworden ist. Mußten wir früher 75 Cents pro Acre pro $^1/_3$ miner's inch jährlich Wassermiete zahlen und bekamen dafür nie so viel Wasser, wie wir gebrauchten, so wurden wir fortan je nach den Unkosten des Jahres besteuert, wir bezahlten zwar fortan viel mehr, es kam aber unserem Eigentum zugute, das auch mit jedem Jahr wertvoller, weil stärker und mehr Wasser fassend, ausgebaut wurde und was die Hauptsache war, wir bekamen immer mehr genügend

Wasser, und zwar dann, wenn wir es am nötigsten brauchten! Ein Vorteil, dessen viele Gegenden sich deshalb nicht erfreuen, weil der Fluß nicht genug Wasser enthält, einerlei wie groß die Wasserleitungen auch sind. So wird z. B. in dem berühmten Staate Colorado das Wasser einem so und so viele Stunden zuerteilt, und wenn die Stunde kommt, muß man zur Arbeit bereit sein, und sollte es 3 Uhr nachts sein. Dieser mißliche Stand des Wassermangels in Colorado und Utah ist ein Grund, warum manche die fruchtbaren Gefilde verlassen und ins Payette-Tal auswandern, wo diese Wassernöte heute nicht mehr herrschen, weil der Fluß auch in der trockensten Zeit im August genug Wasser enthält, und weil die Wasserleitungen jetzt endlich dem Bedürfnis entsprechen. Dies Ziel wurde in jahrelanger, bewußter Arbeit unter Aufbringung großer materieller Opfer seitens der Farmer fertiggebracht. 1900/01 ging man zunächst daran, die morscheste Überführung abzubrechen und durch Erdwerke zu ersetzen. Natürlich konnte nicht ein Erddamm einfach wie der hölzerne Viadukt über die Schlucht in gerader Linie geführt werden, sondern mußte an den Hügeln herumgeleitet werden. Bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit — Ende April, Anfang Mai spätestens mußte der Kanal jedes Jahr wieder voll betriebsfähig sein —, bei dem losen, zur Verwendung kommenden Erdreich, bei der unheimlichen, weil meist unter Wasser stattfindenden Unterminierungsarbeit der schon früher erwähnten Nagetiere, der Gofers und Squirrels, wunderte es uns nicht, daß der Damm mehrfach brach. Dank der umsichtigen Leitung — Tag und Nacht hielt man den ganzen Sommer hindurch Wächter an den gefährdeten Stellen — kam es erst 1905 wieder zu einem sehr schlimmen Bruch, aber doch waren jedes Jahr Dammbrüche zu verzeichnen. Ihre beschleunigten sofortigen Reparaturen, die Notwendigkeit, immer weiter an der Verstärkung der Dämme, an der Verbreitung der Kanalsohle zu arbeiten, machten aber bis zur Stunde eine Erhöhung der jährlichen Besteuerung von der ursprünglichen Wassermiete von 75 Cents unter dem alten Regime auf ganze 2 Dollars pro Share und Acre pro Jahr notwendig. Dies waren für viele von uns schwere Lasten, aber absolut notwendig, da nur diese Vervollkommnung der Wasserleitung den Aufschwung der Gegend ermöglichte, dessen sie sich heute erfreut.

Damals waren noch keinerlei Organisationen der Farmer vorhanden. Die Absatzgebiete waren gering, die Märkte problematisch, weil die Fracht für den einzelnen zu hoch, die zu erzielenden

Preise niedrig, die Herstellungskosten aber bedeutend waren, so herrschte bei uns allen große Geldknappheit. Auf erstklassige Hypothek hatte ich 1897 12 Prozent Zinsen zahlen müssen. Da entschloß ich mich im Jahre 1901, es den anderen Farmern gleichzutun und meine Wassersteuer nicht in bar zu bezahlen, sondern mit meinem Pferdegespann und meinem „scraper" abzuarbeiten. Es war ein schwerer Entschluß, den ich aber nie zu bereuen hatte. Ich mußte Ende Oktober oder Anfang November in kalter Witterung nach geborgener Ernte meine Farm verlassen, das Haus abschließen, die Versorgung der Tiere Nachbarn, oder wie 1903 und 1904 Mietern, die ich im Hause hatte, übertragen, und Heu, Futter und das zweite und dritte Jahr auch Proviant verladen und zirka 3—4 deutsche Meilen aufwärts ziehen zu den Stellen, wo die Erdarbeiten am Kanal in entlegenen und kaum bewohnten Gegenden vorgenommen wurden. Als ich eben die Farm verlassen, kam mir ein Nachbar entgegen, der seine kleine Steuer bereits ausgearbeitet hatte — zu Frau und Kindern ins Winterquartier zurückkehrte und mir wenig Mut machte: es sei dort sehr steinig und sehr steil. Ich hörte nachher, er habe einem dritten gegenüber geäußert, es sei dort die Arbeit so schwer, daß ich es sicher nur wenige Tage aushalten würde. Nun, ich arbeitete meine ganze Steuer ab und blieb $3^1/_2$ Wochen, zwei weitere Jahre fast ebensolange und ich denke gerne an die sehr schwere, aber sehr lehrreiche Zeit zurück! Das erste Jahr mit der ungewohnten Arbeit war einerseits wohl das härteste, zumal ich seelisch in dem Jahr unendlich Schweres durchzumachen hatte, aber andererseits in der Richtung leichter, als ich mich nicht, wie in den beiden späteren Jahren, selbst zu beköstigen brauchte. Es hatte nämlich ein älteres Ehepaar ein Zelt aufgeschlagen und beköstigte einen Teil der Farmer und Arbeiter, so hatte ich im ersten Jahr also außer den zehn Stunden Arbeit nur für meine Pferde zu sorgen. Für mich fand ich in dem Speisezelt grobe, aber gute Kost.

Die Arbeit bestand darin, daß man in der Kanalsohle oder an der Bergwand den scraper mit sehr steinigem Erdreich füllen, dann die Pferde den sehr steilen Uferrand hinaufklettern lassen und oben die Ladung zur Befestigung der Außenbank ausschütten mußte („to dump the scraper"). Von 7—12, von 1—6 ging man auf dem Geröll, stieg man bergan und entleerte den „scraper". Gewiß anstrengend und einförmig und doch interessant. Denn die Arbeit, die an den verschiedenen Stellen noch immer im einzelnen wieder wech-

Haupt-Bewässerungskanal, das Wasser fast ganz abgelassen.
(Vor Beginn der Kanal-Arbeiten im Spätherbst.)

Haupt-Kanal durch den Sagebrush dem unteren „Valley" zulaufend.

selte, verschaffte einem ungeahnte Kenntnisse über die ganze Anlage der Wasserleitung, und man konnte dank dieser mehrwöchentlichen Arbeit sich ein Urteil über viele Dinge bilden, über die häufig ohne Verständnis abgeurteilt wird. An einigen Regentagen mußten wir die Pferde im Lager lassen und — mit der Hacke steiniges Geröll aus der Bergwand losschlagen, eine gräßliche Arbeit! Denn man bekam nichts beschafft, aber sie gab einem auch eine Idee davon, wie schwer die Arbeit der Bergarbeiter ist, die noch dazu im dunklen Schacht unter der Erde vorgenommen wird! Das folgende Jahr und zum dritten- und letztenmal 1904 zog ich wieder hinaus und noch weiter fort von der Farm. In den beiden Jahren mußten wir das Lager mehrfach abbrechen und verlegen. Eine Zeitlang war unsere Arbeitsstätte so weit vom Lager entfernt, daß mein Pächter und sein Bruder, mit denen ich das Zelt teilte, es vorzogen, die knappe Mittagsstunde draußen zu bleiben, Futter für die Pferde und kalten Proviant für uns mit hinausnehmend. Die Zeit war in allen drei Jahren November, wir rückten einen Teil derselben bei Mondschein aus, um Punkt 7 Uhr bei dieser Beleuchtung mit der Arbeit beginnen zu können und am Ende dieser Wochen kehrten wir bei Mondschein abends nach 6 Uhr ins Lager zurück. Wir mußten, ehe wir morgens 7 Uhr aufbrachen, natürlich längst die Pferde gefüttert, gestriegelt, getränkt und für uns im Zelt Frühstück gekocht haben. Die Mittagszeit von einer Stunde war sehr kurz, da wir doch die Pferde selbst zu versorgen hatten; ich war froh, wenn ich zehn Minuten den müden Nacken auszuruhen Zeit fand. Und wenn wir abends im Dunklen ins Lager zurückkehrten, mußten wiederum erst natürlich die Pferde abgeschirrt, getränkt, gefüttert werden, ehe wir ans Bereiten des Abendbrotes oder Mittagessens denken und für den nächsten Mittag Vorrat kochen konnten. Denn wenn alles besorgt, Schüsseln und Töpfe gewaschen, die Pferde noch einmal zur Tränke geführt, zugedeckt und mit Heu für die Nacht versehen waren, dann kam für mich wie auf der Farm die frohe halbe Stunde, da ich im Bett noch etwas lesen konnte, und ich ließ mich darin auch nicht stören, wenn im Zelt zum „Klönen" oder zum Kartenspiel meine Lagergenossen Besuch aus anderen Zelten bekamen. Ungemütlich war es bei Regenwetter, wenn Heu usw. naß war.

Ich hatte einen Petroleumkocher zum Kochen mitgenommen, trotzdem Petroleum sehr teuer ist. Außerdem aber hatten wir im Zelte gegen die Kälte einen Ofen zum Holzbrennen, auf dem wir dann

einen Topf mit irgend etwas zum Kochen — Fleisch, Bohnen, Äpfel — setzen konnten. Aber Holz, wo hernehmen und nicht stehlen, hieß es da. Wald gab es ja in der ganzen Gegend nicht, so waren wir auf das gräßliche Sagebrush angewiesen, den mein Pächter und sein Bruder abends oder Sonntags schlugen und herbeischafften, aber an manchen Stellen war auch der karg und nun erst, wenn er vom Regen naß war. Im ersten Jahre, als ich allein im Zelte hauste und es mir eines Abends recht kalt war, ich aber all das alte Holz aufgestapelt sah, das von den abgebrochenen Viadukten stammte und in Auktion verkauft, aber noch nicht abgeholt war, da erfuhr ich am eigenen Leibe die Versuchung, wenn man ohne eigene Schuld friert oder hungert, sich am Eigentum eines anderen zu vergreifen, und sagte mir, ich würde nie jemanden verurteilen, der unverschuldet hungernd und frierend zur Selbsthilfe gegriffen. Schöne Grundsätze, werden die sagen, die nie in ähnlicher Lage gewesen sind. Aber auch hier gilt das Wort: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen!"

Obwohl wir Farmer ja Mitbesitzer des Kanals waren, mußten wir uns bei der Arbeit natürlich dem von der Kompanie bezahlten „Kanalaufseher", der auch diese Arbeiten leitete, dem Manager, einem ehemaligen Farmer, unterordnen. Und das wurde mir nicht schwer gemacht, denn er kehrte nicht den Vorgesetzten heraus, sondern behandelte alle stets höflich und gentlemanlike, gute Disziplin wurde trotzdem gehalten. Wie anders würde das in Deutschland sein, wenn ein gebildeter Mann in die Lage käme, einen Ungebildeten als Vorgesetzten anerkennen zu müssen. Entweder letzterer würde seine Pflicht als Vorgesetzter nicht tun oder in den meisten Fällen durch schroffes, herrisches, anschnauzendes Benehmen den Mangel an Bildung und an natürlicher Überlegenheit zu ersetzen suchen. Überhaupt auch bei anderen Gelegenheiten, z. B. beim Ausarbeiten der Wegesteuer kam es mir oft zum Bewußtsein, und ebenso seit meiner Rückkehr nach Deutschland, wieviel deutsche Beamte in ihrem Benehmen sich gegen das Publikum herausnehmen, das Steuer- und also auch das Beamtengehalt zahlt, und wie geduldig sich die Deutschen das oft so unliebenswürdige, herrische Gebaren gefallen lassen.

Ganz besonders weise ich auf die deutschen Kolonieen hin, wo das Verhalten noch viel unangebrachter ist und noch viel schädlicher wirkt, doch es führt zu weit, darüber an dieser Stelle weitere Betrachtungen anzustellen.

„Der liebe Gott hat mancherlei Kostgänger" und mancherlei Kost-

gänger waren auch in jener Kanalanlage. Im großen und ganzen waren es ja Farmer, aber auch unter diesen gibt es an Bildung und Herkommen genug Unterschiede, dazu hatten manche Farmer auch ihre Knechte gesandt. Da fiel bei der Arbeit manch rauhes Wort und besonders weh tat meinem Ohr das gräßlich viele Fluchen im Lande der vielen Kirchen und Sekten.

Eine stille Freude war mir täglich die Betrachtung der herrlichen Beleuchtungen, für die ich aber wohl allein unter der ganzen Schar Verständnis hatte. Die Sonne ging im November erst nach 8 Uhr auf. Seit 7 Uhr bei der Arbeit, konnte ich daher jetzt täglich das schönste Alpenglühen der nahen Berge und den herrlichsten Sonnenaufgang und ebenso den Sonnenuntergang, das erneute Alpenglühen und den Übergang zur Nacht erleben. Das dritte Jahr war es in den ersten Dezembertagen, da trockener Frost der Arbeit ein Ende gebot. Froh, in dem Bewußtsein, meine Pflicht getan zu haben, kehrte ich dann jedesmal nach einer entbehrungsreichen Zeit, die doch ihrer Reize nicht ermangelte, zur Farm zurück, froh, für meine Pferde nachts einen Stall, für mich behagliche Zimmer für den kommenden Winter zu haben, und froh, danach sehen zu können, daß mein Viehzeug sein Recht bekam und nachts gut versorgt war.

Einige Angaben in Zahlen über unseren Kanal wie über den von den Farmern selbst gebauten „Nobleditch" sollen hier anschließend folgen:

Länge des „Farmers Cooperation Irrigation Co.'s Kanal" 45 englische Meilen.[1])
„ „ „Nobleditch" 35 „ „

Der Wert des Farmers-Kanal $ 300000
„ „ „ Noble-Kanal „ 50000

Der große Kanal hatte ursprünglich zwei große Überführungen und mehrere kleinere, die alle durch aufgedämmte Wässergraben von uns ersetzt wurden. Die beiden großen Überführungen waren je eine englische Meile lang. Sie waren 5 Fuß weit und 6 Fuß tief.

Diese wurden 1900 und 1901 durch oben erwähnte Erdbauten ersetzt. Sie haben ungefähr dieselbe Länge. Die Außenbank ist oben 10—15 Fuß, unten 75—100 Fuß breit.

---

[1]) 5 englische Meilen = 1 deutsche Meile.

Ferner wurde eine Überführung aus Stahl von 300 Fuß Länge für einen Notabzugskanal gebaut. Ungefähr 75000 Dollars wurden an Verbesserungsarbeiten ausgegeben. Davon 32000 Dollars für Zementarbeiten an den Haupt- und Abzugsschleusen.

Sechstes Kapitel.

Allerlei über Leben und Arbeitsteilung auf Feodor-Farm.

An dieser Stelle ist es vielleicht angebracht, einmal meine Tageseinteilung im Sommer und im Winter zu schildern, wie sie sich in all den Jahren gestaltete, da ich ohne Hilfe oder nur mit vorübergehender in Haus und Hof wirtschaftete.

Vorausschicken will ich, daß ich zu Anfang den Fehler gemacht hatte, zu viel Land zu kaufen. Mit dem Ankauf von 40 Acres, statt 80 Acres, hätte ich viele Jahre weniger Sorgen gehabt. Es war aber aus verschiedenen Gründen nie zum Verkauf eines Teiles meiner Besitzung gekommen, bis ich 1908 die ganze Farm verkaufte. Hatte ich 1898 im Sommer 40 Acres unbenützt liegen gelassen, im Jahre 1899 an den süddeutschen Melonen ziehenden Mann und 1900 und 1901 an einen benachbarten Farmer verpachtet, so traf ich 1902 aber ein besseres Abkommen, das mich weniger allein ließ, namentlich im Winter mich von der Arbeit des Fütterns und Melkens unabhängiger machte und mir daher auch ermöglichte, dann und wann einmal länger fortzubleiben, während man sonst immer zur Zeit des Melkens und Fütterns zurück sein mußte.

Ich verpachtete den Teil der Farm, den ich nicht selbst bewirtschaften konnte, an einen bewährten, pflichttreuen Mann irischer Abkunft. Sein Vater hatte in der Gegend eine Farm, er selbst aber besaß mit seinem Bruder, lediglich aus erspartem Lohn, eine Herde von etlichen hundert Stück Rindvieh, für die sie auf eigenem und ärmlichem, weil alkalihaltigem Boden nicht genug Heu ziehen konnten. So besäten sie auf meiner Farm jedes Jahr mehr Land mit Alfalfa, einer Luzernenart von unvergleichlichem Wachstum und Nährwert. Während der Frühjahrsbestellung, während des Bewässerns und der Heuernte war dann doch immer jemand außer mir auf der Farm. Obgleich ich mit der Verpflegung des Pächters nichts zu tun hatte, zog ich es doch meist vor, für uns beide Mahlzeiten zu richten,

während er dafür mir die Arbeit des Melkens und im Winter des Fütterns abnahm und mir beim Sprengen der Obstbäume ein für allemal half. Während der Heuernte und manchmal unverhofft kam es auch vor, daß wir für vier, fünf und mehr hungrige Männer kochen mußten, und ein amerikanischer Landmann und Arbeiter verlangt einen vollbesetzten Tisch. Während der Wintermonate, etwa von Dezember bis Februar, wurde des Pächters Vieh auf meiner Farm gefüttert und durch diese Pachteinrichtung hatte ich doch wenigstens einen Teil des Jahres zuverlässige Menschen auf der Farm. Ich selbst bewirtschaftete die Obstpflanzung, die meine Zeit mehr als ausfüllte. Ideal war diese Einrichtung freilich auch nicht, denn der Pächter hatte auf seinem eigenen, inzwischen gekauften Lande und dem seines verwitweten Vaters ebenfalls viel zu tun und sollte oft an beiden $1^1/_3$ deutsche Meile auseinanderliegenden Stellen zugleich sein. Er wurde übel empfangen, wenn er bei mir zu spät kam, während die Arbeit dringendster Art, Bewässern, Mähen und Ernten des zu trocken werdenden Heues auf ihn wartete, und ebenso von seinem Vater und seinen ebenfalls ledigen, jüngeren Brüdern gescholten, wenn er zu lange auf meiner Farm sich abgehetzt hatte. Das ganze Leben war für uns ein stetes Hetzen, da wir viel mehr Arbeit zu tun hatten, als zu bewältigen war. Aber ich konnte mich nicht entschließen, eine Familie mit Kindern auf die Farm zu nehmen. Wer weiß, wie wenig diese Art amerikanischer Kinder ihren Eltern gehorchen, auf sie hören, sie achten, wie diese jenen alle Freiheit lassen, der wird verstehen, daß ich lieber mich weiter abhetzte, als mir in mein gut gehaltenes Haus, in meinen Garten und auf meinen Hof eine amerikanische Familie mit Kindern aufzuhalsen.

War ich nun allein, so war morgens im Sommer nach dem Aufstehen das erste: hinaus, den Hühnern Futter geben, etwa vom Abend vorher ausnahmsweise im Stall gelassene Pferde füttern — alles andere Vieh war auf der Weide — und dann erst nach dem Wasser sehen. War dies in Ordnung, und brauchte es nicht „gewechselt" zu werden, dann ging es nach bald beendetem Rundgang zum Melken von zwei bis vier Kühen. Dabei begleitete mich meist alles, was ich an Hunden und Katzen hatte — namentlich die jungen Foxterriers und jungen Katzen waren dabei sehr possierlich und kannten wohl den Inhalt des Milcheimers. Nach beendetem Melken bekamen sie dann alle frische Vollmilch und waren sehr empört, wenn man ihnen mal abgerahmte Milch zumutete.

Aber wehe, wenn die Bewässerung „gewechselt" werden, also auf andere Teile des Feldes hinübergeleitet werden mußte, oder gar wenn irgend etwas in Unordnung kam. Also, wenn vor allem ein Graben oder Damm gebrochen war, das Wasser eine Stelle stundenlang während der Nacht überschwemmt hatte, oder wenn man in den Gräben weniger Wasser als sein sollte, oder gar keines vorfand, dann mußte man außerhalb der Farm die Wasserleitung nachsehen und feststellen, ob an dieser ein lieber Gofer über Nacht ein Loch verursacht, aus dem alles Wasser herauslief, oder ob der Hauptkanal infolge irgendeiner Störung wasserleer geworden. Bei diesen Entdeckungsfahrten stieß ich manchmal auf schöne Verheerungen und mußte dann mit Aufbietung aller Kräfte, ohne gefrühstückt zu haben, stundenlang graben und schaufeln und das Ausgebesserte bewachen, um weiteren Schaden zu verhüten. So fand ich eines Sonntag morgens, als ich allein auf der Farm war, daß das Wasser den Übergang von dem Deich zur Überführung beim Weg vollständig weggeschwemmt hatte. Damals war noch mein Nachbar Pächter. Wir mußten erst das Erdreich trocknen lassen. Trotz des Sonntags hatte ich nachmittags zur Stadt zu fahren, teures Bauholz herauszuschaffen und kam mit der schweren Ladung erst spät abends nach Hause, worauf ich dann noch natürlich melken usw. mußte. Ein anderes Mal, es war, ehe die Überführungen stärker neuerbaut waren, kippte ein Teil derselben über, ich mußte einen Ritt von etlichen Stunden machen, um eine Hilfe zu erbitten, die dann gegen Abend eintraf. Bei Mondschein arbeiteten wir dann und waren sehr zufrieden, daß inzwischen mein Hausgast, ein Bremenser, uns Abendbrot in Gestalt von Kartoffelkuchen bereitet hatte. Im Sommer 1900, da wir die $3^1/_2$ Wochen im Juli ohne Wasser gewesen, hatten die Gofers eine herrliche Zeit gehabt, die Dammbänke zu unterminieren. Es war abends 9 Uhr, als das Wasser zum erstenmal vom Hauptkanal in die Wasserleitung eingelassen wurde. Ein Goferloch großen Kalibers suchten wir mit im Halbdunkel herbeigeschlepptem Heu zuzustopfen. Doch die Sache war mir für die Nacht zu riskant und ich beschloß, das Wasser auszuschließen und es erst am anderen Morgen bei Tagesanbruch einzulassen. Als ich dies am nächsten Morgen — es war wieder Sonntag — tat, da war mir klar, daß ich ohne diese Vorsicht keinen Deich mehr gehabt hätte, denn die Gofers hatten längsseits der Bank ihre Gänge gegraben, nach außen nur eine dünne Wand lassend, die an vielen Stellen zugleich vom Wasser durchbrochen wurde, so daß wir erst

nach stundenlanger, angestrengtester Arbeit die Gefahr einer Dammzerstörung durch das Wasser abwenden konnten. Heute braucht mein Nachfolger eine solche Gefahr nicht mehr zu befürchten, denn inzwischen ist das Erdreich der Dämme und Deiche mit Gras bewachsen, die ein völliges Auswaschen der Anlage durch ein Goferloch unmöglich machen. Damals war es anders. Wir sahen also, daß einem das erste Nachsehen nach dem Wasser unverhofft und oft stundenlang in Anspruch nehmen konnte. Dann mußten die Kühe darunter leiden, die ich einen Sommermorgen erst um $^1/_2$10 Uhr melken konnte! Dann erst wusch ich mich und bereitete Frühstück, es wurde abgerahmt, Milchsatten gereinigt, eventuell Brotteig angesetzt, nach dem jungen Federvieh gesehen (1898 hatte ich auch einen künstlichen Brutapparat, der regelmäßig morgens und abends je eine halbe Stunde lang bedient werden mußte), eventuell gestäubt und gefegt, und dann ging es an die jeweilige Arbeit draußen. Um Mittag kam ich dann müde und hungrig zurück, doch ersteres gewöhnlich in dem Maße, daß ich den ganzen heißen Sommer hindurch mich mittags mit saurer Milch oder Dickmilch oder selbstgemachtem Quarkkäse, Salat und Obst oder Kompott begnügte, um mich möglichst schnell zu halbstündigem Mittagsschlaf niederlegen zu können. Wenn ich es irgend konnte, suchte ich mich dann im Hause aufzuhalten, bis die stärkste Sonnenglut vorüber war, nahm eine Arbeit im Schatten vor, wie Nageln von Versandkisten usw., abends arbeitete ich dann so viel länger. Aber nur zu oft mußte ich in der Sonnenglut des Nachmittags anspannen und Produkte auf sandiger Landstraße zur Stadt fahren! Kam ich dann müde und spät von der Stadt zurück, so mußte ich eilen, ehe es zu dunkel wurde, nach dem Wasser zu sehen und dann melken, ehe ich in der Dunkelheit die Kühe auf der Weide nicht mehr finden konnte, was mir tatsächlich mehrmals passierte, während sie im Winter sich meist beim Futter bergenden Stall einfanden. Dann erst konnte ich daran denken, mein Abendbrot zu bereiten. Hatte ich Vorrat gekocht, so war's nicht so schlimm, aber wie manchesmal kam man hungrig nach Hause und es waren gar keine Reste zum Aufwärmen im Keller und Speisekammer zu finden. Schon im ersten Winter hatte ich neun große Beete für Spargelkultur ausgehoben und später lebte ich von April bis Johanni fast ausschließlich von Spargel. Aber es gab Zeiten, wo ich in mehreren Tagen weder morgens noch abends Zeit zum Stechen fand. Froh war ich, wenn ich meinen Vorrat abends geschält im feuchten Tuch in den Keller

brachte, aber hart war es, wenn ich mit knurrendem Magen und Seitenschmerzen mittags von der Arbeit kam und erst mich hinsetzen und Spargel schälen mußte. Denn entgegen anderer Ansicht muß der Spargel meines Erachtens doch leicht geschält werden. Aber die Spargelspäne nicht wegwerfen, die das Feinste vom Spargel enthalten, sondern hübsch trocknen und im Winter hat man eine herrlich aromatische Spargelsuppe! Die Späne werden langsam durchgekocht und durchgesiebt, dann verfährt man wie mit frischer Spargelsuppe. Zu Weihnachten sandte ich außer getrockneten Früchten auch Spargelspäne, eine Erfindung, auf die ich sehr stolz war, als Muster ohne Wert nach Europa. Den Sonnabend oder wenigstens einen Teil desselben reservierte ich zum Hausreinemachen und Vorarbeiten für den Sonntag. Aber den Sonnabend nachmittag benutzen die Farmer allgemein als Stadttag, zu Besorgungen usw., und daher werden meist Versammlungen, Komiteesitzungen usw. auf diesen Tag gelegt, mir immer sehr ungelegen, denn das bedeutete stets für mich am Sonntag nicht vor 12 oder 1 Uhr oder noch später, mit der notwendigsten Arbeit fertig zu werden. Denn ich konnte den Sonntag nicht genießen, wenn meine Wohnräume nicht rein, blitzblank und staubfrei waren und bei Verhinderung am Sonnabend mußte die Arbeit dann am Sonntag getan werden. Erst wenn sie beendet, dachte ich an Anziehen, Rasieren und erstes Frühstück bereiten. Ich habe Sonntags oft erst nach fünfstündiger Arbeit den ersten Happen genossen. So blieben nur wenige Stunden am Sonntag nachmittag zum dolce far niente, dann mußte man im Sommer wieder hinaus, nach dem Wasser sehen, im Winter mit dem Füttern beginnen!

In der bewässerungslosen Zeit des Jahres trat an die Stelle der Arbeit des Bewässerns die ebenfalls zeitraubende des Tränkens des Viehes und der Stallfütterung, vor allem auch der Stallreinigung. Das erste nach dem Aufstehen im Winter war nach dem Aufschütten des geliebten Dauerbrandofens, Wasser zum Kochen aufsetzen (auf dem Petroleumherd) für das am Abend vorher hereingebrachte Hühnerfutter. Dann sich schnell anziehen und das inzwischen zum Kochen gebrachte Wasser dem Hühnerfutter beimengen. Während dies abkühlte, hinausgehen, Pferde und Kühe im Stall mit Heu füttern, Hühnerfutter und Milcheimer vom Haus holen, Hühner im Stall füttern und ihnen warmes Trinkwasser bringen, den Kuhstall vom Schlimmsten ausmisten, so daß man auf reinem Untergrund seinen Melk-„Stool" stützen konnte, dann die übliche Arbeit des Milchdurch-

A. Schreiber † phot. „Hans" auf Feodor-Farm,
aus der Schimmel-Stute „Kribi" geboren. 1 Jahr 10 Monate.

Verf. phot. Großmutter, Urgroßmutter und Kind. Mutter.
Bei der Urgroßmutter lernte ich 1896 melken.

siebens, Abrahmens, Schweinefütterns. Nach dem Frühstück und den notwendigsten Hausarbeiten wurde das Vieh getränkt. Bei Windstille mußte ich längere Zeit pumpen und las dann dabei, indem ich mir ein Lesepult aus zwei leeren Apfelkisten bei der Pumpe aufbaute. Das Vieh kam dann auch im Winter auf die Weide, ebenso die Pferde, soweit sie nicht gebraucht wurden. Die Ställe machte ich dann rein, eine im Winter gesunde Tätigkeit, wenn andere Arbeit im Freien ruht, aber im Frühjahr recht zeitraubend und doch nach meiner Auffassung notwendig. Mein Nachfolger soll darin anderer Ansicht sein und trotz der vielen Hilfe, die er hat, in meinen sorgsamst in Ordnung gehaltenen Ställen den Dünger im Sommer schon und ohne Stroh mehrere Fuß hoch liegen lassen!

Wenn ich Sonnabends nicht zur Stadt mußte, suchte ich möglichst in allem zum Sonntag vorzuarbeiten, wenn angängig, es einzurichten im Sommer, daß das Wasser Sonntags nicht gewechselt, sondern nur nachgesehen zu werden brauchte; im Winter „bedding"-Streu so reichlich in die Ställe zu bringen, daß Sonntags auch die Arbeit im Stall abgekürzt werden konnte. Einer besonders schwierigen Arbeit erinnere ich mich, als ich im kalten Winter im Stall, in dem es fror, eine junge Starke, die morgens zum erstenmal gekalbt hatte, zum Melken „brechen" mußte, und ebenso eine andere Starke im Sommer, als man von Moskitos beinahe aufgefressen wurde, und der ich dann Bein und Schwanz zusammenbinden mußte, um sie am Schlagen zu verhindern. Kühe mit am Stacheldraht verwundetem Euter oder Zitzen zu melken, war auch ein besonderes Vergnügen. Zu den außergewöhnlichen Arbeiten in Haus und Hof gehörte die Pflege kranker Tiere; über deren Häufigkeit kann ich mich nicht beklagen, weil sie ja sehr naturgemäß gehalten wurden. Ich besaß kein einziges Pferd, das je kolikkrank gewesen, nur einmal ein geliehenes! Um so mehr Unfälle hatte ich — sie sind gar nicht zu zählen — und ein wahres Wunder, daß ich stets mit einem blauen Auge davon gekommen war.

Als Neuling imponierte es mir sehr, wenn ich die Reitpferde der Cowboys unangebunden in der Stadt, nur mit vorn auf dem Boden hängendem Zügel stehen sah. Ich kaufte mir am zweiten Tag meiner Ankunft einen im Galopp unübertreffbaren Wallach, dem ich den afrikanischen Namen Njoku gab. Er aber war nicht zu diesem Trick „gebrochen" und konnte auch nicht Hafer vertragen, d. h. ihn stach der ungewohnte Hafer, und er ging mehrfach durch und ich hatte dann das Nachsehen. Im ersten Sommer meiner Farm ahmte ich

meinem Nachbar nach und trieb meine Pferde außerhalb der umzäunten Farm in den Sagebrush hinaus, um das damals im ersten Frühjahr vorhandene Gras fressen zu lassen, das besser war als Heufütterung, denn Weide hatte ich natürlich noch nicht. Njoku aber verschwand sofort und lief 30 englische Meilen weit nach der Stätte seiner ersten Jugend, wo er später im Kreise von Jugendgefährten gefunden und eingefangen wurde. Ich hatte eine mehrtägige Tour zu machen, ihn zurückzubringen. Das große, schwere Arbeitsgespann aber hielt sicht 14 Tage in der Nähe der Farm auf. Einmal ließen wir es auf dieselbe kommen mit der Absicht, ihm Hafer zu geben und es zu zähmen. Die Pferde begnügten sich nur mit Wasser und galoppierten wieder zum Hof hinaus, um dann 40 englische Meilen weit in ihre engere Heimat zurückzugehen, wo sie aber, unähnlich Njoku, sich den ganzen Sommer in den Bergen aufhielten und erst zum Herbst und nicht gleichzeitig gesichtet wurden. Nur mit Zeit und Kostenverlust bekam ich sie im Herbst wieder, das schönste der beiden Pferde, ein großer vierjähriger Wallach Nick, sollte sich seines Lebens nur noch kurze Zeit erfreuen. Außer diesen Pferden hatte ich damals noch eine normannische Stute, sie war schön, aber ein geborenes „runaway"- Pferd. Wie ich später hörte, war sie schon als ganz junges Tier, kaum eingefangen, mit dem Wagen fortgelaufen. Bei der ersten Frühjahrsbestellung hatte ich einen ganzen Tag mit meinen Hauptpferden geeggt. Dann gegen Abend diese Stute und Njoku an den Wagen gespannt, um noch Weizen zu meinen Nachbarn zu bringen und zu jener anfangs erwähnten deutschen Farmerfamilie zum Abendbrot zu fahren. Bei ihr war auch der englische Geistliche aus Payette eingeladen. Er hatte nachmittags bei mir vorgesprochen und mich beim Eggen angetroffen. Damals, 1896, gab es noch keine öffentliche Telephonlinie (jetzt schon seit Jahren zwei Konkurrenzlinien im ganzen Land), die Kanalkompanie aber hatte zum eigenem Bedarf im Sommer einen Draht an ihrem Kanal entlang geführt. Da ein Pfosten abgebrochen war, lag dieser in jener Zeit an einer Stelle noch auf der Erde. Ich stieg also aus, um den Draht vorsichtig über die Pferde zu heben und stellte mich dann vor diese, aber durch den Draht neigte sich wohl der Handgriff der Wagenbremse nach vorne über. Dies Geräusch genügte der Stute, um loszugehen! Ich lief vor, bzw. zwischen beiden Pferden, natürlich machtlos, sie von vorn zu halten, und wurde schließlich zur Seite gegen einen Stacheldrahtzaun geschleudert. Der weizenbeladene Wagen ging über mich weg, mein

schwerer Wintermantel wurde arg zerfetzt, verhinderte aber ernstere Verletzungen. Das Gespann ging mit dem Wagen auf und davon, die Dunkelheit brach herein, kein Haus war in der Nähe. Ich war nur fähig, aufzustehen, aber nicht zu gehen. Ehe es jedoch ganz dunkel wurde, kamen Nachbarn, die die herrenlosen Pferde eingefangen hatten und der Wagenspur folgend, mich bald fanden und nach Hause brachten. Ein näherer Nachbar aber, dem ich den Weizen bringen wollte und den man mit den magersten Pferden sonntäglich zur Baptistenkirche fahren sehen konnte, hörte von dem Unfall, ließ sich in seinem Abendbrot nicht stören und war erst bereit, nach demselben Samariterdienste zu tun, für die sich indessen andere bereits gefunden hatten. Njoku war von der Stute im Rennen auch gegen den Stacheldraht gedrängt worden und war ziemlich zugerichtet und mehrere Wochen gebrauchsunfähig. Der englische Geistliche leistete mir dann einige Tage Gesellschaft. Als weiteres Beispiel der schon erwähnten lächerlichen Prüderie mancher amerikanischen Kreise will ich erwähnen, daß die Frau, die ich den ersten Winter mit ihrem Mann und Kind im Hause hatte, nicht ins Schlafzimmer kommen wollte, sondern erwartete, daß der Geistliche ihr das Essen, das sie mir, dem Kranken, nicht an das Bett bringen wollte, abnähme. Er aber ließ diesen Unsinn nicht durch, sondern zwang sie, ihr das Teebrett nicht abnehmend, zum Hineinkommen. Welcher Art die so ekelhafte Prüderie ist, geht wohl noch besser daraus hervor, daß man vor Amerikanerinnen im Westen nicht vom Eber, Hengst oder Bullen sprechen darf, sondern nur vom male hog (männliches Schwein), horse statt stud oder stallion und erst recht nicht vom bull, sondern vom „gentleman cow"!

Nun weiter von den Stuten und Wallachen. Als ich, noch lahm, das erstemal, wieder über Land in Geschäften ausfuhr, nahm ich den alten, ruhigen Gaul meines verheirateten Arbeiters. Auf der Rückfahrt band ich ihn bei dem Hause des englischen Geistlichen an, bei dem ich mich mit einer Tasse Tee stärkte. Lose Buben spielten inzwischen mit Blech, das ruhige Pferd so in Angst versetzend, daß es sich vom Pfosten losriß, das Zaumzeug zerriß und mit dem ganz neuen „buggy" in der Stadt durch die Straßen rasend einen Backstein einer Hausecke herausstieß, dann in einer Planke den Wagen festfuhr, sich von der Deichsel befreite, alles Geschirr zerriß und erst nach zwei Tagen im Hügelland gefangen wurde. Die Reparatur des Wagens kostete den halben Preis der erst vor wenigen Wochen erfolgten Neuanschaffung.

Die Stute aber leistete sich im Frühjahr noch weitere Scherze. So warnte ich den neuen Arbeiter, der sich besonders auf Pferde verstand, als er sie zum erstenmal mit dem großen Gespann zusammen zum Pflügen aufs Feld nahm, zur Vorsicht. Er wies diese Warnung als sehr unnötig zurück; aber nach nur wenigen Minuten rasten alle drei Pferde zusammen geschirrt pleine carrière bei mir vorbei. Natürlich, die Stute hatte die Schuld, die anderen mußten einfach mit. Im Hochsommer nun, als kaum der schöne Wallach aus seiner Freiheit von den Bergen zurück war, arbeitete mein späterer Pächter im Arbeitsaustausch mit meinem Nachbar mit ihm und der Stute, dessen Feld nivellierend. Die Stute will wieder fortlaufen, der schwere Wallach stürzt und sie zieht den „scraper" weiter, so daß derselbe die Hinterfesseln des gestürzten Wallachs durchschneidet. Als ich, benachrichtigt, auf das Feld geritten komme, steht der schöne Wallach in einer Blutlache. Es war zum Weinen! Ich habe dann 14 Tage lang alles versucht, ihn geschient, ihn schließlich schweben lassen, indem ich einen breiten Bauchgurt machen ließ; der Kampf mit den Fliegen und ihren Maden an der Wunde, die nicht heilen wollte, war gräßlich. Schweren Herzens zog ich ihn, der auf drei Beinen humpelte, aufs Feld hinaus. Das schöne, treue Pferd sah mich so traurig an, als wüßte es, um was es sich handelte; ich erschoß es dann mit dem Revolver, und befreite ihn so von seinen Qualen. Als ich zurückkam nach dem Hof, stand die Stute in der Corrall, ich hatte Lust, sie auch zu erschießen, leider tat ich es nicht.

Bald darauf brachte ich mit ihr und Njoku Melonen an die Bahn. Vor uns fuhr ein Nachbar auf einem kastenlosen Wagen — nur mit Untergestell zum Bretteraufladen. — Die Fliegen quälten arg; da klemmte sich der Stute der Zügel unter den Schweif fest. Nun war kein Halten mehr, der Weg schmal, Ausweichen unmöglich, so sprang sie einfach auf den Wagen und bohrte sich eine der stumpfen Wagenpfosten tief in die Brust.

Ich ließ sie einige Tage in der Nähe der Unfallstelle auf der Weide, verband die große Wunde, täglich zur Stadt kommend und führte sie dann zu Fuß hinaus; sie ging mit der großen Brustwunde sehr steif und war doch nicht umzubringen. Dem nächsten Besitzer, dem ich sie geheilt im Herbst verkaufte, lief sie gleich mit dem „Cultivator" fort, so daß auch er sie losschlug. Sie erfüllte dann ihren Beruf als Mutterstute und lebt heute noch.

Einmal wurde ich auf der Farm aus dem „buggy" geschleudert,

A. Schreiber † phot. 1907. Verfaſſers Fuhrwerk („buck board").

A. Schreiber † phot. 1907. Verfaſſers Geſpann
auf einer Nachbarsfarm in Oregon zu Beſuch, links „Prinz", rechts „Fawn".

da ein Pferd scheute. Ich verstauchte mir die Hand. Der Finger mit dem Siegelring schwoll so stark an, daß ich zu einem eine halbe Stunde entfernt wohnenden Nachbar mußte, der mir den Ring vom Finger abfeilte. Ich trug den rechten Arm in der Schlinge und mußte mühselig mit der linken Hand melken. Das wiederholte sich einige Jahre später, als meine rechte Hand in das Zahnrad meines Gasolinmotors geriet!

Eines November-Abends 1907 fuhr ich nach Hause, nachdem ich in Payette einer Schulversammlung beigewohnt hatte. Am Wege lag ein in der Dunkelheit unsichtbarer Haufen Stacheldraht. Beim Umwenden traten die Pferde hinein. Es erschreckte sie so, daß sie durchgingen. Ich war machtlos, sie zum Stehen zu bringen. Die Arme waren wie tot. So liefen sie etwa dreiviertel englische Meilen, als ich bei der ersten Straßenbiegung hoch über dem Rad aus dem Wagen geschleudert wurde. Die Wendung war so scharf, daß das sehr große, schwere Fell, in das ich eingewickelt war, mit hinausflog, ohne in den Rädern hängen zu bleiben. Ich wurde also wie durch ein Wunder nicht geschleift, sondern kam mit einer leichten Erschütterung davon. Die Pferde rasten weiter, bis sie gegen einen Telephonpfosten anrannten. Die Deichsel brach und trieb sich meiner schönen, sehr wertvollen Schimmelstute in die Seite. Wir fanden das Wrack vom Wagen noch dieselbe Nacht, die Pferde aber erst den nächsten Morgen. Kribi, die Stute, hat noch einen Sprung seitwärts in einen Hof gemacht, wo sie dann wohl mit durchbohrtem Herzen ohne weiteres Leiden gestorben ist. Wir fanden sie dort am Sonntag morgen tot, den Traber Prinz an einer anderen Stelle aber unversehrt.

Siebentes Kapitel.

Zuckerrüben und Mormonen.

Als ich im Herbst 1895 meine Farm einrichtete, mußte ich mir natürlich den Heuvorrat für ein Jahr kaufen. Ein Nachbar konnte mir nur einen Teil überlassen, den Rest mußte ich von Falkstore beschaffen, $2^1/_2$ deutsche Meilen von mir entfernt, mit Pferd und Wagen auf minderwertigen Wegen in kurzen Herbsttagen heimfahren lassen.

So wenig Heu wurde damals noch angepflanzt! Ich bezahlte damals 5 Dollars per Tonne gleich 2000 Pfund. Jeder Neuankömm-

ling aber bestellte so viel seines Bodens wie möglich mit Alfalfa, einer Luzernenart, weil es eine verhältnismäßig einfache Sache ist und weil andererseits der aus Krateraſche bestehende Boden beim späteren Umpflügen durch Zuführung von Stickstoff ein ideal fruchtbarer wird. Im zweiten Jahr erntet man 5 Tonnen (10000 Pfund) Heu pro Acre (1 Acre gleich 1,6 pro Morgen, ungefähr gleich ein bayrisch Tagwerk). Gekauft wurde das Heu von den Schafzüchtern. Diese hatten damals in den Bergen freie Weide. Im Winter kamen sie herunter und kauften das Heu von den Farmern für die Schafherden, die bis zum Frühjahr auf den Farmen und in deren Nähe gefüttert wurden. Bald trat eine Überproduktion ein, der Preis für Heu sank auf 3 Dollars pro Tonne. Ja, da viele nicht einmal dafür verkaufen konnten — unter Produktionskosten —, so glaubte ein sonst sehr tüchtiger Farmer etwas sehr Konservatives und Schlaues zu tun, als er sich vertraglich auf fünf Jahre verpflichtete, einem Schafzüchter für 3 Dollars die Tonne Heu zu liefern. In dem ersten und zweiten Jahr dieser Vertragszeit jedoch folgte ein langer Nachwinter im März. Zu dieser Zeit gab es sonst schon Gras in den Bergen für die Schafe, jenes Jahr Schnee und Eis. Alles Heu in der ganzen Gegend wurde zu Preisen von 15—17 Dollars pro Tonne im Frühjahr verkauft. Da also fürs nächste Jahr kein Heu übrig blieb, so wurden auch gleich im folgenden Herbst gute Angebote gemacht, die Preise stiegen im Laufe des Winters abermals beträchtlich. Inzwischen hatte die Reorganisation des großen Kanals stattgefunden und die Vorbedingungen für eine große Zuwanderung waren gegeben. Sie blieb denn auch nicht aus und ebenso eine abermalige Überproduktion an Heu. Früher hatten die Viehzüchter die freien Gebirgsweiden des Westens zum großen Teil rücksichtslos verdorben, jetzt drohte seitens der Schafzüchter dasselbe. Da legte sich die Washingtoner Regierung ins Mittel. Um den Forstbestand der Bundesländer zu schonen und eine weitere Aufforstung zu ermöglichen, wurde auf energisches Treiben des bestgehaßten Mannes in den Vereinigten Staaten, Clifford Pinchot, des weitsichtigen, obersten Forstbeamten und Vertrauten Roosevelts, eine zweckmäßige und weise Regelung der unendlichen Weidegebiete im Westen vorgenommen, die auch dem kleinen Schafzüchter dazu verhalf, Weideland zu erhalten. Alles gegen Zahlung einer ganz geringen Pacht. Nun erhob sich ein Geschrei der Schafzüchter; sie gingen dem Untergang entgegen infolge bureaukratischer Maßnahmen und gegen den „grünen Tisch“† wurde Zeter

Die 5zinkige Heugabel (derreck-fork) wird ins Heufuder gesteckt.

Links ein kleiner Neben-Diemen, über dem durch Anzug der Pferde die heugefüllte Gabel schwebt.

Jahrelang haltender Heu-Diemen auf Feodor-Farm, mittels des Kranes von zwei Mann aufgebaut.

Verf. phot. 1906.

und Mordio geschrien. Viele von ihnen, ohne jegliche Schulbildung, waren in wenigen Jahren vom einfachen Schafhirten zum wohlhabenden Manne geworden. Soll ihnen auch gewiß Nüchternheit, Geschäftstalent und Beharrlichkeit nicht abgesprochen werden, so verdankten sie in der Hauptsache doch ihren Erfolg den örtlichen günstigen Verhältnissen, die ihnen für dreiviertel des Jahres freie Weide, für den Rest billiges, aber sehr gutes Heu boten. Ein weiterer bestimmender Umstand war, daß Chicago dauernd hohe Preise für Hammelfleisch zahlte. Da entschlossen sich manche Schafzüchter, einen großen Teil ihres Hammelbestandes nach Chicago zu teuren Preisen zu verkaufen. Auch stärkere gesundheitliche Maßnahmen seitens des Staates ließen dem Schafzüchter die schönen paradiesischen Zeiten vorbei sein. Man wollte auch auf die Farmer einen Schreckschuß † abgeben und sie zwingen, ohne Vorteil ihr Heu für 4 Dollars den Schafbaronen zu verkaufen. Und als sie sich nicht verblüffen ließen, gingen die letzteren in neue, aber zum Füttern weniger günstige, vor allem weit wasserärmere Gegenden, wo man ihnen billig und willig Heu verkaufte. Andererseits waren die Farmer in unserer Gegend auch nicht lässig und suchten sich, zunächst mit großer Mühe und erst allmählich mit Erfolg, andere Märkte für ihr Heu. So kauften sie Heupressen, preßten das Heu und boten es an der Pazifikküste und nach Japan zum Verkauf an. Die große Schwierigkeit lag darin, daß die infamen Eisenbahnen keine annehmbaren Frachtraten für Heu geben wollten.

So ging die Sache auf und nieder. Es drängte sich aber immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß die Zeiten für das Payette Valley vorüber seien, in denen es vorwiegend ein Heu produzierendes Land sein konnte. Die Bevölkerung war dafür zu gescheit, der Boden zu wertvoll, die Bewässerungsunkosten zu groß, alle Vorbedingungen zu einer intensiv betriebenen Landwirtschaft waren gegeben und — auch hier das alte Lied — es fehlte an billig zu erreichenden Absatzmärkten! Man macht sich davon gar keinen Begriff, wieviel Obst und Gemüse in solcher Gegend jedes Jahr verdirbt, ja, von den Schweinen unbenutzt gelassen wird, für das in den Großstädten manch einer bereit wäre, noch einen guten Preis zu bezahlen!

Sehr willkommen war 1904 ein Angebot von Colorado in Payette, eine Zuckerrübenfabrik zu bauen, falls die Farmer der ganzen, weiteren Gegend sich verpflichteten, drei Jahre so und so viel Acres mit Zuckerrüben zu bestellen. Der gebotene Preis per Tonne (2000 Pfund)

Zuckerrüben mit gewissem Mindestmaß an Zuckergehalt betrug 4,50 Dollars. Im Frühjahr desselben Jahres hatte man in Boisé, Payette und anderen Städten „Commercial Clubs" ins Leben gerufen, eine Art Handelskammer im kleinen. Diese Organisationen haben sich seitdem zur Förderung auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet ganz vorzüglich bewährt.

Dem Commercial Club in Payette wurde nun als erste öffentliche Aufgabe die Einführung der Rübenzuckerindustrie im Payette Valley von den Umständen zugewiesen.

In Colorado sowohl wie in Utah gibt es Syndikate, die in ihren Staaten eine Anzahl Zuckerfabriken errichtet haben. Gänzlich unabhängig sind sie natürlich nicht, im Gegenteil — der Havemeyersche Zuckertrust behält sich in jeder amerikanischen Zuckerfabrik etwas über 50 Prozent des Aktienkapitals vor, so daß ihm jeweils die ausschlaggebende Stimmmehrheit bleibt.

Das Colorado-Syndikat machte uns nun ein Angebot, es wolle in Payette eine Zuckerfabrik errichten, wenn genügend Verträge für drei Jahre unterzeichnet würden, in denen sich die Farmer verpflichteten, eine bestimmte Anzahl von Acres mit Zuckerrüben zu bestellen. Hierfür erboten sich die Colorado-Leute 5 Dollars pro Tonne (gleich 2000 englische Pfund) Zuckerrüben zu zahlen, ohne Rücksicht auf den Zuckergehalt. Sie konnten dies letztere tun, weil durch frühere Versuche festgestellt war, daß Idaho Rüben vom stärksten Zuckergehalt hervorbringt.

Die vorbereitenden Versammlungen und Besprechungen fanden gewöhnlich abends in Payette statt. Ich wohnte ihnen meistens bei, was immer ein spätes Nachhausekommen auf die Farm bedingte. Um so größer war aber auch gegenüber den anderen Farmern mein Einblick in die ganze Entwicklung dieser Angelegenheit. Schließlich war alles vorbereitet, von den Farmern die Kontrakte zum dreijährigen Rübenbau zu erhalten. Es wurden über den ganzen vorgesehenen Distrikt kleine Komitees, aus Geschäftsleuten und Farmern bestehend, verteilt. Die Hauptleitung der ganzen Aktion aber lag in den Händen der Commercial Clubs. Es galt nun, von Haus zu Haus, von Farm zu Farm zu fahren und wenn angängig, von jedem Farmer unterschriftlich die Verpflichtung zu erhalten, einen möglichst großen Teil seiner Farm mit Zuckerrüben zu bestellen.

Die Errichtung einer Zuckerfabrik erheischt sehr viel Kapital, desgleichen der Betrieb. Es ist deshalb natürlich, daß man sich nur

dann zu derselben entschließt, wenn die Lieferung einer Mindestmenge von Zuckerrüben fest zugesichert ist. Andererseits waren die Bedenken der Farmer, im großen Maße zum Rübenbau überzugehen, voll berechtigt. Wohl wußten sie, daß bei den geschilderten unsicheren Heupreisen eine Rettung nur in der Erschließung neuer Marktgebiete lag, wie sie die Rübenindustrie gewährte, wohl verkannten sie die vielen Vorteile und Nebeneinnahmen, die diese Industrie der Gegend bringen würde, keineswegs. Aber sie erkannten auch klar, daß es immerhin einem Sprung ins Dunkle nicht unähnlich war. Man wußte, daß Zuckerrübenbau mit Irrigation ganz besonders gelernt und verstanden werden will, daß sehr leicht bei einem trockenen und windigen Frühjahr das Auflaufen der zarten Pflanzen schwierig oder unmöglich sein kann, namentlich bei Boden, wie dem bei New-Plymouth, dessen Oberfläche leicht eine harte Kruste bildet, durch den die schwachen Pflanzentriebe nicht hindurch können. Man wußte, daß der Zuckerrübenbau von dem Farmer ein großes Betriebskapital erforderte, daß 10—12 Tonnen der Ernte von diesen verschlungen werden, man wußte, daß dreijähriger Rübenanbau auf demselben Boden diesem sehr viel Kraft nehmen würde. Und viele Farmer waren nicht in der Lage, auf ihren zum Teil ganz neuen Farmanlagen das System der Fruchtfolge bereits einzuführen! Das Rübenland in Bewässerungsgegenden muß eben ganz besonders zur glatten, künstlichen Bewässerung geeignet und vorbereitet sein, und möglichst muß schon Grünfrucht untergepflügt sein! In einer neuen Gegend erfordert eine Urbarmachung und Einrichtung einer Farm viele Barmittel. Im Hinblick auf die Gunst des Klimas, die Fruchtbarkeit der Gegend kann man schon ohne allzu großes Risiko beträchtlich mit Kredit arbeiten, aber die 8—10-prozentigen Hypothekenzinsen müssen doch aufgebracht werden. Man konnte es daher jungen Farmern mit schwer belastetem Besitz gar nicht übelnehmen, wenn sie auch gerade in Rücksicht darauf zaghaft waren, an die Sache heranzugehen. So hatten wir eine nicht leichte und vor allem zeitraubende Arbeit vor uns, die Zustimmung der gesamten Bevölkerung zu erhalten. Ich persönlich hätte mich nicht an dieser Agitationsarbeit beteiligt, wäre ich nicht von der absoluten Notwendigkeit überzeugt gewesen, daß die Einführung einer derartigen Industrie erst die in der Bevölkerung und im Boden schlummernden Kräfte ganz entfalten und der Gegend die zu einer gesunden und steten Entwicklung notwendigen Vorbedingungen schaffen würde. Und jene Fahrten, Besuche und Unterredungen wurden mir mit zu den

interessantesten und liebsten, die ich in meiner öffentlichen Tätigkeit dort erleben durfte. In dem mir zugeteilten Distrikt, dem auch meine Farm zugehörte, erledigte ich meine Aufgabe zusammen mit einem lieben Nachbar, dessen Integrität allgemein bekannt war. Der amerikanische Farmer ist, ähnlich dem deutschen Bauern, von einem großen Mißtrauen gegen die Geschäftsleute erfüllt. Dies erklärt sich daraus, daß die amerikanischen Geschäftsleute — oft selbst einst Farmer gewesen — diese zu übervorteilen wissen, oder daraus, daß manche Farmer wenig oder gar keinen „Geschäftssinn" haben. Aber wir beide waren selbst Farmer, unsere Nachbarn wußten, daß wir uns ehrenamtlich der Aufgabe unterzogen, daß unser Interesse identisch mit dem der Allgemeinheit war, daß wir dasselbe Risiko zu übernehmen uns verpflichteten wie diejenigen, an die sich unsere Überredungskunst wandte. Es bestand ein gegenseitiges Vertrauen in unseren Unterredungen, und mich überkam wieder einmal das wundersame Gefühl des Pioniers, der mit Pionieren zu tun hat, das Bewußtsein der engen Zusammengehörigkeit der ganzen Bevölkerung einer zukunftsreichen, jungfräulichen Gegend, der Überzeugung, alle sind Mitglieder einer großen Gemeinde, die einig, Kleinliches hintansetzend, nur ein gemeinsames, großes Ziel vor Augen hat: den wirtschaftlichen Aufschwung ihrer neuen Heimat und damit für den einzelnen die Sicherung seines Familienglückes und das seiner Nachkommen, für die er arbeitet und sich müht. Erfreulich und ermutigend war es, wenn ich inne ward, welch herrlicher Kern doch in vielen dieser Leute steckte; wie junge Leute, die mit wenig Barmitteln sich ihr Glück als freie Männer auf eigener Scholle durch harte Arbeit und viel Mühe zu schaffen versuchten, noch neu und fremd in der Gegend, Vertrauen zu uns faßten. Vertrauen zu unseren Plänen, zum Land und zu ihrer eigenen Kraft und Tüchtigkeit, und uns überraschten durch ihre endliche Bereitwilligkeit, eine für ihre Verhältnisse große Zahl von Acres mit Rüben zu bestellen. Und dieser herzerquickende Eindruck ist auch bis zur Stunde geblieben gegenüber jenen anderen widerwärtigen. Es gab einzelne — wie überall —, die aus dem Gemeinsinn der überwiegenden Majorität Gewinn zu ziehen suchten und ihre eigene Beteiligung am Rübenbau versagten. Ihre Weigerung enthob sie jeglichen Risikos und es eröffnete sich ihnen nun ein guter Markt für die Produkte, die vor Einführung des Rübenbaues infolge von Überproduktion niedrige Preise erzielten. Dieser kleinlichen und selbstsüchtigen Minorität brachten die folgenden Jahre

Ernten von Heu, Kartoffeln usw. hohe Preise. Höhnisch kam später einmal mein nächster Nachbar, der zu jener Minderheit gehörte, zu mir und rechnete mir vor, wieviel mehr er das Jahr verdient habe, als wir mit unserem Rübenbau. Ich entgegnete ihm einfach, ihm sei die Erzielung dieser Preise nur durch das Übergehen der Bevölkerung zum Rübenbau möglich gewesen. Die allgemeine Achtung verscherzte sich diese Minorität, besonders soweit sie durch Wohlstand in der Lage gewesen wäre, mit gutem Beispiel bei Übernahme des Rübenrisikos voranzugehen. Diese Art Leute hatten nur für eines Sinn, für den Mammon. Höhere Ziele, höhere Gesichtspunkte sind ihnen fremd. Dies zeigte sich wieder bei allen Gelegenheiten, bei denen es sich um das Wohl der Allgemeinheit handelte. In der Opposition befanden sich immer dieselben Leute.

Während wir bei dieser Arbeit waren und die Umgegend weit über das Payette Valley hinaus gewonnen wurde, für das Colorado-Syndikat zum Preise von 5 Dollars die Tonne Rüben zu bauen, arbeiteten im geheimen gegnerische Mächte. Ein Freund der Mormonen benachrichtigte angeblich die Führer ihrer Kirche, daß Colorado-Leute in Südwest-Idaho eine Zuckerrübenfabrik errichten wollten. Zunächst wird man erstaunt fragen: Was haben die Führer einer Kirche mit dem Bau einer Zuckerrübenfabrik zu tun? Die Antwort wird sich aus folgendem ergeben:

Die Geschichte der Mormonensekte in ihren Hauptzügen, ihr Zug über die unwirtlichen Felsengebirge und durch die Wüste und ihr Besitzergreifen der trostlosen und menschenleeren Gegend um den großen Salzsee im Jahre 1847, alles nach biblischem Vorbild, darf ich als bekannt voraussetzen. Ebenso, daß eine ihrer Hauptlehren die Vielweiberei war und ist, daß sie sich nicht nur sehr schnell vermehrten, sondern daß ihre Anhänger mit beispielloser Energie in kurzer Zeit die Wüste um den Salzsee im Staate Utah mit Hilfe der künstlichen Bewässerung in einen paradiesähnlichen Garten verwandelten. Weniger bekannt dürfte sein, daß ihre geistlichen Führer, Hohenpriester und Mitglieder der obersten Kirchenbehörde hervorragende Geschäftsleute und Multimillionäre sind, daß die Mormonenkirche, vorbildlich organisiert, einen Staat im Staate bildet und von allen Gliedern ein Zehntel ihres Einkommens nicht nur einfordert, sondern auch erhält, daß sie kraft ihrer enormen Kapitalmittel in engstem Zusammenhange mit den großen Trusts steht, und daher auch in ihrer Leitung der republikanischen Partei angehört, daß sie politisch die Staaten Utah, Wyoming

und Idaho jetzt völlig beherrscht und durchaus nicht gesonnen ist, sich in diesen Ausdehnungsgelüsten in den westlichen Staaten Beschränkung aufzuerlegen. Im Juni 1904 wohnte ich einer Unterredung bei, in der ein Führer der republikanischen Partei in Idaho einem Freunde von seiner im Interesse der bevorstehenden Wahl unternommenen Reise nach Salt Lake erzählte. Er erwähnte, wie er und ein anderer bekannter Politiker Idahos u. a. auch Audienz bei dem Leiter der Union Pacific und Oregon Short Line Eisenbahn gehabt, und wie er infolge dieser Besprechung überzeugt sei, daß ein Mr. J. R. G. als Gouverneur von Idaho im Herbst aus den Wahlen hervorgehen würde. Ich fragte mich, was haben die Leute in Salt Lake Utah, vor allem der Eisenbahnleiter in Salt Lake mit der Wahl eines Gouverneurs für Idaho zu tun?

Als so ziemlich alle Rübenkontrakte zwischen uns Farmern und dem Colorado-Syndikat unterzeichnet waren, trat ein Mormonen-Bischof, zugleich ein gewandter Geschäftsmann, in Payette auf und berief eine Versammlung. Ich konnte ihr wegen Unwohlseins nicht beiwohnen. Sie war auch nicht übermäßig besucht. Er machte neue Vorschläge. Seine Utah-Leute, d. h. Mormonen, erklärten sich bereit, in Payette eine Fabrik zu bauen. Sie hatten bereits mehrere in den von Mormonen besiedelten Süd-Osten Idahos im Anschluß an ihre Fabriken in Utah erbaut und seit einigen Jahren in Betrieb. Die technischen Leiter sind meist Deutsche aus den bekanntesten Zuckerrübengebieten gebürtig. Aber die Utah-Leute wollten nur 4,50 Dollars für die Tonne bezahlen.

Trotz des durchaus ungünstigen Kontraktes erklärten sich maßgebende Geschäftsleute in Payette zugunsten dieses Vertrages. Es wurde unter der Hand mit Energie für die Mormonen gearbeitet, aber es fehlte unter den Farmern nicht an Stimmen, die gegen das Projekt sprachen, dessen Annahme den Einfall der Mormonen in das schöne Payette Valley und dessen spätere Besitzergreifung bedeutete. Unter der Leitung des Mormonen-Bischofs und einiger führender Geschäftsleute wurde eine zweite stark besuchte Versammlung früh um 10 Uhr abgehalten. Der Bischof erklärte, wir müßten uns sofort schlüssig werden, ob wir ihr Angebot annehmen wollten oder nicht. In letzterem Falle würde er bereits mit dem Nachmittagszuge weiter fahren und die Wohltat ihres beabsichtigten Unternehmens einer anderen Gegend zuteil werden lassen. Dies wurde von uns als „bluff“† erkannt und von mir mit dem Hinweis ins

rechte Licht gestellt, daß es ja überhaupt im Süd-Westen Idahos keine in Betracht kommende Gegend von gleichem Vorzug wie unser Payette Valley gäbe. Ich beantragte Vertagung der Versammlung, bis die interessierten Farmer sich mit ihren Vertrauensmännern besprochen hätten. Der Antrag fand keinen Anklang, und dem Bischof wurde wieder das Wort erteilt. Nachdem er weiter mit Eifer geredet hatte, erbat und erhielt ich abermals das Wort. Ich führte aus, wir hätten ein Recht in einer Versammlung, in der nur die Kontraktunterzeichner und ihre Vertrauensmänner Zutritt hätten, die Sachlage zu beraten. Ich beantragte Vertagung dieser Versammlung auf eine spätere Stunde und Anberaumung einer Sonderversammlung in einem inzwischen zur Verfügung gestellten zweiten Lokal auf 1 Uhr. Dieser Antrag wurde angenommen. Nun waren wir nicht Gäste der Mormonen und konnten ohne Rücksicht auf diese frei von der Leber die wahre Sachlage besprechen. Ich war ja von den Geschäftsleuten dahin verständigt worden, daß die Dinge jetzt so lägen: entweder Vertrag mit den Mormonen oder kein Zuckerrübenbau in Payette. Es hatte sich herausgestellt, daß der Havemeyersche Zuckertrust das ganze Gebiet in Idaho den Mormonen für die Rübenindustrie überliefert hatte. Dadurch hatten diese die Macht, das Colorado-Syndikat von uns fernzuhalten. So überzeugt ich nach wie vor von der Notwendigkeit der fraglichen Industrie für unsere Gegend war, so glaubte ich dennoch nicht, daß sie um diesen Preis — der Auslieferung der Gegend an die Mormonen — ins Leben treten müßte. Ich führte aus, heute handle es sich in erster Linie um die Frage: Wollen wir die Gegend den Mormonen preisgeben oder sie von uns fernhalten?

Ich persönlich habe später einige prächtige Menschen aus den Mormonenkreisen Utahs kennen gelernt. Dennoch ist meine Ansicht bis heute dieselbe geblieben wie in jener Stunde. Die Mormonen stellen eben zweifellos die Interessen ihrer mustergültigen Organisation, ihrer Kirche, über die des Staates, sie wollen ein Staat im Staat sein. Daran hat das „Manifest" auch nichts geändert. Auf Druck der Bundesregierung wurde es von Joseph Smith, dem hochbetagten derzeitigen Haupte der Mormonenkirche, erlassen. Er verbot die Vielweiberei. Der alte Herr selbst aber, mit dem ich vor zwei Jahren mit seiner fünften oder sechsten Frau, die dem Aussehen nach eine Vierzigerin, in der Eisenbahn in Utah zusammen fuhr, wurde vor einigen Jahren vom amerikanischen Gericht nach der Geburt seines ungefähr vierzigsten Kindes zu einigen hundert Dollars Strafe verurteilt. Ebenfalls wurde

in dieser Zeit ein langwieriger Prozeß gegen Senator Smoot in Washington geführt. Die Mormonengegner protestierten dagegen, daß er als Mormone, der Vielweiberei trieb, seinen Sitz im Senat in Washington behielt. Der Senat ernannte eine Untersuchungskommission. Unendlich viel Material „für und gegen" wurde herbeigeschafft. Mit großer Leidenschaft wurde der Prozeß geführt, unglaubliche Dinge wurden von gegnerischer Seite vorgebracht. Das Ende war dennoch vorauszusehen. Die Mormonen bilden, wie schon erwähnt, eine mächtige Stütze der republikanischen Partei. Senator Smoot, der mit seiner Frau denselben Vater hat, wurde nach zweijährigem Prozeß das Recht zugesprochen, seinen Sitz im Senat in Washington zu behalten! Die Frage ist wohl schwer zu entscheiden, ob die Mehrheit sich dem berühmten „Manifest" unterordnet, das die Vielweiberei auf Grund einer Offenbarung Gottes auf dem Berge bei Salt Lake, die Joseph Smith wurde, aufhob. Für mich ist die Tatsache des Staates im Staate wichtiger, die Tatsache, daß die Mormonen sich möglichst von allem Verkehr mit Nicht-Mormonen abschließen. Mit nachahmenswerter Zähigkeit suchen sie festen Fuß in einer Gegend zu fassen und allmählich alle anderen zum Verlassen derselben zu zwingen. Sie gründen möglichst gleich eigene Geschäfte, von denen Mormonen-Farmer ausschließlich ihre Waren zu beziehen suchen. Nach meiner Ansicht ist der Mormonismus für den Westen der Vereinigten Staaten, was der Ultramontanismus bei uns ist. Ich fand noch keinen Punkt, in dem der Vergleich nicht stimmte.

In jener Versammlung berief ich mich absichtlich und in der Hauptsache auf die früheren Mitteilungen eines Nachbarn, der lange unter den Mormonen gelebt und mir darüber stets sein Leid geklagt hatte. Wirtschaftlich abhängig von den Mormonen-Freunden, war er von diesen uns gegenüber als Werkzeug benutzt worden, und durch diese Vorwegnahme seiner früheren Äußerungen entwertete ich seine nachfolgende Rede. Es fehlte auch von anderen angesehenen Farmern nicht an ernsten Warnungen, die mir voll und ganz beipflichteten. Der Erfolg unserer Bemühungen war dennoch, wie vorauszusehen, negativ. Die Mehrheit entschied sich für Annahme des Mormonenvorschlages. Ein Teil derselben konnte sich unsere Prophezeiungen nicht zu eigen machen, ein anderer wollte für jeden Preis die Rübenindustrie haben. Mir aber blieb die Genugtuung, in ernster Stunde warnend, weitblickend und voll Sorge für unser schönes Payette Valley die Stimme erhoben zu haben. Noch am selben Abend sagte mir ein

älterer Herr, der lange in Utah unter den Mormonen gelebt und bei besagter Eisenbahn eine verantwortliche Stellung bekleidet hatte, ich hätte mit meinem Kampf völlig recht; in zehn Jahren würde das Valley in der Hauptsache von den Mormonen besetzt sein. Damals — im Winter 1904/05 — gab es erst einige Mormonenansiedlungen im obersten Teil bei Emmett und Falkstore, wohin als Vorposten arme Mormonenfamilien vorausgesandt waren, die sich auf minderwertigem, alkalireichem Boden angesiedelt hatten. Drei Jahre später waren in meiner Nachbarschaft, also in der Gegend mit bestem und teuerstem Boden etliche Mormonenfamilien bereits angesiedelt, wie auch zahlreicher Zuzug in die Stadt Payette erfolgt war, in der man schon damals den Bau einer Mormonenkirche plante. Der Eifer und das Geschick, mit dem die Missionare für ihre Sache Propaganda machen, ist ja auch in Europa bekannt. Ende der 90er Jahre ließ sich der deutsch-lutherische Pastor von Payette für seine Missionsarbeit eine Liste aller Bezieher der bekannten in Milwaukee erscheinenden deutsch-amerikanischen Zeitung „Germania" senden. Als er mit diesen Abonnenten in Verbindung trat, ergab sich dann, daß fast alle Deutsche in Süd-Ost-Idaho zur Mormonenkirche übergetreten waren!

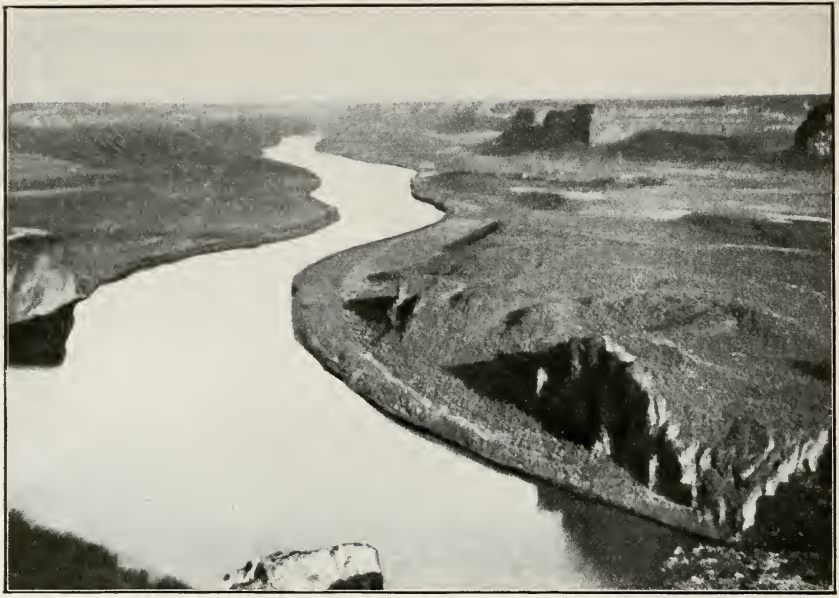
Höchst unerquicklich ist, wie der Schlachtruf: „Hie Mormons, hie gentils"[1]) im politischen Leben ausgebeutet wird. Der größte Gegner der Mormonen war in Washington der demokratische Senator für Idaho, Dubois, der erst vor zwei Jahren bei der Wahl unterlag. Seine Feinde behaupten, er sei früher Mormonenfreund gewesen und erst seit diese ihm nicht zu Willen gewesen, ihr erbitterter Gegner geworden. Er setzte alles auf die eine Karte „Anti-Mormonen" und unterlag schließlich in seiner eigenen Partei. Noch vor den Wahlen 1906 war für die demokratische Partei, die „issue", der Wahlruf gewesen, „Kampf gegen die Mormonen", welche die Stütze der republikanischen Partei sind. Und viele sonst streng republikanisch gesinnte Wähler gaben ihre Stimmen für demokratische Kandidaten ab, um Protest zu erheben gegen die Mormonen-Invasion. Die demokratischen Führer und persönlichen Gegner des bisherigen Parteiführers Dubois aber änderten 1908 ihre Taktik. Sie folgerten, wenn sie auf ihrer „Platform" den Kampf gegen die Mormonen ausließen, würden die Kirchenfürsten ihren wohldisziplinierten gläubigen Scharen Wahlfreiheit gestatten und von diesen würden alle demokratisch gesinnten

[1]) Gentils heißen in Utah die Nicht-Mormonen.

für die demokratische Partei stimmen. Nicht nur geschah dies nicht, sondern, wie vorauszusehen war, stimmten viele „gentils" jetzt für die Republikaner aus Empörung über die Charakterlosigkeit, das Abschwenken der demokratischen Führer. Die Volksauffassung war, daß die Führer jahrelang verfochtene Grundsätze aus Herrschaftsgelüsten und taktischen Gründen aufgaben. Zunächst hatte sich die demokratische Partei in Idaho in eine Dubois- und eine Anti-Dubois-Clique gespalten, die sich auf der großen Konvention der demokratischen Partei in Denver im Sommer 1908 arg und unschön befehdeten. Bryan aber war dafür gewonnen worden, die Anti-Mormonen-Punkte aus der Platform auszuschalten und so geschah es. Und die Niederlage der Demokraten in Idaho übertraf noch alles Erwarten! Man hatte meines Erachtens vor allem übersehen, daß die Mormonenführer deswegen nie und nimmer Wahlfreiheit gestatten würden, weil sie wirtschaftlich viel zu stark verbunden sind mit den großen Trusts, welche doch den Lebensnerv der republikanischen Partei bilden.

Nach jener bedeutsamen Versammlung, Ausgang Winter 1904/05, machten sich die Mormonen mit bekannter Tatkraft an die Arbeit, damit 1906 die erste Zuckerrübenernte in Süd-West-Idaho gezogen werden konnte. In geradezu mustergültiger Weise ging die Leitung vor. Abgesehen von dem Ankauf geeigneter Ländereien für die Fabrik unmittelbar vor Payettes Toren, sandten sie in freigebigster Weise „Feldinspektoren" überall zu den Farmern. Ihre Aufgabe war es, letzteren in jeder Weise mit Rat und Tat behilflich zu sein, bei der Wahl und Vorbereitung der für die Rübenzucht gewählten Felder zur Seite zu stehen. In sehr sympathischer und kluger Weise verfuhren diese Herren; sie spielten sich nicht als Vorgesetzte, als Beamte auf, sie dominierten nicht, sondern sie handelten als erfahrene und fachmännisch gebildete Freunde der Farmer. So überredeten sie manchen Farmer, seinen dritten Heuschnitt 1905 dran zu geben und das Alfalfa einige Wochen nach dem zweiten Schnitt, etwa Ende August, umzupflügen, um dem Boden den größtmöglichsten Reichtum an Stickstoff zuzuführen.

Diesen erfreulichen und harmonischen Vorbereitungen für die erste Zuckerrübenkampagne wurde im Dezember 1905 plötzlich und unerwartet ein schwerer Schlag zugeführt. Unsere Vertrauensmänner vom Commercial Club wurden telegraphisch nach Salt Lake berufen. Dort wurde ihnen eröffnet, es seien Umstände eingetreten, die den Bau einer Zuckerrübenfabrik in Payette unmöglich machten, statt dessen



Snake=River.

Dewey=Palaſt=Hotel, Nampa, Idaho.

Boiſé, Hauptſtadt von Idaho.

würde eine solche in Nampa gebaut, und die in Payette Valley gezogenen Rüben würden per Bahn nach Nampa geschafft werden.

Nampa bestand in den 90er Jahren noch aus einer Anzahl Hütten, als Payette schon eine freundliche, kleine Landstadt war. Nampa fehlte, was Payettes berechtigte Hoffnung für sein gesundes Wachsen ist: reiches Hinterland, guter Farmboden. Das Land um Nampa herum ist arm, wiederum, weil es sehr alkalihaltig. Nampa liegt am Ausgang des Boisé-Valley, ist Eisenbahnknotenpunkt für die Bahn nach Boisé, die von der Hauptbahn in Nampa abzweigt, und für die Dewey-Bahn, die nach Emmett und weiter in Minenbezirke führt. Oberst Dewey, ein reicher Minenbesitzer, hatte es sich aber in den Kopf gesetzt, aus Nampa eine Rivalin der Hauptstadt Boisé zu machen, ja, Nampa sollte mit der Zeit Idahos Hauptstadt werden. Zunächst baute er in Nampa in die Sagebrush-Wüste ein großes, mehrstöckiges Hotel mit sehr langer, den Durchreisenden auffallender Front. Die Mauern waren nicht allzu dick gebaut, nicht für die Ewigkeit berechnet, die schweren Säulen nicht aus wertvollem Material hergestellt. Aber sie wirkten, und darauf kam es an. An jedem Zuge machte sich ein uniformierter Hotelangestellter laut bemerkbar, und die Reisenden vernahmen stets den hochtönenden Namen Dewey Palast-Hotel. Der Fahrplan einer Dewey-Eisenbahn wurde so eingerichtet, daß die unglücklichen Reisenden zum Anschluß an die Hauptbahn ost- und westwärts meist in Nampa übernachten mußten. Und nicht lange lag das große Hotel einsam neben Hütten im Sagebrush. In kurzer Zeit entstand eine ganz annehmbare kleine Stadt mit Straßen und etlichen Backstein-Geschäftshäusern. Mit großer Reklame und Energie schaffte man Ansiedler herbei, eine Brauerei wurde gebaut, und als der Vertreter von Havemeyers Zuckertrust im September 1905 westwärts kam, um das letzte Wort wegen der Errichtung der Zuckerfabrik zu sprechen, hatte Dewey alles fein säuberlich im stillen vorbereitet. Von seinen Helfershelfern wurde der Trustgesandte nach Payette geleitet. Man fuhr ihn in der Hitze des Septembertages über die Payette-bench. Naturgemäß sind in diesem Monat die Wege durch die vielmonatliche Trockenheit und durch den Verkehr der vielen Obstfuhren in schlechtestem Zustand. In eine Staubwolke gehüllt, fuhren die Herren über die schlechten Wege und wurden von den vielen „Löchern“ † in denselben tüchtig gerüttelt. Dann fuhr man sie nachmittags per Bahn nach Nampa. Die Besichtigung der dortigen Verhältnisse soll darin bestanden haben, daß man dem Vertreter des Zuckertrustes bei reichlich

besetztem Mahle in Dewey Palast-Hotel den Staub Payettes durch Sekt herunterschlucken ließ. Darauf fuhr der Herr wieder nach Neuyork. Der allmächtige Havemeyer beschloß den Bau der Fabrik in Nampa, da bei den schlechten Zufuhrwegen nach Payette eine Fabrik hier nicht in Frage kommen könne. Alles war schön geheimgehalten und erst im Dezember platzte die Bombe. Die Enttäuschung und Entrüstung in der ganzen Gegend war um so größer, als bereits die Backsteine für die Payette-Fabrik in Payette gebrannt waren.

Naturgemäß war das Mißtrauen groß und allseitig. Man fürchtete skrupellose Bestechung in den eigenen Reihen. Manche Farmer erklärten: wir bauen keine Rüben, wenn die Fabrik nicht nach Payette kommt. Es fehlt bei solchen Gelegenheiten ja auch nie an Leuten, die hetzen, niederzureißen und zu schaden suchen, trotzdem sie selbst wenig zu gewinnen und zu verlieren haben und nie an solchen, die diesen urteilslos Gehör schenken und sich zum eigenen Schaden verhetzen lassen. Für die Stadt Payette war der Schlag ja ein viel größerer und direkterer als für die Farmer. Natürlich ist es für diese nicht ganz gleichgültig, wie schnell ihre Stadt und damit der zahlungsfähige Lokalmarkt wächst. Aber abgesehen davon, war es nun an uns, die Ansicht Fuß fassen zu lassen, daß es an und für sich dem Farmer einerlei sein könne, was mit seinen Rüben geschehe, wenn er für sie denselben Preis an derselben Ablieferungsstelle bekäme, die vorher bestimmt gewesen, als der Bau einer Fabrik in Payette selbst in Aussicht genommen war. Und wir gingen unverdrossen an die Arbeit, diese kühle Anerkennung von Tatsachen zum Allgemeingut zu machen. Schließlich nahte der Tag der Entscheidung. Auf einer von allen Beteiligten der ganzen Gegend besuchten Massenversammlung kam es zu erregten Debatten. Die Geister platzten tüchtig aufeinander. Es war klar, daß keiner rechtlich an seinen Kontrakt mehr gebunden war, da dieser den Bau einer Fabrik in Payette zur Voraussetzung hatte. Dies von vornherein betonend, appellierten wir an die Vernunft der Farmer, nach wie vor im eigenen Interesse freiwillig am Vertrag festhalten zu wollen. Ein Zweifelnder warf die Frage auf, was mit denen geschehen solle, die sich weigerten, dem alten Vertrag nachzukommen? Mein Zwischenruf, bzw. meine Antwort: „we throw them out of the Valley“ — wir werfen sie aus der Gegend hinaus —, wurde mit einer Beifallslachsalve beantwortet. Sie zeigte ganz ungewollt die Stimmung, die sich der Versammlung bemächtigte. Ich schlug einen Beschluß ungefähr folgenden Inhaltes

vor: Die Farmer seien bereit, an ihrem Kontrakt festzuhalten, vorausgesetzt, daß bis zur Eröffnung der Rübenkampagne, also bis August dieses Jahres, von New-Plymouth nach Payette eine breitspurige Eisenbahn gebaut würde. Auch hier hatten wir, wie im Vorjahre, unseres vorzüglichen Bodens und der Tatkraft der Bevölkerung wegen, den Schlüssel zur Situation in der Hand. Die Herren in Salt Lake wollten die Rübenindustrie ihrer eigenen Mormonenansiedelungen wegen, konnten aber auch in Nampa an keine Fabrik denken, wenn das Payette Valley seine Mithilfe versagte. Es war tatsächlich schwierig oder unmöglich, die Rüben mehr als 2—3 englische Meilen weit per Wagen zu fahren. So war unsere Bedingung völlig gerechtfertigt, ihre Erfüllung bedeutete zugleich sehr viel mehr als eine Fabrik in Payette. Meine Resolution wurde mit großer Einmütigkeit angenommen und war etwa fünf Monate später, was die Eisenbahn anbetrifft, in Taten umgesetzt.

Achtes Kapitel.

Die neue Eisenbahn.

(Payette Valley Rail-Road.)

Man erfaßte auch in Salt Lake die Lage klar. Einer der Hauptleiter der Mormonenkirche, ein Multimillionär, schaffte die nicht unbedeutenden Mittel zum Eisenbahnbau und wurde Präsident der neuen „P. V. R. R.", während als Vizepräsident und Verwalter ein bewährter Beamter von der Union Pacific und Oregon Short Line zur Verfügung gestellt wurde.

In den Vereinigten Staaten gibt es keine Staatseisenbahnen. Der Staat gibt in erst aufzuschließenden, unbewohnten Gegenden Privatgesellschaften Staatsländereien nicht nur für den Bahnbau selbst, sondern auch zum Verkauf an Ansiedler seitens der Gesellschaften, die ja, ohne jegliche Staatsgarantie, das Risiko der Verzinsung der großen Geldanlagen tragen. Anders liegen die Verhältnisse natürlich in unserem Fall. Hier sollte eine Bahn durch eine Gegend gebaut werden, die sich ausschließlich in Privatbesitz befand. Da ist es in Amerika üblich, daß sich die Gesellschaft für den Bau einer Bahn bereit erklärt, wenn ihr das für den Bahnkörper benötigte Land kostenlos mit rechtlichem Besitztitel zugesprochen wird. In diesem Fall war

diese Forderung um so weniger zu beanstanden, als es klar war, daß die Bahn auf Jahre hinaus mit einer Unterbilanz würde rechnen müssen. Sie hatte sich nämlich bereit erklärt, das ganze Jahr hindurch täglich, mit Ausnahme von Sonntags morgens und nachmittags für Personenbeförderung je einen Zug hin und her gehen zu lassen, auch in den Monaten, wo naturgemäß von Frachten kaum die Rede sein konnte. Diese Großzügigkeit ist um so bemerkenswerter, wenn man bedenkt, daß die deutschen Staatseisenbahnen trotz ihres riesigen Personenverkehrs ohne Frachtverkehr mit Verlust abschließen würden. Nur letzterer erzielt bei den deutschen Eisenbahnen die Überschüsse.

Der Commercial Club von Payette setzte sich zunächst mit den Leuten von New-Plymouth in Verbindung. Etliche von uns fuhren zu einer an einem Sonnabendabend angesetzten Versammlung, wo die New-Plymouther Leute uns den größeren Teil der Arbeit und der Kosten für das „right of way“ [1]) aufzuhalsen suchten. Erst als ein Geschäftsmann aus Payette die Erklärung gab, man brauche die Bahn nicht nach Plymouth hineinzuführen, sondern könne die Endstation nördlich legen, besann man sich in später Nachtstunde und Payette und Plymouth wurden handelseinig, d. h. jedem Teil wurde ein Gebiet zugewiesen, für den er das „right of way“ erwerben und die Mittel dafür aufbringen mußte. Ich wurde Vorsitzender † eines aus Farmern bestehenden right of way-Komitees. Bei dieser Arbeit machte ich ähnliche Erfahrungen wie vor Jahr und Tag. Ergreifend war es, wie ein Mann sofort bereit war, für einen sehr mäßigen Preis das nötige Land abzutreten, trotzdem seine Farm stark verschuldet war, trotzdem Typhus in seiner Familie arg gehaust und ihr kürzlich viel Ungemach, Trauer und große Ausgaben verursacht hatte. Um so widerwärtiger war das Gebaren einiger wohlhabender Grundbesitzer, die nur zu höchstem Preise Land hergeben wollten. Daß ihr Boden durch den Bahnbau ungemein an Wert gewinnen würde, wußten sie, das hinderte sie aber nicht, ohne jedes Schamgefühl hohe Forderungen zu stellen und uns die Arbeit zu erschweren. Denn die Mittel für den Ankauf des „right of way“ mußten ja von uns Farmern aufgebracht werden.

Zwischen diesen Gegensätzen gab es auch etliche, die zwar den guten Willen hatten, das Rechte zu tun, deren Farmland aber durch den Bahnbau durchschnitten wurde. Manche „saßen hart davor“. Kurz-

[1]) Besitzurkunde für einen Landstreifen.

um, es nahm viel Zeit, Geduld und Diplomatie, diese allmählich zum Herablassen ihrer Forderungen zu bewegen.

Ich zog mir die ewige Feindschaft einer deutschen Witwe zu und war so unschuldig daran wie ein neugeborenes Kind. Ihr Besitz lag gar nicht in meinem Bezirk, sondern in dem von New-Plymouth. Ihr Hof wurde durch den Bahnbau durchschnitten. Sie wurde wohl etwas rücksichtslos behandelt, aber mich machte sie verantwortlich, hielt mich öfters auf der Landstraße auf, wenn wir aneinander vorbeifuhren und gewährte mir schließlich einen tiefen Einblick in ihre Ansichten über die Männer im allgemeinen und die in dieser Sache in Betracht kommenden im besonderen. Mein Trost war: „Der Unschuldige muß viel leiden," und ich kam über diese ungerechtfertigten Anklagen ja schließlich hinweg.

Zu den oben geschilderten Schwierigkeiten traten auch jetzt wieder neue und unerwartete. Zu Füßen des westlichen Randes unseres bench-Landes fließt der Snake-River, der Strom, der in den großen Columbia mündet. Er bildet die Grenze zwischen den Staaten Oregon und Idaho. Und am Oregonufer liegt Payettes Konkurrenzstadt Ontario. Die Ontario-Geschäftsleute suchten von jeher den Handel von der Payette-bench von der Stadt Payette ab und zu sich hinzulenken. Sie waren in Erfindung der Mittel sehr raffiniert. So suchten sie Lockartikel aus, die sie billiger verkauften, dann bezahlten sie ein ganzes Jahr lang für jedermann die Fähre über den Snake, was im Einzelfall für einen Wagen 2 Mark kostet. Jetzt erschienen Ontarios-Geschäftsleute mit dem Vorschlag, zu günstigen Bedingungen eine Eisenbahn über die bench bauen zu wollen. Sie wußten es manchem ganz einleuchtend zu machen, daß das nötige Kapital hinter ihnen stecke. Sie begannen mit den Vorarbeiten. Ja, sie ließen, um die Sache wahrscheinlicher zu machen, am entgegengesetzten Ende, weit hinter New-Plymouth mit Gespannen Erdarbeiten zum Bahndamm ausführen. So waren manche Farmer überredet worden, ihnen „right of way" zu bewilligen. Diese Gegenarbeit machte uns viel neue Mühe. Überzeugt von der Unreellität der ganzen Sache mußten wir Auge in Auge mit vielen die Sache besprechen. Auch erinnere ich mich lebhaft einer nächtlichen Versammlung, in der die Ontario-Leute im Verein mit den so oft kleinlichen und neidischen New-Plymouth-Geschäftsleuten in meinem Distrikt Stimmung zu machen und unser Unternehmen herabzusetzen und seine Ausführbarkeit lächerlich zu machen suchten. Diese Kampfmethode wies ich mit innerer

Erbitterung energisch zurück. Der „Bank-Cashier" von Plymouth („Bank-Cashier" ist nicht gleichbedeutend mit Bankkassierer, sondern ist, wie ich nochmals in Erinnerung bringe, der verantwortliche Leiter einer amerikanischen Bank) hatte infolge seines Amtes in seiner näheren Umgebung nicht geringen Einfluß. Um so energischer mußte ich seiner Behauptung entgegentreten, die Erbauer der P. V. R. R. (Payette Valley Rail Road) meinten es nicht ernst mit ihrer bekannt gegebenen Absicht, das ganze Jahr täglich die Personenbeförderung aufrechtzuerhalten, sondern sie würden den Zugverkehr nach Beendigung der Ernten, weil unrentabel, einfach einstellen. Nun bis heute hat die P. V. R. R. ihre damals in Aussicht gestellte Zugverbindung an allen Wochentagen aufrechterhalten. Und die Ontario-Bahn-Gesellschaft ist nie über ihre Vorarbeiten hinausgekommen. Das war wieder ein „bluff" gewesen, der uns aber doch zeitweise in die Nachbarschaft viel Zwiespalt gebracht und viel unnötige Mehrarbeit verursacht hatte. Überhaupt, wieviel Eisenbahnen werden in Amerika nicht auf dem Papier gebaut! Während meiner Anwesenheit in Deutschland hatte man schräg durch meine Farm, meine Birnenorchard durchschneidend eine Bahn vermessen, die eine wünschenswerte Verbindung mit Montana nach Kalifornien herstellen sollte. Bei meiner Rückkehr entdeckte ich die Vermessungspflöcke. Sie sind inzwischen verfault. Dann sollte einmal statt vom benachbarten Weiser von Payette aus eine Eisenbahn in den kupferreichen Minendistrikt des Siebenteufelgebirges hinauf gebaut werden. Der „promotor" hatte sich von Weiser schon bedeutenden Vorschuß auf das Versprechen hin geben lassen, er werde Neuyorker Geld für den Bau interessieren. Er blieb dann vielleicht ein Jahr in Neuyork. Dann erschien er in Payette und man begeisterte sich allgemein für die Idee, die Bahn solle von Payette aus gebaut werden. Viele zeichneten Beiträge, von denen ein Viertel bar einzuzahlen war. Ein Herr kam aus Boisé, um dem „Cashier" der Payette-Bank einige Tage zu helfen, alle Schenkungstitel von Land, von Geld usw. entgegenzunehmen. Ich hatte auch für den Fall des Baues 7 Acres meiner Farm zur Verfügung gestellt. Es spielte sich das in den 90er Jahren ab. Ein großer Unternehmer wurde seitens der Bahngesellschaft engagiert und erschien von Boisé aus mit vielen Gespannen und „scrapers", begann dreist und gottesfürchtig in Payette mit der Arbeit und war im Begriff, einen Besitz zu durchschneiden. Der Besitzer ließ ihn aber durch das Gericht daran verhindern, bis zur Stunde wurde an dieser Bahn nicht weitergearbeitet.

Die Payette Land & Improvement Co.[1]) aber war ihre ganze Heuernte dabei losgeworden, sie hatte sie dem Unternehmer als Futter geliefert; Bezahlung gab es keine. Es stellte sich vielmehr heraus, daß der „promotor" in Payette erhaltene Anzahlungen benutzt hatte, um von Weiser-Leuten vor Jahren gemachte Vorschüsse zurückzuzahlen. Sein Benehmen erinnerte an das der schlauen, afrikanischen Neger. Hat einer einen besonders großen und von den weißen Kaufleuten sehr begehrten Elfenbeinzahn, so hält er ihn wohlweislich verborgen, geht bei Nacht einmal zu dieser, ein andermal zu jener Firma, erzählt von dem Zahn, läßt sich Vorschuß geben und hat schließlich von den verschiedenen Firmen schon mehr Vorschuß an Waren erhalten, als der ganze Zahn wert ist.

Aber mit unserer Pumpkin vine ging es anders! (Pumpkin ist eine dem Kürbis ähnliche große Frucht, sie wächst wie diese an sich schlängelnden Ranken, „vine", daher vom Volkswitz der jetzt amtlich gewordene Spitzname: „Pumpkin vine" der P. V. R. R.)

Als man mit dem Bau beginnen konnte, wurde mit Hochdruck gearbeitet und in wenigen Monaten der Bahnkörper sowie die Brücke über den Payettefluß fertig gestellt! Es mutete mich wie ein wundersamer Traum an, als ich eines Morgens aufwachte und hörte die Lokomotivpfeife von fern und sah bald darauf den ersten Eisenbahnzug probeweise gegenüber meiner Farm durch die Gegend fahren, die zehn Jahre früher fast nur Sagebrushwüste gewesen. Und endlich, d. h. genau zur versprochenen Zeit kam der feierliche Eröffnungstag der Bahn. Wir fuhren in dichtbesetztem Zuge von Payette nach Plymouth hinaus. Außer den zwei durchgehenden Personenwagen wurden etliche Aussichtswagen eingestellt, wie wir scherzend die offenen Frachtwagen nannten, die mit Bänken versehen waren. Als man dieses Eden durchfuhr, hatte man von ihnen aus einen wunderbaren Überblick, den man im niedrigen Gefährt auf der Landstraße nicht gekannt hatte. Zu beiden Seiten der Bahn boten sich dem Auge in reichem Wechsel Orchards, schwer mit dunkelroten Äpfeln beladen, heureiche Alfalfaweiden, die ersten Zuckerrübensaaten und Mais- und Getreidefelder. Die Erwägung, daß dies alles in zehn Jahren durch die Güte der Natur von einer beispielslos energischen Bevölkerung aus einer Wüste geschaffen worden, ließ die tiefsten Saiten im Herzen

[1]) Eine Gründung der im Anfang erwähnten Bremer und Hamburger Kaufherren.

erzittern. Und durch Schicksalsgunst an dieser Pionierarbeit beteiligt gewesen zu sein, stimmte zu tiefem Dank.

Eine schöne, würdige Feier war in Plymouth veranstaltet worden, die von einem rhythmischen Tanz der jungen Mädchen um die amerikanische Flagge eingeleitet wurde. Der Gouverneur, durch Wahlreisen am Erscheinen verhindert, hatte einen Vertreter gesandt.

Abends fand in den Räumen des Commercial Clubs in Payette noch eine Feier statt. In Idaho gibt es leider seit 1896 das Frauenwahlrecht mit seinen mancherlei unerquicklichen Erscheinungen. Als ich zu einigen Worten aufgefordert wurde, berief ich mich auf Bismarcks Äußerung, mit der er einst den deutschen Frauen klargemacht, auf welche Art sie ihre nationalen Pflichten erfüllen müßten. Ich forderte die Damen auf, dahin zu wirken, daß ihre Männer uns mehr und freudig unterstützen lernten, in der Wahrnehmung der mancherlei öffentlichen Interessen, dem Gemeingut aller und jedes einzelnen.

Die Bahngesellschaft hielt, was sie versprach, dank der vornehmklugen Art des Verwalters im Verkehr mit den Farmern. Manche von diesen scheuten zu Anfang die ausschließliche Benutzung der Bahn als Beförderungsmittel ihrer Produkte und die Barauslagen, aber alle Klippen wurden durch seine Gewandtheit und Menschenkenntnis klug umsegelt!

Man sieht aus vorstehendem, wieviel Mühe es in Amerika macht, den Bau einer Eisenbahn ins Werk zu setzen, selbst wenn der Bau grundsätzlich beschlossen ist. In Deutschland mögen die Interessenten oftmals von Pontius zu Pilatus laufen müssen, ehe die Sicherung einer Bahn erreicht wird. Haben aber einmal Regierung und gesetzgebende Körperschaft den Bau beschlossen, so ist die Sache doch verhältnismäßig einfach. Vor allem wird die ehrenamtliche Arbeit der Bürger nicht in Anspruch genommen, sondern die bezahlten Beamten leiten die Verhandlungen wegen Ankauf der Grundstücke usw. Das Wichtigste aber ist, zu den Kosten des Baues der Staatsbahn, Kreisbahn usw. werden alle Steuerzahler herangezogen. In den Vereinigten Staaten müssen die oft recht bedeutenden Mittel, deren Aufbringung die unternehmungslustigen Kapitalisten von der Bewohnerschaft als conditio sine qua non im voraus fordern, stets durch Privatsammlungen geschafft werden. Dies ergibt eine ungerechte Belastung derjenigen, deren Sinn und Verantwortungsgefühl stärker entwickelt ist gegenüber den bezeichneten Drückebergern. Man strebt auch jetzt eine Gesetzgebung an, die die Möglichkeit schaffen soll, daß Unter-

Bahnhof in Payette.

Eine Zug-Ladung von Rüben und Frucht nach Payette von Payette Valley über die Payette-Brücke kommend. P. V. R. Pumpkin Vine.

nehmungen für die Allgemeinheit — z. B. der Bau der Kreisbahnen — durch Mehrheitsbeschluß der Steuerzahler ins Leben gerufen werden. Staatseisenbahnen, wie in Deutschland wird es kaum je in den Vereinigten Staaten geben. Aber Roosevelts Wunsch, „Privatbahnen unter staatlicher Oberaufsicht" dürften dem Ideal am nächsten kommen. Früher glaubte ich immer, die deutschen, staatlichen Monopoleinrichtungen seien für Post, Telegraph, Telephon und Eisenbahn das Ideal. Wie wurde ich bei meiner Rückkehr nach Deutschland 1905 nach längerer Abwesenheit in meiner Begeisterung ernüchtert! Auf meiner Farm hatte ich drei Telephonapparate, die zwei Konkurrenzlinien angehörten. Die Konkurrenz bedingte niedrige Raten, nur 5 und 6 Mark pro Monat Pauschalzahlung! Dabei Tag und Nacht ununterbrochen Dienst. Wollte ich mit dem Nachtzug verreisen, teilte ich dies der Zentralstelle in Payette mit, die stets über die genaue Ankunft aller Züge von der Eisenbahn unterrichtet wird. Bei großer Zugverspätung konnte ich also länger schlafen, denn die Zentralstelle war so freundlich, klingelnd mich zu wecken. Dies erwähne ich nur spaßeshalber. Für Deutschland empfehlenswert wäre auf dem Lande die bei uns eingeführte Mitteilung der amtlichen Wettervoraussage während der Zeit der obstschadenden Nachtfröste an sämtliche Interessenten. Diese Nachricht wird den Farmern täglich und umsonst übermittelt, so daß sie für die Nacht Vorkehrungen treffen können, die Obstblüten zu schützen. Ich hatte die modernsten Telephonapparate, ohne Kurbel, ein Anruf an die Zentralstelle genügte, wenn ich mit Colorado oder Californien sprechen wollte. In der größten Hafenstadt Europas mußte man bis 1908 dreimal die Kurbel drehen, wollte man jemand im anderen Telephonbezirk Hamburgs sprechen. Nach 10 Uhr muß man 20 Pfennig extra bezahlen. Mit einer sich unmittelbar an die Stadt anschließenden Vorstadt, so z. B. von Dresden nach dem „Weißen Hirsch", dem Vorort, der sich Haus an Haus an die sächsische Residenz anschließt, kann man nicht mehr nach 9 Uhr, von der „Großstadt" München nach Pasing nicht mehr nach 10 Uhr telephonieren. Bestellt man sich einen Telephonanschluß, so muß man in Deutschland wochenlang warten. Bei uns in Amerika erfolgen neue Anschlüsse und Ausbesserungen meist unmittelbar nach dem Einlauf der Bestellung. Und unsere Telephongesellschaften existieren nicht aus Nächstenliebe, sondern um Geld zu verdienen. Lohn und Material ist viel höher im Preise als in Deutschland. Aber die Folge der kulanten und geschäftsmäßigen Handhabung ist, daß ein dichtes Netz von Drähten sich über die Gegend

in Stadt und Land zieht, und selbst ganz unbemittelte Leute ohne Telephon einfach nicht auskommen wollen. Gewiß ist das Telephon manchmal lästig, aber man darf wohl aus dem Umstande, daß sich fast in jedem Hause ein Telephon befindet, auf die Rührigkeit der Bevölkerung schließen. Denn die sehr rechnenden Farmer halten sich das Telephon nicht nur, damit ihre Frauen sich erzählen können, was sie zum Frühstück gehabt und wann sie Waschtag haben werden.

Verweilen wir noch einen Augenblick dabei, die in Deutschland verstaatlichten Verkehrseinrichtungen mit denen, die drüben in Privathänden und teilweise der Konkurrenz ausgesetzt sind, zu vergleichen.

Gewiß ist die deutsche Post bei weitem die beste. Die amerikanische Postverwaltung schließt jährlich mit einem stets wachsenden Fehlbetrag von vielen Millionen Dollars ab, trotzdem kein Beamter Anrecht auf Ruhegehalt hat, trotzdem z. B. die Kontrakte für die kürzlich eingeführte „freie Landpostbeförderung" im Wege der Ausschreibung vergeben werden. Die Postverwaltung muß nämlich für die Beförderung ihrer Post an die Privat-Expreß-Kompanie Riesensummen zahlen. Diese sind die Besitzer der zur Postbeförderung dienenden Expreßeisenbahnwagen. Die von der Post bezahlten Gelder fließen in die Hand einiger Besitzenden, die Aktien der Expreßkompanien, die enorme Dividende abwerfen, sind leider nur im Besitz weniger. Da diese aber großen Einfluß im Senat haben, ist eine Änderung, die den weiteren Kreisen zugute käme, nicht zu erwarten. So wird auch die gute Absicht des Generalpostmeisters, das System der Zehnpfundpakete einzuführen, von allen bekämpft, die ihr eigenes Interesse über das Interesse der Allgemeinheit stellen. Heute kann man sich billiger ein Zehnpfundpaket infolge eines Abkommens zwischen beiden Postverwaltungen von Deutschland nach Idaho senden lassen, als innerhalb der Vereinigten Staaten, wo allein die Expreßkompanie Zehnpfundpakete befördert, während die Post selbst nur Vierpfundpakete versenden darf! Wünschenswert ist, daß das neue Abkommen der Briefbeförderung für 10 Pfennig bald so geändert wird, daß Briefe auch mit anderen als deutschen und amerikanischen Dampferlinien und durch England, Frankreich und Holland befördert werden können. Die Ausführungen von Unterstaatssekretär Krätke vorigen Winter im Reichstage übersehen die Tatsache, daß die Hamburg-Amerika-Linie im Sinne einer schnellen Briefbeförderung nur einen einzigen Schnelldampfer, die „Deutschland" besitzt, der im Winter meist von Italien nach Neuyork fährt, wie dies auch mehrere Lloyddampfer tun. So wie die Dinge

jetzt liegen, ist das Zehnpfennigporto beinahe eine Prämie für langsame Beförderung. Eilt ein Brief — welcher Brief täte es nicht? —, so muß man 20 Pfennig Porto ausgeben, eine Zehnpfennigpostkarte also wird meist schneller befördert werden als ein Zehnpfennigbrief.

Praktisch ist es, daß in Amerika das kleinste Postamt den ganzen Tag geöffnet ist und nicht etwa wegen „Schalterübergabe" gerade in der Mittagsstunde zugeschlossen wird. Praktisch, daß bei Telegrammen die Adresse frei ist, zehn Worte bilden wie in Deutschland den Mindestsatz. Sie stehen aber ausschließlich dem Text zur Verfügung, dies ist nach mehreren Richtungen für Verwaltung und Publikum sehr viel zweckdienlicher.

Während früher der Postdienst auf dem Lande dem deutschen sehr nachstand, ist jetzt seit Anfang des Jahrhunderts die „Rural Free delivery" eingeführt. Der Postbeamte fährt in einem sehr zweckentsprechend mit Fächern als Postamt im kleinen eingerichteten niedrigen Wagen, den er natürlich selbst lenkt, täglich, mit Ausnahme von Sonntags, seine Strecke ab. Alle an derselben gelegenen Farmen haben an der Zaunpforte einen Briefkasten, in die er die Post vom Wagen aus, ohne auszusteigen, einsteckt und aus dem er die Post herausnimmt, falls am Kasten ein Zeichen aufgezogen ist. Die nicht an seinem Hauptweg liegenden Farmer bringen ihre verschließbaren Briefkasten, die alle numeriert sind, an den Wegecken an, von denen der Weg zu ihrer Farm führt. Seit der gesetzlichen Einführung der „R. F. D." ist die Zunahme der Abonnements auf täglich erscheinende Zeitungen seitens der Farmerbevölkerung eine ganz beträchtliche. Bei dem Tiefstand der meist in erster Linie der Sensation dienenden amerikanischen Tagespresse ist dies ja kein besonderer Kulturfortschritt, sehr bedeutsam dagegen für diesen die ebenfalls bemerkenswerte Abonnementszunahme auf die zum großen Teil trefflichen Magazine, Fachzeitschriften usw., die einen wirklichen Bildungswert darstellen.

Nun wollen wir nach diesen abschweifenden und vergleichenden Betrachtungen zur „Pumpkin vine", ihren Erfolgen und ihren Patronen, den Farmern, zurückkehren.

Die Stelle, an der wir, wie in einem anderen Abschnitt geschildert wird, das Packhaus der „Payette Valley Apple Growers Union" und an der die Zuckerfabrik eine „beet dumping-Station" errichtet hatten (eine Ladestation für die Rüben, bei der die Wagen hochgefahren umgedreht werden, die Rüben dann in den darunter stehenden Eisenbahnwagen fallen), wurde im Herbst 1906 Fruitland ge-

tauft. Jetzt, drei Jahre später hat Fruitland drei Kirchen, ein achtklassiges Schulgebäude, mehrere Läden, Apotheke, Tanzsaal, Schmiede, Schlächterladen, Post, eigene Telephongesellschaft, eine kleine Apfel- und Essigfabrik, ein Hobelwerk und ein Hotel; endlich auf seinem Bahnhof einen eigenen Stationsvorsteher; kurzum, es ist eine kleine Stadt, die demnächst auch ihre eigene Bank schon errichten will. Fruitland liegt zehn Minuten von meiner Farm entfernt. Früher hatte ich alle meine Fruchtladungen den langen, staubigen Weg nach Payette im Schritt fahren müssen. In den kurzen Herbsttagen kam ich dann im Dunklen zurück und mußte den Wagen in die Orchard fahren, damit die Pflücker den nächsten Morgen gleich die leeren Kisten zur Stelle hatten. Dann mußte ich die Pferde abspannen, mir die Kühe suchen, sie in den Stall bringen, füttern, melken usw. und dann ins kalte Haus gehen und mir vielleicht um 10 Uhr Abendbrot bereiten. Jetzt hat man von der Farm aus zehn Minuten bis zur Bahn; wieviel Ersparnis an Wagenmaterial, Pferdekraft usw.! Wieviel leichter haben es jetzt auch in der Beziehung die Ansiedler im Vergleich zu uns Bahnbrechern.

Eine Freude wurde mir durch die Mitteilung, daß die Eisenbahn in Anerkennung meiner Arbeit die meiner Farm zunächst gelegene Haltestelle Eiffestation zu nennen beschlossen hatte. An ihr wurde schon im nächsten Jahr ein Melonenpackhaus gebaut. Und gerade meiner Farm gegenüber, trotz der abschüssigen Stelle war der Zugführer angewiesen, jedesmal zu halten, wenn ich ein- oder aussteigen wollte. Wie die Bahn die Entwicklung der Gegend gefördert und andererseits sich ihr zur Verfügung gestellt hat, zeigen nebenstehende trockene Zahlen der offiziellen Statistik.

Payette versandte im ganzen durchschnittlich in einem Jahr:

350 Waggons Äpfel,
100 „ Zwetschgen,
35 „ Melonen,
20 „ Wassermelonen,
15 „ gemischte Früchte,
900 „ Zuckerrüben.
2 Millionen Pfund Wolle.

Betreffs des Zuckerrübenbaues in den Vereinigten Staaten werden folgende Zahlen von Wert sein: 1891/92 wurden die ersten Zuckerrüben in den Vereinigten Staaten gezogen, und zwar befanden sich 7155 Acres in Rübenkultur.

PAYETTE VALLEY RAILROAD

Car Load Shipments July 1st 1908 to June 30th 1909*)

	July	Aug.	Sep.	Oct.	Nov.	Dec.	Jan.	Feb.	Mar.	Apr.	May	June	Total
Apples, Äpfel	—	—	13	130	85	6	—	3	2	2	—	—	251
Prunes, Zwetschgen	—	3	35	—	—	—	—	—	—	—	—	—	38
Cantelopes, Melonen	—	—	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	12
Peaches, Pfirsich	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Beets, Zuckerrüben	—	—	29	437	272	—	—	—	—	—	—	—	738
Lumber, Bauholz	1	8	7	5	6	5	—	5	9	13	7	10	76
Flour, Mehl	1	2	1	1	1	—	—	1	—	2	—	1	10
Hay, Heu	2	1	1	—	7	4	—	—	3	—	21	5	44
Vinegar, Essig	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Potatoes, Kartoffeln	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1
Coal, Kohlen	—	4	—	1	3	5	3	5	1	—	1	2	25
Sheep, Schafe	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1
Brick, Backsteine	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	5	10
Hogs, Schweine	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Cement	—	—	1	—	1	—	—	1	1	—	1	—	5
Oats, Hafer	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	—	3
Wheat, Weizen	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Mgt. Moveables, Umzugsgut	—	1	2	1	2	2	1	—	4	3	1	—	17
Box Matl., Kistenmaterial	—	2	12	14	2	—	—	—	—	—	—	—	30
Paper, Obst-Packpapier	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Engines, Motore	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Wash Mach., Waschmaschinen	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Wood, Feuerholz	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Salt, Salz	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	2
Machinery, Maschinen	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1
Isolators	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1
Elect. Supplies, Teile elektrischer Apparate	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	2
Barb Wire, Stacheldraht	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1
Posts, Pfosten	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1
Plaster, Gips	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
Poles, Telegraphenstangen	—	—	3	1	—	—	—	—	—	—	—	—	4
Mdse. (Kaufm. Gt.)	26	52	52	52	50	48	40	48	52	52	52	50	574
Warengüter	32	74	172	657	433	71	46	66	73	73	88	74	1859

*) Waggon-Ladungen vom 1. Juli 1908 bis zum 30. Juni 1909.

15 Jahre später war die Zahl auf 317364 Acres angewachsen, mehr als das Vierzigfache! Die Produktion schwoll von 12004838 Pfund in 1891/92 auf 927256430 Pfund in 1907 an. Über 75 mal so viel Zuckerrüben sind 1907 als 1891/92 in den Vereinigten Staaten produziert worden.

In Idaho waren folgende Resultate zu verzeichnen:

Areal insgesamt: Acres 20000.

Tonnage (à 2000 Pfund) Tons 230000.

Durchschnittsertrag per Acre: 11—14 Tons.

Kapital angelegt: Dollars 4500000.

Geld an Farmer für Rüben gezahlt: Dollars 1100000.

Geld an Fabrikarbeiter gezahlt: Dollars 260000.

Zuckerertrag: Pfund 64000000.

Wert von raffiniertem Zucker à $4^1/_2$ Cents pro Pfund: Dollars 280000.

(Aus einer Rede von Burton L. French, Kongreßmitglied in Washington D. C. für Idaho.)

Dieses Jahr wird das Bild ein weniger günstiges sein. Nachtfröste haben die Obsternten vernichtet und ein Ungeziefer, „hop bug", das sich schon vor einigen Jahren in Utah bemerkbar machte, hat sich jetzt auch der Rübenfelder in Südwest-Idaho bemächtigt. Es saugt den Saft aus den Rübenblättern, die infolgedessen gelb werden, und hemmt das Wachstum der Rübenpflanze. Es hat die Ernteerträge so erheblich verringert, daß die Nampafabrik dies Jahr nicht geöffnet wurde. Die kleine Ernte wurde an die Fabriken in Südost-Idaho gesandt. Gegen den Rübenfeind arbeitet schon derselbe Professor Ball, der uns zum Sieg über die Codling-Moth verholfen hat. Er glaubt, die Plage würde in vielen Jahren nicht wieder auftreten. Endlich rufen die diesjährigen Nachtfröste in der Bevölkerung ein Interesse wach, der Frage des Räucherns näherzutreten. Ich hatte mich schon 1905/06 mit derselben beschäftigt, angeregt durch meinen Besuch in Geisenheim. Auch die Washingtoner Regierung und der Generalkonsul in Berlin interessierten sich für meine Bestrebungen. Ich importierte vom Rhein 21 Räucherapparate auf eigene Kosten und die Firma Noerdlinger in Floersheim a. M. ermöglichte mir, im kleinen Versuche mit ihrem Räuchermaterial in Gegenwart von anderen Interessenten anzustellen. Ich konnte aber nicht das Risiko übernehmen, größere Mengen ohne Garantie der Abnahme herzustellen. Jetzt hat der Payette Commercial Club zwei Herren nach Colorado

gesandt, wo ähnlich, wie z. B. in Baden und Württemberg, ganze Gegenden durch systematisches Räuchern vor dem Verlust der Obsternten bewahrt werden. Gibt es doch in den süddeutschen Ländern treffliche Rauchwehrorganisationen nach Art der Feuerwehren.

Neuntes Kapitel.

Einiges aus der amerikanischen Schule.

Über den Unterricht zu schreiben, überlasse ich den Fachmännern und jenen, die entweder selbst eine amerikanische Schule besucht oder aber eigene Kinder in solche geschickt haben. Ich will in diesem Buch nur Eigenerlebtes bringen — über das ich also urteilen kann. Die Wichtigkeit einer einfachen, aber praktischen und guten Schulbildung einer ganzen Bevölkerung ist mir gerade bei meiner öffentlichen Tätigkeit als Farmer so recht klar geworden. Handelte es sich um Aufklärung in einer an und für sich für die Allgemeinheit guten Sache, so machten stets die am meisten Opposition und Schwierigkeit, die selbst eine so schlechte Schulbildung gehabt, daß sie weder logisch denken gelernt hatten, noch von dem Wunsch beseelt waren, ihren Kindern eine bessere Erziehung zuteil werden zu lassen, als die Umstände es ihnen ermöglicht hatten. Im allgemeinen bin ich im Westen stets dem ernsten Bestreben der Eltern begegnet, ihre Kinder mehr lernen zu lassen, als sie gelernt. Das Streben nach tieferer Bildung, nach Kunst und Wissenschaft in Amerika soll man in Europa nicht unterschätzen. Mir scheint, man beachtet in Deutschland mit seiner alten Kulturentwicklung viel zu wenig die Tatsache, daß die überwiegende Mehrheit der heutigen amerikanischen Bevölkerung als einfache und ganz unbemittelte Menschen ins Land der Freiheit eingewandert sind. Dort verwandten sie alle Zeit, Kraft und Energie natur- und pflichtgemäß dazu, wirtschaftlich voranzukommen. Daß diese, die sich zum Wohlstand heraufgearbeitet haben, in der ersten Generation weder gebildet sind noch großes Verständnis für die Wissenschaften und Interesse für die schönen Künste haben können, ist doch für den, der darüber nachdenkt, ganz natürlich. Mir erscheint viel mehr unnatürlich, daß diese Binsenwahrheit dem zu geschichtlichem Denken erzogenen Manne von Bildung in Deutschland meist nicht eigen ist. Ist er sich aber einmal darüber klar, wird er auch

nicht zu den steten Spöttern gehören, die das ernste Streben amerikanischer Kreise nach tieferer Bildung nicht inne werden, sondern nur die unfreiwillige Komik bemerken, welche die Geschmacklosigkeit vieler Emporkömmlinge zeitigt.

Es ist hervorzuheben, daß in unserm fernen wilden Westen im allgemeinen selbst in wenig besiedelten Gegenden die Kinder nicht so weit zur Schule haben, als in manchen Gegenden Deutschlands, wo es doch vorkommt, daß Kinder auf dem Lande gerade im hohen Gebirge einen Schulweg von 2 Stunden zu Fuß zurückzulegen haben.

Auf zwei Jahresversammlungen nationaler Vereine in Berlin wurden im vorigen Herbst und letztes Frühjahr scharfe Angriffe gegen manche Mißstände auch der deutschen Schulen laut. Der Beifall, der diese Äußerungen begleitete, wurde von ernsten, ideal und national gesinnten Männern von Bildung gespendet. Er bewies, wie weit diese Anschauungen auf Grund von Eigenerlebnissen geteilt werden. In beiden Fällen erhoben sich sofort Schulmänner, versuchten die Angriffe mit einer gewissen Überlegenheit zurückzuweisen und erklärten, alles sei gut und schön, namentlich seit des Kaisers Schulreform. Man konnte aber nachweisen, daß auch trotz derselben noch vieles beim alten geblieben sei.

Ich habe den Eindruck gewonnen, daß die Kinder im großen und ganzen in Amerika freudiger zur Schule gehen. Ich erinnere mich kaum eines Kindes, dem ich etwas von dem in Deutschland so häufigen und oft so berechtigten Schulhaß und Schulzwang anmerkte, und das sich nicht am Ferienschluß auf die Schule gefreut hätte. Um Mißverständnissen vorzubeugen, betone ich absichtlich, daß ich auf die Unterrichtsfragen nicht Bezug nehme und nicht eingehe. Die Schulfreudigkeit schien mir im Westen viel, viel größer zu sein als in Deutschland, wo wohl viele Lehrer noch glauben, sie vergäben sich etwas von ihrer Würde, sie ermangelten des notwendigen Respektes, wenn sie sich bemühten, dem Kinde mehr Freund als Vorgesetzter zu sein. In Amerika glaubt man „dignity without tyranny" erreichen zu können. Sehr gefiel mir die Einrichtung, die Schuljugend an freie Rede, an freien Vortrag zu gewöhnen. Es gibt ihnen etwas Selbständiges und Reiferes im Auftreten und Verkehr. Man veranstaltet z. B. innerhalb einer Klasse eine Diskussion über ein interessantes und aktuelles Thema, oder man wirft eine Frage auf. Der einen Seite wird die Beantwortung in bestätigender, der anderen in verneinender Form zugewiesen. Die Ausarbeitung wird frei vorge-

Der Ort „Twin Falls“ im ersten Jahre.

Die Stadt „Twin Falls“ im zweiten Jahre.

„Twin Falls“, 3 Jahre alt.

tragen. Es gibt dann zunächst innerhalb der Klasse Preisdiskussionen. Der Sieger oder die Siegerin mißt sich hierauf mit solchen einer anderen Schule. Die Vortragssieger von Schulen aus zwei Nachbarstädten unterwerfen sich dann einem Richterkollegium von Erwachsenen. Die Mitschüler und Mitschülerinnen begleiten ihre Genossen und finden in der Nachbarstadt für die Nacht bei Familien Unterkunft. Eine lustige, vergnügte Schar gesunder Jugend, an der man seine Freude haben konnte, traf ich so mehrfach im Zug. Wer als Sieger aus diesem Kampfe hervorgeht, mißt sich dann mit dem, den zwei andere Nachbarstädte als den Gewandtesten in der Kunst des Vortrages erklärt haben. Solche geistige Turniere finden neben den vielen sportlichen statt. An letzteren beteiligt sich nur die männliche Jugend.

Der Leiter der Payette Independent, einer Wochenzeitung, stellt den Schülern der obersten Klasse einige Nummern im Jahr zur Verfügung, die ausschließlich von den Schülern in allen Teilen geschrieben werden.

Zum Verständnis meiner amerikanischen Schulerlebnisse muß ich einige allgemeine Mitteilungen vorausschicken. „Es gibt keine getrennten Schulsysteme für Bemittelte und Unbemittelte, Vornehme und Geringe, Gelehrte und Laien. Für jeden Bürger, welchen Standes er auch sei, geht der Bildungsweg vom Kindergarten durch die acht Klassen der Volksschule nach der Mittelschule (high school), von da nach dem Kolleg und der Universität." (Seminardirektor Max Griebsch in Milwaukee; Nationale Erziehung in den Vereinigten Staaten, in N. A. in „Deutsche Schulerziehung", J. F. Lehmanns Verlag, München.) Das oberste Schulamt im Staate bekleidet der oder die „Superintendent of Public Instructions". In Idaho hatte zu meiner Zeit stets eine Frau, eine Lehrerin, dies hohe Amt inne. Diesem State Superintendent unterstehen die County School-Superintendents. Auch diese sind meistens Frauen, sie entsprechen etwa dem deutschen Schulrat. Sie werden zu diesem Amt alle zwei Jahre durch die Bevölkerung anläßlich der Staats- und Countywahlen gewählt. Eine Wiederwahl ist möglich. Die Kandidatinnen werden von den politischen Parteien aufgestellt. Bei jeder Wahl bewirbt sich also um das Amt des School-Superintendent ein republikanischer, demokratischer und sozialdemokratischer Kandidat. Zum Lobe der Bevölkerung sei aber erwähnt, daß für diese oft weniger die Zugehörigkeit des Kandidaten zu einer Partei, als seine Tüchtigkeit als Lehrer und Superintendent bei der Wahlurne entscheidet. An lächerlichen und schädigenden politischen Intrigen freilich fehlt es auch dort nicht.

Nach G. Stanley Hall („Feminisation in School and Home", Mainummer 1908 von „The World's work") sind in den amerikanischen öffentlichen Schulen von allen Graden nur 23 Prozent aller Lehrkräfte männlich. In einigen Staaten sind dies weniger als 10 Prozent und dieses Verhältnis nimmt stetig zu. Da aber in den höheren Schulen das Verhältnis der männlichen Lehrkräfte größer ist, so nimmt für die unteren Schulen — für deren Entwicklung ich in der Hauptsache tätig sein durfte — das Verhältnis zugunsten der weiblichen Lehrkräfte bedeutend zu. Stanley Hall sagt, es kommt vor, daß ein Knabe in der „High-School" „graduiert" (eine Art Abgangszeremonie von der höchsten Klasse der Volksschule, bereits High-School genannt), also mit 14—16 Jahren, seinen ersten, männlichen Lehrer erhält. Mehr als die Hälfte der Lehrerinnen hat keine berufsmäßige Erziehung (professional training) und verhältnismäßig wenige haben die volle, normale Ausbildung genossen.

Recht praktisch für die unbemittelten Anfängerinnen ist die Möglichkeit, nach dem ersten und wohl nicht sehr schweren Examen in der Volksschule unterrichten zu dürfen. Sind ihnen die Umstände günstig, so können sie später, namentlich auch während der drei Monate dauernden Sommerferien in einer für junge Lehrkräfte geschaffenen Anstalt die für weitere Examen notwendigen Kenntnisse erwerben.

Unpraktisch für die Schüler aber ist, daß die jungen Lehrerinnen in dem sehr jugendlichen Alter von 18 Jahren wohl mit einigem Wissen, aber ohne pädagogische Kenntnisse als einzige Lehrkraft an einer kleinen Landschule angestellt werden können. Der Nachteil liegt ja auf der Hand. Die Schule hat andere Aufgaben als die, nur Wissen beizubringen. Jenen anderen Aufgaben aber kann ein 18jähriges Mädchen, das ja selbst noch durch das Leben und durch Pädagogen und erfahrene ältere Kollegen erzogen werden müßte, unmöglich gerecht werden. Daß ihre Stellung namentlich Schulknaben gegenüber von fast gleichem Alter eine besonders unzulängliche ist, bedarf kaum der Betonung.

In Deutschland liest man jetzt öfters über die Resultate des gemeinschaftlichen Unterrichtes von Knaben und Mädchen in höheren Schulen, eine Einrichtung, die in Deutschland wohl zu neu ist, um ein endgültiges Urteil auch seitens der nächstbeteiligten Fachkreise rechtfertigen zu können.

In bezug auf das Zusammen-unterrichtet-werden in allen Schulen kann ich nur die Beobachtung aus dem Westen mitteilen, daß eben

auch die Schuljugend schon in ihrem Benehmen zeigt, wie ritterlich dort ein jeder Vertreter des stärkeren Geschlechtes gegen die Frau ist. Vielleicht, ich sage vielleicht, früher als in Deutschland, haben die Schuljungens unter ihren Gefährtinnen ihre Freundinnen und nehmen sie zu einem Konzert, zu einer Spazierfahrt mit. Aber es geschieht mit Wissen und unter den Augen der Eltern. Das harmlose und freie Zusammengehen der amerikanischen Jugend, quasi coram publico, hat gewiß viel für sich. Wohl geht es zu weit, wie manche amerikanische Frau sich von ihrem Manne bedienen läßt, wie sie sich in der Kinderwartung ihre Pflichten vom pater familias abnehmen läßt. Aber das ist doch nicht der Typus der besten amerikanischen Frau, namentlich nicht der mit deutschem Einschlag. Ich nenne sie die Rocking chair ladies. Aber von diesem Extrem, der Fügsamkeit des Ehemannes der Rocking chair lady, ist doch noch ein weiter Weg bis zu der groben, deutschen Unritterlichkeit dem weiblichen Geschlecht gegenüber. Manch feiner, hochgebildeter, deutscher Herr kann in der Beziehung von einem einfachen, ganz ungebildeten „Miner“[1]) im hochgelegenen, einsamen mining camp[2]), von manchem „cowboy“ lernen. Vorigen Winter erlebte ich nach einem Vortrag in München, daß sogenannte gebildete Herren in der überfüllten Garderobe eine einzeln vorne stehende Dame mit ihrem Ellbogen zurückstießen, um schnell ihre Röcke und Hüte zu bekommen, so daß ich, hinter ihr stehend, sie bat, zurückzutreten und mir ihr Billett zu geben. Als ich ihr dann ihre Sachen verschaffte, hatte sie Tränen in den Augen über die mehr als unritterliche Art jener Herren. So etwas geschah einem jungen Mädchen nach dem Vortrag einer berühmten Leuchte der Wissenschaft. Im fernen, wilden Westen wäre ein solches Vorkommnis einfach ausgeschlossen gewesen. Neulich beobachtete ich in Kochel eine Dame, die, mit einer Reisetasche in der Hand, drei Billette erster Klasse kaufte. An ihrem Koffer bemerkte ich die siebenzackige Freiherrnkrone. Zu ihr gesellte sich ihre Tochter, ebenfalls mit Handgepäck. Dann trat als dritter ein großer, kräftiger Herr hinzu, anscheinend ihr Schwiegersohn. Er trug nichts als den Wert seiner Persönlichkeit und bis zum Abgang des Zuges kam es ihm auch gar nicht in den Sinn, seinen Damen das Handgepäck abzunehmen. Ist solch ein Fall auch in Deutschland nicht typisch, so wäre er in Amerika

[1]) Minenarbeiter.
[2]) Minenlager.

doch ausgeschlossen. Ein amerikanischer Arbeiter ohne Bildung hätte sich ritterlicher benommen.

Man sagt, die amerikanische Ritterlichkeit der Frau gegenüber habe als historische Ursache den Mangel an Frauen in den ersten Ansiedelungszeiten neu erschlossener Gebiete. Meines Erachtens wird dieser Sinn durch das stete Zusammenleben beider Geschlechter vor und einschließlich während der Universitätszeit gepflegt.

Anders verhält es sich mit der Frage, wie weit das Überwiegen der weiblichen Lehrkräfte wünschenswert ist. Hier genügt die Feststellung der Tatsache nur, daß mehr als ein Viertel der Armee von Lehrerinnen jährlich den Beruf aufgibt. (In vielen Fällen wird Heirat die Ursache sein.)

Ich habe manche Unzulänglichkeit, manchen Mangel an Disziplin, manches unerquickliche Auseinander- und Gegeneinanderarbeiten von Elternhaus und junger Lehrerin im Laufe der Jahre kennen gelernt. Als ich mir Land zur Farm kaufte, gab es in Payette eine geschlossene, achtklassige Schule. Auf der bench aber nur zwei ganz kleine einräumige, aus Holz gebaute Schulhäuser. In denselben unterrichtete je eine Lehrerin alle Kinder von den verschiedensten Altersstufen und den verschiedensten Wissensgraden. Die Bevölkerung wuchs, New-Plymouth entstand und bekam seinen eigenen Schuldistrikt. Distrikt 18 aber, in dem meine Farm lag, schrieb Wahlen aus und nach mancherlei Kämpfen stimmte man für Ausgabe von Anteilscheinen. Mit diesen wurden die Kosten eines aus zwei Zimmern bestehenden, zentral gelegenen, aus Backstein gebauten Schulhauses bestritten. Es wurde 1899 gebaut und Pleasant View genannt. Gerade aber in den nächsten Jahren wuchs infolge der verbesserten Kanalverhältnisse die Bevölkerung über alles Erwarten. Weitere Schulräume mußten geschaffen werden. Schon längere Zeit hatten sich die Gemüter erhitzt, ehe ich, der ich naturgemäß der Schulfrage ziemlich ferngestanden hatte, hörte, um was es sich handelte. Die eine Partei wollte das Schulhaus in Pleasant View vergrößern, die andere wollte den Distrikt in drei kleinere geteilt sehen, in denen jeder neue ein kleines Landschulhaus mit eigener Verwaltung (Board of School Trustees) haben würde.

Zu ersterer Partei gehörte ganz naturgemäß die Anwohnerschaft von Pleasant View. Zu letzterer jene, die am weitesten von der Zentralstelle weg wohnte. Aber gerade von diesen gehörten auch manche Einsichtige der ersteren Partei an. Sie wußten von ihrem östlichen

Heimatsstaate aus die Vorteile eines zentralisierten Schulsystems zu schätzen. Man berief nach Pleasant View eine Versammlung ein, zu der auf Wunsch die County-Superintendent von Caldwell herüberkam. Von den deutschen Verhältnissen her an das zentralisierende System gewöhnt — die Kinder eines Jahrganges werden für sich von einem Lehrer in eigener Stube unterrichtet — wurde mir natürlich gleich die Wichtigkeit der richtigen Entscheidung dieser Frage klar. Und die County-Superintendent wurde der ersten Partei pflichtgemäß eine treue Verbündete.

Einer der Einwände der Opposition war die Entfernung vom Haus zur Schule im Winter bei aufgeweichten Wegen. Mein Hinweis, in zwei bis drei Jahren würden wir m. E. eine elektrische Bahn haben und damit die Schwierigkeit verringert oder gehoben sein, wurde als Utopie verlacht. Die Verhandlungen wegen einer elektrischen Bahn zerschlugen sich zwar, dafür war in dem von mir erwähnten Zeitraum — der belacht worden war — die Dampfeisenbahn Tatsache geworden.

Ich schlug in jener Versammlung vor, die Eltern sollten abwechselnd im Winter Gespann stellen, um die Kinder der Nachbarschaft zur Schule zu bringen, wie es ja auch in dem Landgebiet unterhalb Payette geschähe. Aber hier galt das Sprichwort: „Convince a man against his will, and he is of the same opinion still.“[1]) Jedes County wählt — seit kurzem auf vier, statt auf zwei Jahre — drei County-Commissioners. Dieselben, Männer des praktischen Lebens, tagen in der Kreisstadt einige Male im Jahre auf je zehn Tage, haben aber ein sehr wichtiges Amt und die Oberaufsicht über die Verwaltung des County. U. a. haben sie auch auf eingelaufene Massenpetitionen hin zu entscheiden, ob ihnen stattgegeben werden soll oder nicht. Die Opposition war nun sehr eifrig in Betreibung vieler Unterschriften für eine Petition, die die Teilung von Bezirk 18 in drei Schulbezirke anstrebte.

Wie es bei solchen Petitionen zu gehen pflegt, unterschrieben sie manche aus Mangel an Mut, andere, weil sie die Dinge nicht von beiden Seiten beleuchtet sahen, noch andere, wie sie nachher mir ausdrücklich versicherten, weil ihnen die Sache falsch dargestellt worden. Zum April-Termin wurde die Petition eingereicht, die Erledigung dann aber von den Commissioners zum Juli-Termin verschoben. Vor beiden

[1]) Überzeuge einen Mann gegen seinen Willen, und er bleibt derselben Meinung.

Zeitpunkten war also eine Zeit, in der wir Farmer sehr beschäftigt sind. Aber schließlich einigte ich mich doch mit einigen Nachbarn, die als Familienväter großes Interesse an der fortschreitenden Zentralisierung hatten, daß wir für eine Gegenpetition die nötigen Unterschriften sammeln wollten. Am Montag begann der Juli-Termin der County-Commissioners. Am vorhergehenden Freitag fuhr ich zur Stadt, um den aus Payette stammenden Commissioner zu sprechen. Er eröffnete mir, es wäre sehr spät, denn die Petition müßte gesetzmäßig in Caldwell eingelaufen und eingetragen sein, ehe am Montag um 9 Uhr die County-Commissioners ihre Versammlungen begönnen. Und wir hatten am Freitag noch nicht eine Unterschrift, sondern den Sonnabend zum Sammeln solcher ausersehen. Wir teilten den Bezirk in zwei Teile. Den einen suchten wir vormittags zu zweien abzufahren, merkten aber, daß wir auf diese Weise nicht fertig werden würden. Wir teilten mittags unseren Bezirk abermals und ich fuhr gleich nach Mittag fort, fuhr und fuhr, ohne Abendbrot zu essen und weckte die letzten Nachbarn noch nach Mitternacht auf und kam mit Unterschriften reich beladen zu dem Nachbar zurück, von dem ich mich mittags getrennt hatte. Er hatte sich's bequem gemacht und lag schon lange im Bett. Aber er mußte heraus aus den Federn und mir in mitternächtiger Stunde einen Imbiß geben, ehe ich auf meine Farm zurückfuhr. Ich hatte nur für den Tag den zuverlässigen Arbeiter gesichert, um statt meiner die peinliche Arbeit des Ablesens der Codling-moth-Würmer zu verrichten. Er war natürlich längst fort und kein Mensch außer mir auf der Farm. Den Sonntag wurde dann mit großer Mühe die Petition, mit Hunderten von Unterschriften bedeckt, nach Caldwell gesandt, die County-Superintendent verständigt, und mit knapper Not kam das Schriftstück noch rechtzeitig an. Die Überraschung und Wut der Opposition war groß. Sie hatte nicht geglaubt, daß wir noch tätig sein würden und war, wie die meisten Farmer Sonnabends tun, nach Payette gefahren, während wir in ihrer Nachbarschaft fleißig arbeiteten. An dem von den County-Commissioners angesetzten Tage des Verhörs beider Parteien konnte ich seitens einer ganzen Anzahl von Unterzeichnern die ausdrückliche Erklärung abgeben, weswegen sie, die die Petition der anderen Seite im April unterzeichnet hätten, jetzt zu dem geraden Gegenteil ihre Zustimmung gegeben. Wir siegten. Die Petition, den Distrikt zu teilen, wurde nicht bewilligt. Aber ein Jahr später mußten wir nochmals zu Felde ziehen.

Es war inzwischen der Vorschlag zu einem Vergleich gemacht. Der Distrikt solle ungeteilt bleiben. An den äußersten vier Ecken aber sollten vier kleinere Schulhäuser errichtet werden. Die kleineren Kinder sollten diese besuchen, während die größeren, in den höheren Klassen befindlichen, nach der Zentralschule in Pleasant View gehen sollten. Die Teilung des Distriktes hätte für alle Zeiten die Zentralisierung, die Errichtung einer Einheitsschule mit einem Schuldirektor an der Spitze unmöglich gemacht. Ebenso die nahe, in Aussicht stehende Möglichkeit, bei einem Versteuerungswert von — ich glaube 100 000 oder 150 000 Dollars — den Schuldistrikt „unabhängig" zu erklären. Dies bedingt eigene Verwaltung mit einem „Board von 5—7 Trustees".

Die Opposition, die sehr persönlich und sehr bitter, wenig logisch und wenig sachlich den Kampf führte, behauptete, für diesen Kompromißvorschlag würden die Pleasant View-Leute nicht stimmen. Ich war den Sommer über allein auf der Farm und von März bis September auch nicht besuchsweise einen einzigen Sonntag von ihr fortgefahren. Einen Sonntag aber machte ich mich zu Fuß auf den Weg und suchte die Nachbarn in Pleasant View auf und erhielt in den verschiedenen Häusern die Versicherung, sie würden für diesen Vergleichsvorschlag stimmen. Ehe es nun zu dieser Wahl kam, galt es zum zweitenmal vor den County-Commissioners gegen eine erneute Petition der Opposition unsere gute Sache zu verteidigen. Auf meine Bitte kam die vielbeschäftigte State-Superintendent im Sommer zu einer Versammlung nach Pleasant View von Boisé herüber. Auf dem Wege vom Bahnhof in Payette zu meiner Farm und weiter zu einem Nachbar, zu dem ich die Dame zum Essen begleitete, hielten wir auf meinen Wunsch auf einer Farm an, deren Besitzer zur erbittertsten Opposition gehörte. Die Eltern wie die Kinder hatten die State-Superintendent mit Klage- und Beschwerdebriefen überschüttet. „Taktvoll" blieb ich draußen. Ich glaubte, sie könnten sich freier weg von der Leber unterhalten. Als ich dann das Haus betrat, fand ich den Mann ungeniert beschäftigt, eine Holzrechnung aufzustellen. Die Frau stand vor dem Spiegel und beendete ihre Toilette für die Versammlung am Nachmittage. Ein längeres Verweilen bei diesen unliebenswürdigen Leuten war zwecklos und statt eines freundlichen „Lebewohl" wurden uns die freundlichen Abschiedworte: „Wir wollten, Sie und Herr Eiffe müßten durch den Staub zu Fuß den Weg gehen, den die armen (großen) Kinder täglich zur Schule zurücklegen müssen!" In kluger und feiner Weise argumentierte die State-Superintendent mit

der Opposition am Nachmittag und betonte klar die Gründe, die für die Bestrebungen sprechen, die Schulen zu zentralisieren.

Vor den County-Commissioners konnte ich mich auf einen Brief der State-Superintendent berufen. Die County-Commissioners sind gesetzlich verpflichtet, auf ihren Rat zu hören. Hier seien einige der Vorteile der Zentralisierung erwähnt: In einer Anzahl kleiner Landschulen kann aus Mangel an Mitteln nur je eine Lehrkraft gehalten werden. Je größer die Zersplitterung, je geringer die verfügbaren Mittel für Lehrergehälter, desto jünger, unerfahrener und minderwertiger meist die erhältlichen Lehrkräfte. In einer Landschule müssen vielleicht 25 Kinder von 6—16 Jahren, die auf sechs Klassen verteilt sind, von einer Lehrerin in demselben Raum und in derselben Zeit unterrichtet werden! In einer Zentralschule werden dagegen 25 Kinder in gleicher Alters- und gleicher Wissensstufe in einer Klasse zusammen unterrichtet. Die Zentralisierung bedingt eine Verbilligung der Schulausgaben, ermöglicht daher die Gewinnung besserer und reiferer Lehrkräfte. Vor allem aber können die jüngeren derselben von der Erfahrung der älteren Vorteil haben, sie stehen unter der Aufsicht und Leitung des erprobten Schuldirektors. Dieser Punkt war für mich auf Grund meiner Beobachtungen besonders wichtig.

An der kleinen Landschule kann nicht nur weniger Gehalt, sondern dieser auch nur für kürzere Zeit im Jahre bezahlt werden. Die kleinen county schools geben daher oft nur fünf Monate Unterricht, im besten Falle sieben oder acht. Und die Lehrerinnen wechseln fast jedes Jahr. Anders bei der Zentralschule. Dort ist neun Monate Unterricht, dort haben die Lehrkräfte weit mehr Anregung, etliche Jahre in derselben Stelle zu bleiben. Sie, ihre Schüler und deren Eltern lernen sich daher gegenseitig kennen. Ich habe nur einige der Hauptvorteile herausgegriffen. Diese an sich selbstverständlichen Dinge leuchteten erst allmählich den Leuten ein!

Vor den County-Commissioners konnte ich ferner darauf hinweisen, wie vorteilhaft sich in etlichen Staaten des Ostens das „Hack-system" bewährt hat. Hack ist ein hoher Wagen, den kinderreiche Familien vorzugsweise zu Ausfahrten benutzen. Es gibt nun Staaten, in denen die Schule während der schlechten Jahreszeiten die Kinder einer Nachbarschaft in großen Hacks aufsammeln und zum Unterricht fahren läßt. Bei ungünstiger Witterung ist der Wagen heizbar. Während der Fahrt stehen die Kinder unter der Aufsicht, unter der Gerichtsbarkeit des Fahrers. Sie müssen sich pünktlich zu der Abhol-

zeit einfinden. Das System arbeitet sehr gut. Es ist keine Wohltätigkeitseinrichtung, von deren Beteiligung die früher bezeichneten kurzsichtigen und selbstsüchtigen Leute fern bleiben, sondern die Unkosten werden durch die Steuer aufgebracht, also gleichmäßig und gerecht verteilt. Um dies in Idaho einführen zu können, mußte das überhaupt veraltete Schulgesetz geändert werden. In der letzten Parlamentssitzung ist das Schulgesetz gründlich verbessert worden.

Die County-Commissioners wiesen abermals die Petition, den Distrikt zu teilen, ein für alle mal zurück. In der folgenden Wahl wurden für die vier Eckschulhäuser die Mittel bewilligt. Sie wurden zum Herbst rechtzeitig fertig gestellt.

Die Opposition meldete sich wieder. Sie wollte nicht die Kinder der beiden höheren Klassen nach Pleasant View senden. Des Friedens halber willfahrte man vorläufig ihrem Wunsch, und es stellte sich Ruhe ein.

Nach wenigen Jahren trat, wiederum aus Platzmangel, die Frage heran: soll der nötige Schulraum in Pleasant View durch Anbau oder in dem inzwischen entstandenen Fruitland durch Neubau geschaffen werden? Fruitland liegt zwar weniger zentral im Bezirk, ist aber jetzt durch die Pumpkin vine leicht von zwei Seiten zu erreichen. Wieder schien der alte Streit ausbrechen zu wollen. Im „Board of School Trustees“[1]) war 1908 glücklicherweise niemand von der alten Opposition vertreten. Ich hatte inzwischen plötzlich meine Farm am Sonnabend den 11. April 1908 verkauft und sollte sie vierzehn Tage später übergeben. Zu dem nächsten Sonnabend lud ich den „Board of Trustees“ samt ihren Ehehälften abends zu mir ein und den mir befreundeten Schuldirektor von Payette und seine Frau. So hielten wir eine geheime Sitzung bis Mitternacht ab. Der Direktor hatte alle Punkte ausgearbeitet, die im allgemeinen und im besonderen für die Zentralisierung der Schule sprechen. Wäre diese Weisheit aber als die des Direktors von der Payette-Schule veröffentlicht worden, so hätte gleich alles Zeter und Mordio geschrien: „Die Stadt Payette will, daß unser Schuldistrikt mit dem ihrigen vereinigt wird, damit wir ihre bedeutenden Schulschulden tragen helfen!“

Da aber alle Anwesenden von der Wichtigkeit der Thesen überzeugt waren, so erschienen dieselben von den drei Trustees unter-

[1]) Ein aus der Bevölkerung durch Wahlen gebildetes Direktorium, dem die Ernennung der Lehrkräfte und die Oberaufsicht über die Schule zusteht.

zeichnet in der nächsten Ausgabe der Payette-Zeitung. Dieselbe wird den Farmern Freitags spätestens Sonnabends früh zugestellt. Für Sonnabend nachmittag war dann eine Versammlung in Pleasant View angesetzt. Bei ihr zeigte sich, daß die Veröffentlichung der Thesen schon Gutes gewirkt hatte. Es war die letzte Versammlung, an der ich in Idaho aktiv teilnahm, acht Tage später verließ ich die Farm. Die Versammlung war nicht umsonst gewesen. Der Eindruck, man müsse die neuen Schulräume in Fruitland bauen, und zwar gleich so bauen, daß daraus eine große Zentralschule durch Anbau entstehen könne, war der vorherrschende. Im Sommer 1908 wurden wiederum Wahlen ausgeschrieben. Die erneut geforderten und nicht geringen Mittel wurden bewilligt. Vor wenigen Tagen nun erhielt ich die frohe Nachricht, eine achtklassige Schule sei in Fruitland fertiggestellt, von der diesen Winter zunächst nur drei Schulstuben benutzt werden würden. So ist auch hier das Ziel jahrelanger Arbeit und vieler Kämpfe erreicht worden!

Ehe ich die Schilderung dieser Schulepisode schließe, muß ich noch betonen, wie einer der ersten Fragen der vom Osten kommenden Farmer, die sich ankaufen wollen, die nach der Beschaffenheit und Entfernung der Schule ist. Ein Farmer, der es zu Wohlstand gebracht, wird von dem Kauf einer sonst begehrenswerten Besitzung abstehen, wenn die Schulverhältnisse für seine Kinder nicht günstig sind. Gewiß ein gutes Zeichen für die Farmerbevölkerung und auch wohl ein Beweis meiner Behauptung nach dem Vorwärtsstreben der Amerikaner in bezug auf Erweiterung ihrer Bildung.

Zehntes Kapitel.

Wegebauten.

Wir haben gesehen, in wie enger Verbindung die Beschaffenheit der Landwege mit der Schulfrage steht.

Wie früher bereits erwähnt, kennen die Vereinigten Staaten im großen und ganzen keine staatlich gebauten Chausseen. Es geht jetzt von Washington eine Bewegung aus, dem Ideal der deutschen Wegebauverwaltung näherzukommen. Bei uns in Idaho besteht die Einrichtung, daß jeder Mann zwischen 21 und 50 Jahren „Poll tax", d. h. 2 Dollars Wegesteuer bezahlen muß, einerlei, ob er angesessen ist oder nicht. Dazu kommt für die Landbesitzer die Ausarbeitung

mit dem Gespann auf dem öffentlichen Weg, einen Tag zu acht Arbeitsstunden. Freiwillig leisteten wir weit mehr, um unsere Wege in besseren Zustand zu versetzen, und viele arbeiteten tagelang im Herbst aus eigenem Antrieb am Weg. Ich selbst habe solche Arbeit zuletzt nahe meiner Farm noch im Spätherbst 1907 mit meinem Gespann getan. Die Gelder, die von der Steuer eingehen, wurden dem County treasurer (etwa Kreissekretär) zugewiesen. Jedem Wegedistrikt wurde dann nach Bedürfnis, resp. nach Gutdünken seitens der County-Commissioners zur Wegeverbesserung, Anlage von Brücken usw. Geld gewährt. Dies geschah aber keineswegs nach Maßgabe der Höhe der von dem Bezirke eingezahlten Polltaxerträge. Es ergab sich also der Mißstand, daß ein dicht bevölkerter Wegedistrikt von den in ihm aufgebrachten Geldern an einen weit entfernt liegenden abgeben mußte zu Wegebauten, die für ihn von keinem direkten Wert waren, während die Vervollkommnung seiner Wegeanlagen aus Mangel an Mitteln sehr langsam fortschreiten konnte.

Es war daher sehr angebracht, daß in einer Session von Idahos Parlament ein aus New-Plymouth stammender Senator eine Vorlage einbrachte und durchsetzte, die die gesetzliche Möglichkeit zur Schaffung unabhängiger „Good road"-Distrikte (gute Wegedistrikte) bot.

Die Payettebenchbewohner waren die ersten, die von diesem „Good road"-Gesetz Gebrauch machten. Eine dahinzielende Massenpetition wurde von den County-Commissioners genehmigt. Durch Zusammenziehung von mehreren Wegedistrikten wurde ein großer „Good road-Distrikt Nr. I" geschaffen. Er ist unabhängig, wählt seinen eigenen „Board of good road Trustees". Letzterer besteht aus drei im Distrikt ansässigen Männern. Diese haben die Macht, selbständig und unabhängig von den County-Commissioners die Höhe der Wegesteuer festzusetzen, für die natürlich ein gesetzliches Höchstmaß gegeben ist. Alle Gelder kommen im Distrikt zur Verwendung. Die „Road Trustees" ordnen selbständig die vorzunehmenden Arbeiten an. Also keinerlei „grüner Tisch" hat da mitzusprechen!

Die Wege im Westen wurden bisher in der Weise verbessert, daß man an ihren beiden Seiten Gräben zog und den gewonnenen Boden zur Erhöhung der Mitte verwandte. Walzen usw. konnte man sich auf dem dünn besiedelten Lande nicht leisten. Der Boden, Kraterasche, ist sandig. Während des regenlosen Sommers bedeckt den Weg eine viele Zentimeter dicke in Staub verwandelte lose Bodenschicht. Wie beim Fahren oder bei windigem Wetter Menschen, Pferde

und Gefährt, ja die ganze Gegend in eine undurchdringliche Staubwolke gehüllt werden, davon macht sich keiner einen Begriff, der nicht in solchen Gegenden gewesen. Für die Lungen ist dieser feine Staub nicht schädlich. Bei täglicher Inanspruchnahme dieser Wege durch Wagen und Lastfuhrwerke bilden sich im Sommer eine Menge, in der Staubwolke nicht bemerkbarer Löcher†, an die schon manche Wagenfeder, manches Wagenrad hat glauben müssen. Kommt im Herbst einige Tage Regen, so werden diese Löcher wieder vollgeschwemmt und dann sind die Wege oft ideal. Aber bei andauernder Nässe, im Winter oder Frühjahr, bei Schneeschmelze usw. werden die Wege wiederum fast unpassierbar. Als im Herbst 1896 die Erdarbeiten für meine Farm begannen, mußte ich etliche Male zum Wegeaufseher reiten und ihn bitten, über eine Schlucht eine Brücke zu bauen, so daß ich meinen Wintervorrat an Heu von dem Nachbar einholen konnte. Damals nahm ich noch mit meinem Reitpferd Njoku viele, die Wege durchquerende Gräben, die erst allmählich überbrückt wurden. Sie waren ein Teil des Bewässerungssystems, das den Farmern das zur künstlichen Bewässerung nötige Wasser liefert. Viel unangenehmer für die Wege aber war das Abflußwasser†, dasjenige, das nach erfolgter Bewässerung die Farmfelder verläßt und in Ermangelung von Abflußgräben† an niedrigen Stellen die Wege überschwemmte und sie streckenweis in Seen verwandelte. Es mußten oft mit großem Aufwand an Zeit und Geld Abflußgräben angelegt werden.

Diese Hinweise werden genügen, um die Zweckmäßigkeit eines selbständigen „good road-Distriktes" und die Fülle der zu leistenden Arbeit klar zu machen. Die Wegeverhältnisse verbesserten sich nun zusehends. Die Klagen über die sehr erhöhten Wegesteuern griffen ebenfalls wie eine ansteckende Krankheit um sich.

Im Winter pflegten viele Schafherden auf den Farmen und in ihrer Nähe gefüttert zu werden. Infolge des stetig zunehmenden intensiveren landwirtschaftlichen Betriebes wurden passende Futterstellen mit nahem Wasser auf der Payettebench immer seltener und der Verkauf von Heu an Schafleute immer geringer. Nun hieß es, die Schafzüchter, die im Winter einige Monate ihre Schafe im „good road-Distrikt Nr. 1" fütterten, müßten in demselben für das ganze Jahr Wegesteuern bezahlen, die nach der Kopfzahl ihrer Herden berechnet, recht beträchtlich wären. Es ging also das Gerücht von Mund zu Mund, die Schafleute würden aus der Gegend fortbleiben, solange „good road-Distrikt Nr. 1" nicht wieder aufgelöst würde!

Ich wandte mich zunächst nach Caldwell an den Kreisbeamten, dessen Antwort die Gerüchte betreffs der Schafzüchter zu bestätigen schien. Bald aber stellte sich heraus, daß jener Beamte ein persönliches Interesse daran hatte, die Schafleute zu veranlassen, aus unserem Distrikt fortzugehen und sein und seiner Freunde Heu nahe Nampa zu kaufen. Ein Anwohner von Distrikt 1 hatte, ohne sein Zutun, ein Gespräch des Beamten mit Züchtern in seinem Amtszimmer in Caldwell angehört, wohin er gekommen war, seine Steuern zu bezahlen. Der Kreisbeamte ahnte nicht, daß der unfreiwillige Zuhörer aus dem good road-Distrikt Nr. 1 stamme! — Wie ja schon bei manchen anderen Gelegenheiten wurde zwecks öffentlicher Besprechung von den Road Trustees eine Versammlung nach Pleasant View ins Schulhaus einberufen. Hier wurde uns Gelegenheit gegeben, aufklärend den Unsinn der Gerüchte darzulegen. Ein anwesender, bedeutender Schafzüchter gab selbst die beruhigende Erklärung, daß alle Gerüchte über die schwere Besteuerung der im Bezirk ihre Tiere überwinternden Herdenbesitzer der Wahrheit ins Gesicht schlügen. Man betonte, daß man dem Herrn Kreisbeamten die Stimme bei der nächsten Wahl nicht geben würde. Auch andere Mißverständnisse finanzieller Art konnten wir zu aller Zufriedenheit aufklären. Man einigte sich dann in einer Beschließung; der Distrikt solle unangetastet bleiben, man empfehle nur den Trustees, für die nächsten Jahre langsam voranzugehen und die Steuerschraube vorläufig nicht stärker anzuziehen. Die wöchentlich einmal erscheinende Payette-Zeitung nahm meinen längeren Bericht über die Versammlung in den nächsten zwei Nummern auf. Er stellte die ganze Sachlage auch für diejenigen klar, die der Versammlung nicht hatten beiwohnen können. Wenige Monate später fand in demselben Raum die letzte Schulversammlung statt, von der ich im vorigen Kapitel berichtet habe. Ein Mann von der alten Schuloppposition machte wieder die Wegefrage geltend. Er hatte während der good road-Agitation an Typhus krank gelegen. Ich klärte ihn quasi in einer Privatvorlesung über die Irrtümer seiner Ansichten betreffs der good road-Angelegenheit auf. Der Präsident der Versammlung — er war spaßhafterweise einer der good road Trustees — machte mich darauf aufmerksam, dies sei eine Schul- und nicht eine good road-Versammlung. Ich stimmte dem bei, bat aber kurz, die Aufklärung beenden zu dürfen, da der betreffende Farmer während jener Zeit krank gewesen und daher nicht unterrichtet sei. Diese kleine Episode beweist den engen Zusammenhang, der zwischen der Lösung

der Schul- und der Wegefrage auf dem Lande bei uns besteht, womit ich zu dem Hinweis im Anfang des Kapitels zurückgekehrt bin. Seit jener Aufklärungsarbeit im Frühjahr 1908 scheint auch der „good road-Distrikt Nr. 1" sich in freier voller Weiterentwicklung zu befinden, so daß das Boisé Valley unserem Beispiel zu folgen sich anschickt. Geplant ist seit Beginn der Schaffung dieses Distriktes ein chaussierter Weg von New-Plymouth nach Payette, der, im Sommer staubfrei gehalten, für alle Bewohner von großer Bedeutung sein wird.

Elftes Kapitel.

Deutschtum im Ausland.

„Jetzt hat man drüben doch die Empfindung: „Die Nation, der wir entstammen, besteht aus ebenso tüchtigen Kerls wie wir sind". Ich hoffe, daß Gott in all unseren amerikanischen Landsleuten die Empfindung lebendig erhalten und stärken werde. Zwiespalt zwischen Anglo- und Deutsch-Amerikanern brauchte es deswegen nicht zu geben; denn letztere tun ihrem Gefühl als Amerikaner keinen Abbruch, wenn sie auch an ihrem alten Vaterlande hängen. Das gegenseitige Vertrauen zwischen Deutschland und Nordamerika hat schon schwierige Proben bestanden." Bismarck.

Zum 22. März 1897 hatte ich angeregt, daß sich alle Deutschen von Payette und Umgegend zu einer Feier versammeln sollten und dieser Anregung wurde lebhaft Folge gegeben; es war das erste deutsche Fest im Payette Valley.

Die deutschen Hausfrauen sorgten für leibliche Genüsse. Ein Faß Bier wurde aufgelegt, dort und damals ein Luxusartikel — kostete doch eine Flasche Bier zur Zeit des Krieges mit Spanien 1898 statt wie sonst 25,35 Cent die Flasche 1,40 Mark. Vor Tisch wurde eine Polonäse getanzt. Dieselbe ließ ich durch den ältesten Deutschen eröffnen, einen ehemaligen ehrsamen Schuhmachermeister aus Preetz, mit der Schwägerin eines der bekanntesten Bremer Kaufleute. Diese Dame, damals die einzige gebildete Deutsche in Payette, führte ihrem Bruder den Hausstand und kam auch ohne Dienstboten aus, freilich wohnte sie in der Stadt und hatte daher auch weniger Arbeit. Bei unseren gegenseitigen Einladungen zeigten wir einander dann unsere Fortschritte im Kochen und ich fand mich sehr überlegen, daß ich im Gegensatz

zu ihr fast ganz ohne Kochbuch kochte, überhaupt keines besaß außer dem hebräischen Heft!

Bei dem folgenden Mahl saß sie dann zwischen ihrem Tischherrn, jenem kleinen, beweglichen Preetzer, einer echten Reutergestalt und mir. Ich führte den Vorsitz und in einer Ansprache auf das Gedächtnis unseres geliebten, alten Kaisers wies ich vor allem auf die für uns vorbildliche Treue im kleinen hin, die er in langen, schweren Jahren bewiesen, ehe er zur Regentschaft berufen wurde. Und zum ersten Male ertönten in Payettes Mauern unsere schönen Vaterlands- und Volkslieder.

Durch meine Erkrankung und Reise nach Deutschland fand das nächste deutsche Fest erst im Sommer 1898 statt.

Am 31. Juli ein deutsches Picknick auf der Farm eines Iren, die auf halbem Wege zwischen Payette und Emmett lag, und die sich durch das Vorhandensein einer „grove", d. h. einiger nahe zusammenstehender Schatten spendender Bäume, besonders dafür eignete. Sehr viel größer war die Beteiligung, da die Deutschen von Emmett[1]) auch gekommen waren. Wir beschlossen, im September ein deutsches Erntedankfest abzuhalten, zu dem, wenn möglich, ein deutscher Pastor kommen sollte, um Taufen vorzunehmen. Mir wurde alles übertragen. Als ich am Abend aufbrach, um nach der einsamen Farm zurückzukehren, wo meine Kühe auf mich warteten, um — gemolken zu werden —, kam jener Bremenser heraus mit der mich erschütternden Nachricht von dem tags zuvor erfolgten Tode Bismarcks!

Meine Liebe zu ihm und zu seinem alten Herrn aber konnte ich zunächst nicht besser betätigen, als durch meine Arbeit für das Erntedankfest. Ich schrieb zunächst nach Philadelphia an einen mir dem Namen nach bekannten deutschen Geistlichen, durch den ich dann in Verbindung trat mit dem deutsch-lutherischen Pastor K. in Seattle, der der Jowa-Synode angehörte. Die Briefe flogen nun hin und her zwischen Seattle und Feodor-Farm, und das ganze Programm wurde bis ins kleinste festgesetzt.

Einige Tage vor dem auf den 18. September angesetzten Festtag traf er aus Seattle ein. Vom Osten hatte er einen jungen Geistlichen in der Hoffnung kommen lassen, er würde seine Anstellung in Idaho erreichen. Derselbe aber kam erst am Sonntag nach dem

---

[1]) Auf jedem guten Atlas verzeichnet, Emmett oder Emmettsville wie Payette oder La Payette, auf dem 44. Breitengrade liegend.

Gottesdienst mit der Erklärung, er sei unterwegs versehentlich arretiert und in Untersuchungshaft abgeführt worden! Da er ein Blender, ein gewandter Redner war, schafften die Deutschen in Emmett, Boisé und Payette ihm eine gute Zukunft; er ließ Frau und Kind vom Osten kommen, tat aber seine Pflicht nicht und bummelte. Von mir lieh er sich 100 Dollars, zu einer Zeit, da ich selbst 12 Prozent Zinsen bezahlen mußte, zahlte aber nie einen Cent zurück. Während der Wahlkampagne ließ er sich von der republikanischen Partei 800 Dollars geben, um mittels einer neu zu gründenden deutschen Zeitung die Deutschen für die Wahlen zu bearbeiten. Ich lieferte für mehrere Nummern umsonst einen Aufsatz über künstliche Bewässerung. Nachdem fünf oder sechs Nummern erschienen waren, verduftete er unter Erschwindelung eines neuen Anzugs und soll sich durch Klavierspiel in öffentlichen Häusern sein Brot verdient haben. Von anderem Zeug aber war der Pastor aus S. gemacht, der diesen Bruder Leichtsinn uns zugeschickt hatte. Er hatte fast zu viel Energie bei seinem Bekehrungseifer. Bei dem Fest aber arbeiteten er und ich in größter Harmonie. Am Sonnabend wurde noch ein Quartett eingeübt, die von den Presbyterianern uns freundlichst zur Verfügung gestellte Kirche[1]) nach deutscher Art mit Ährenkränzen usw. reich geschmückt, kurzum, es gab viel vorzubereiten, auch alle Vorbereitungen für das Essen im Hotel mußten von mir getroffen werden. Und dabei hatte ich auf der Farm keine Seele zur Hilfe, dagegen beide Pastoren als Hausbesuch. Morgens, ehe dieselben sich erhoben, mußte ich das Bewässern besorgen, Kühe melken, Frühstück bereiten usw., dann selbst anspannen, um früh zur Stadt zu fahren, wo so viel zu tun war, spät kam ich in den Tagen zurück, um dann noch wieder melken usw. zu müssen. Der Festgottesdienst war sehr lang, denn es wurde deutsch und englisch gepredigt. Musikvorträge folgten, und dann die Taufe von 24 Kindern, die zum Teil schon bis zwölf Jahre alt waren. Es war eine bunte, aber sehr hübsche Szene, diese Taufe der Kinder in allen Größen. An diese kirchliche Feier schloß sich dann das Festmahl, bei dem mehrere Trinksprüche gehalten wurden, ein ganz besonders hübscher von einem klugen, einfachen Manne mit Herzensbildung in plattdeutscher Sprache. Nach dem Mahl half man mir die Dekorationen aus der Kirche in einer Halle anbringen, in der abends ein Bankett stattfand. Im Verlauf desselben schritten

[1]) Ein Jahr später bauten sich die Deutschen eine eigene, kleine Kirche.

wir zur Gründung des alldeutschen Vereins. Die von mir entworfenen Statuten wurden beraten und angenommen, Erhaltung des Deutschtums auf mancherlei Wegen war der Zweck desselben.

Vor Mitternacht verabschiedeten sich die beiden Pastoren, dann tanzte man noch einige Stunden und das Fest verlief ungetrübt. Die Pastoren blieben noch $1^1/_2$ Tag länger bei mir und zum Abschiedsessen mußte ich ihnen noch einen selbstgezogenen, jungen Truthahn schlachten, rupfen und braten.

Zu Weihnachten fand am Abend des 25. Dezember ein gemeinsames Fest statt, ein bald darauf verstorbener schleswiger Junggeselle hatte unter großen Mühen aus dem viele Meilen entfernten Gebirge einen Tannenbaum herangefahren, für dessen Schmuck ich Lametta von Deutschland hatte kommen lassen.

Es war ein herzbewegender Anblick, als die Schar deutscher Kinder zum ersten Male unter einem brennenden Tannenbaume deutsche Weihnachtslieder sang und in dem Moment vergaß man alle vorhergegangene Mühe, die nötig gewesen, um dies zu erreichen. Die Bescherung folgte dann, sie hatte viel Mühe gemacht. Von bester Absicht beseelt, hatte man für das gesammelte Geld praktische Sachen den Kindern schenken wollen, worüber die Eltern, die es am nötigsten hatten, sich entrüstet äußerten, sie wollten kein Almosen! Nach der Bescherung gab es ein warmes Abendessen. Das klingt einfach und selbstverständlich, und doch ahnt der Leser nicht, was für Arbeit das für die wenigen bedeutet, die sich um diese Vorbereitungen kümmerten. Denn eine Treppe hoch mußte erst ein Herd heraufgeschleppt werden, um ein Kochen in der Halle überhaupt zu ermöglichen, und damals gab es noch keine mietbaren Fuhrwerke, die so etwas hin und her besorgten, sondern man mußte selbst anspannen, auf- und abladen usw. Zu allen Mühen kam dann noch der Ärger mit dem Pastor, der, statt wie verabredet, Weihnachtslieder mit einüben zu helfen, sich einladen ließ, und nachdem er sich satt gegessen, einen Verdauungsspaziergang machte und den nächsten Tag wiederum nicht zum Proben kam, sondern auf eine Farm fahren mußte, um seinem Vergnügen des Photographierens zu frönen. Da er der einzige war, der begleiten konnte, mußte an beiden Tagen die Probe ausfallen, und da er in dieser Art weiter „wirkte", kam das Ende seiner Pastorentätigkeit, wie geschildert, bald. Noch heute, nach $11^1/_2$ Jahren, denke ich mit Freude zurück an den Blick der strahlenden und mit Eifer unter dem Tannenbaum singenden deutschen Jugend Payettes und glaube, daß auch

auf sie der Eindruck ein nachhaltiger blieb. Und jetzt suchen viele Familien zu Weihnachten auch im Hause einen Tannenbaum zu haben und beschränken sich nicht mehr auf die gräßliche amerikanische Sitte einer gemeinsamen Weihnachtsfeier in der Kirche, bei der geschmacklos die Geschenke an dem Tannenbaum befestigt werden. Überhaupt werden in den kleinen Orten die amerikanischen Kirchen für alle möglichen Zwecke benutzt. Am meisten erstaunte mich 1896 die Zeitungsanzeige „Methodist Church", „good friday afternoon Concert and Ice cream social", Karfreitag nachmittag Konzert und Vanille-Eis in der Kirche serviert. Natürlich dienten die Einnahmen zum Besten derselben.

Pfingsten feierten die Deutschen durch ein gemeinsames Picknick, den Amerikanern des Westens ist auch Pfingsten ein unbekanntes Fest — und im Hochsommer vereinigten sich die Deutschen von Emmett und Payette auf meiner inzwischen herangewachsenen Farm. Es half mir in jenen Wochen ein verheirateter Arbeiter, der in der Nähe war. Er wußte, daß ich Gäste erwartete, weil er mir beim Zimmern von Tischen und Bänken geholfen. Da aber doch nur Deutsche kamen, hatte ich gar nicht geglaubt, daß er und seine Frau auf eine Einladung rechneten und sich unter nur Deutschredenden wohl fühlen würden. Früh am Sonntag morgen erwartete ich ihn vergebens, mir beim Bewässern, Melken usw. zu helfen. Ich mußte alles alleine tun und war noch mitten in der Arbeit, als schon die Gäste von Emmett kamen, die, in der Frühe fortgefahren, eine Strecke von vier deutschen Meilen zurückgelegt hatten. Aber gute, deutsche Frauen machten sich ans Kochen der zum Teil mitgebrachten Vorräte, nachmittags kamen die Deutschen aus Payette und fuhren erst um 12 Uhr nachts heimwärts, nachdem ich noch um Mitternacht einen großen Topf Kaffee hatte kochen müssen.

Zwölf Deutsche aus Emmett übernachteten auf meiner Farm, alle Frauen brachte ich im Hause unter, die Männer begnügten sich mit dem Heuboden.

Im Winter 1898/99 hatte ich einen gedruckten Aufruf an meine Freunde in Deutschland gesandt mit der Bitte und ihrer Begründung, mir zu einer Bibliothek für die deutschen Vereine zu helfen. Der Alldeutsche Verband, der damalige allgemeine deutsche Schulverein für das Deutschtum im Ausland, der christliche Verein junger Männer in Berlin, ein Buchhändler in Heidelberg und andere stifteten Bücher und Werke, und außer einem sofortigen Beitrag — 200 Mark — von einer Hamburger Dame bekam ich genug Mittel, um die geschenkten

Bücher kostenfrei bis Payette schaffen zu können. Die Hamburg-Amerika-Linie bewilligte Frachtfreiheit bis Neuyork und die Eisenbahn von Chicago bis Payette Ermäßigung um die Hälfte.

Leider fehlt es aber bis zur Stunde an einem gebildeten und kompetenten Menschen, der die Bibliothek verwaltet, was durch einen Halbgebildeten geschieht. Der Betreffende muß natürlich in der Stadt wohnen. Noch bedauerlicher ist es, daß wir keinen einzigen, wirklich tüchtigen Pastor bisher in Payette hatten. Nach dem Schwindler kam ein ehemaliger deutscher Schullehrer, der mangels Takt und Bildung nicht über der Gemeinde stand. Als er mir erklärte, er könne der deutschen Jugend keinen deutschen Unterricht geben, wenn er nicht dafür noch besonders bezahlt würde, er, der sonst fast nichts zu tun hatte und nur klatschte und Unheil und Zwietracht säte, war er für mich erledigt. Dann ging das Feld entgegen meiner Warnung, von der gemäßigten Jowa-Synode an die wegen ihrer Schwärze berüchtigten Missouri-Synode über. Sie freilich sandte auf eigene Kosten einen jungen Kandidaten hinaus, der ebensowenig wie sein jung verheirateter Nachfolger eine Ahnung zu haben schien von der wundervollen und folgenreichen Arbeit, die ihnen das Schicksal auszuführen Gelegenheit gegeben. Keiner der beiden nahm sich, wie es doch geboten, der Bibliothek an, von dem letzteren merkte ich nur den jährlichen Zuwachs seiner Familie, und daß schließlich nur noch zwei Menschen zu seinen Gottesdiensten kamen. Alle anderen hatte er hinausgepredigt. Er war der Ansicht, zu einer Loge, einerlei zu welcher, zu gehören, schicke sich nicht für ein Kirchenmitglied und ebensowenig, sein Leben zu versichern. Man würde dann in der Todesstunde daran denken, daß die der Familie zufallende Versicherung 5000 Dollars betrüge und nicht an Heiligeres und Wichtigeres. Ich hatte immer gewünscht, man möchte der ganzen Pastorenwirtschaft dort entraten und durch Vermittlung des deutschen Schulvereins, jetzt Vereins für das Deutschtum im Auslande, sich einen tüchtigen, deutschen Lehrer verschaffen, der imstande und gewillt wäre, die heranwachsende Jugend dem Deutschtum zu erhalten. Jetzt haben sich die Deutschen in Payette zwar ein Vereinshaus gebaut, aber es fehlt an einem gebildeten Leiter und Führer.

Damit komme ich auf den wunden Punkt des Deutschtums im Auslande! Es wird mir schwer, über die kurze Geschichte des Deutschtums in Payette so offen zu schreiben, den Leser darüber nicht im unklaren zu lassen, daß all mein Mühen dort lokal nicht die dauernden

Werte geschaffen hat, die zur Erhaltung des Deutschtums nötig sind, aber klar werden muß ihm, wie unendlich viel Gutes jeder einzelne tatkräftige Mann in diesen Dingen schaffen kann, der, auf die richtige Stelle gesetzt, das Herz auf dem rechten Fleck und feines Empfinden hat; wie unendlich viel aber auch bei dem Gegenteil versäumt wird! Der Kirche völlig entfremdete Deutsche in Boisé verpflichteten sich zu großen, monatlichen Beiträgen. Mit Begeisterung wetteiferten die Bauern in der Nähe von Payette, dem ersten Pastor in Boisé das Einrichten und Einleben zu erleichtern. Sie sandten ihm Hühner für seinen leeren Hühnerstall, dauernd war seine Speisekammer gefüllt mit allem Guten, das eine deutsche Farmersfrau an Vorräten im Laufe des Jahres beschafft. Hätte der Mann seine großen Gaben verwertet und nicht nur über das anvertraute Pfund schön gepredigt, sondern selbst mit ihm gewuchert, dann gäbe es jetzt in der durch Zuzug und Geburten sehr beträchtlich angewachsenen deutschen Kinderschar kaum einen Blondkopf, der nicht Deutsch lesen und schreiben könnte. Und welche Freude müßte es ihm selbst gewesen sein; welche Freude war es doch für mich, als mir ein Vater mal seinen Ältesten, Zwölfjährigen, auf einige Wochen auf die Farm sandte und er aus einem Pastor Nindschen Kinderfreund Deutsch lesen lernte!!

Ihr gebildeten deutschen Männer und Frauen, die euch das Schicksal hinausgebracht hat ins Ausland, erfüllt meine Bitte, nehmt euch eurer minder gebildeten Volksgenossen an, zeigt euch würdig und dankbar der Güter, die euch durch eure Bildung im geordneten Vaterland zuteil geworden ist, stärkt das Nationalbewußtsein in euren Landsleuten! Nehmt teil an ihren Vergnügungen und gebt ihnen durch Musik und Vorträge höheren, geistigen Gehalt! Und ich meine, bei nationalen Dingen dürfen im Auslande wie in der Heimat die teils berechtigten Standesunterschiede und der oft so kindisch anmutende Kastengeist kein Hindernisgrund sein zu gemeinsamem Wirken aller für ein Ziel. „An deutschem Wesen soll einst die Welt genesen!"

Jene Zeit, Ende der 90er Jahre, da ich im fernsten Westen in kleinem Kreise meine Pflicht zur Erhaltung des Deutschtums in bescheidener Weise zu tun suchte, ward im Osten die Zeit der Wehen einer großen Sache, deren Geburtsstunde in das Jahr 1901 fiel. Im stillen hatte man daran gearbeitet, bis man in Pennsylvanien am 16. April 1899 zur Gründung des Deutsch-Amerikanischen Zentralbundes von Pennsylvanien und am 6. Oktober 1901 zur Gründung des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes schritt.

Und nach sechs Jahren, am 4. Oktober 1907 bei der Eröffnung der vierten Konvention des Nationalbundes in Neuyork, konnte unser allverehrter Führer Dr. C. J. Hexamer aus Philadelphia mitteilen, daß bereits in 40 Staaten der Union ein geeinigtes Deutschtum geschaffen worden sei. Hexamer fährt fort in seinem Bericht: „Die an den Kongreß gerichteten Petitionslisten zeigen, daß wir faktisch mehr als $1^1/_2$ Million Mitglieder hinter uns haben, obwohl unsere Finanzberichte dies noch nicht ausweisen." In Nr. 35 der „Alldeutschen Blätter", Jahrg. 1909 findet sich mein Aufsatz: „Die Bestrebungen und Erfolge des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes. Sein Abdruck folgt hier:

Die Bestrebungen und Erfolge des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes.

Es wird unseren Gesinnungsgenossen von Wert sein, von einem genauen Kenner des „D.-A. N." Näheres über diese das Deutschtum der Vereinigten Staaten umfassende Vereinigung zu hören; wir geben daher gerne zu diesem Zwecke unserem Vorstandsmitgliede C. C. Eiffe das Wort:

Grundsätze des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika:

„Er besteht aus Staatsverbänden deutscher Vereinigungen. Er erstrebt das Einheitsgefühl in der Bevölkerung deutschen Ursprungs in Amerika zu wecken und zu fördern, zu nützlicher, gesunder Entwicklung der, wenn zusammengefaßt, ihr innewohnenden Macht, zum gemeinsamen, tatkräftigen Schutz solcher berechtigter Wünsche und Interessen, die dem Gemeinwohl des Landes und den Rechten und Pflichten guter Bürger nicht zuwider sind; zur Abwehr nativistischer Übergriffe; zur Pflege und Sicherung guter freundschaftlicher Beziehungen Amerikas zu dem alten deutschen Vaterlande. Was die deutsche Einwanderung zur Förderung der geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung dieses Landes beigetragen hat, und ferner beizutragen berufen ist, wie sie allezeit in Freud und Leid treu zu ihm stand, das beweist und lehrt seine Geschichte.

Der Bund fordert deshalb volle ehrliche Anerkennung dieser Verdienste und bekämpft jedweden Versuch zur Schmälerung derselben. — Er beabsichtigt keine Gründung eines Staates im Staate, erblickt aber in der Zusammenfassung der Bevölkerung deutschen Ursprungs den kürzesten Weg und die beste Gewähr für die Erreichung seiner in

dieser Verfassung klargelegten Ziele; er fordert deshalb alle deutschen Vereinigungen auf, als die organisierten Vertreter des Deutschtums, für seine gesunde, kräftige Entwicklung mitzuwirken, er macht es allen deutschen Vereinigungen zur Ehrenpflicht, der Organisation in ihrem Staate beizutreten. —

Aus seiner Platform:

1. Der Bund — als solcher — enthält sich der Einmischung in die Parteipolitik, jedoch unbeschadet des Rechtes und der Pflicht, zur Verteidigung seiner Grundsätze auf dem politischen Gebiet.
2. Fragen und Sachen der Religion sind strengstens ausgeschlossen.
3. Er empfiehlt die Einführung des Unterrichts der deutschen Sprache in öffentlichen Schulen, auf der folgenden breiten Grundlage: Neben der englischen bildet die deutsche Zunge die Weltsprache, in den entferntesten Winkeln der Erde, wohin die Pioniere der Zivilisation, des Handels und des Verkehrs gedrungen, finden wir die Völker beider Zungen vertreten, wo allgemeinere, eigene Kenntnis herrscht, bildet sich leichter selbständiges, klares und vorurteilsfreies Verständnis und fördert so wechselseitige, freundschaftliche Beziehungen.
4. . . . auf der Grundlage „ein gesunder Geist sollte in einem gesunden Körper wohnen", erstrebt der Bund die Einführung eines geordneten und zweckdienlichen Turnunterrichts in den öffentlichen Schulen.
5. Er erklärt sich für die Befreiung der Schule von der Politik. —
6. Er fordert alle Deutschen auf, das Bürgerrecht zu erwerben, sobald sie gesetzlich dazu berechtigt, sich rege am öffentlichen Leben zu beteiligen, und ihre Bürgerpflicht an der Wahlurne furchtlos und nach eigenem Ermessen auszuüben.
7. Über die Einwanderungs-Gesetzgebung.
8. Desgleichen.
9. Befürwortung der Löschung veralteter Gesetze, die die persönliche Freiheit des Bürgers beschränken.
10. Er empfiehlt die Gründung von Fortbildungsvereinen als Pflegestätten der deutschen Sprache und Literatur, zur Weiterbildung Lernbegieriger. Abhaltung von Vorlesungen über Kunst und Wissenschaft und Fragen von allgemeinem Interesse.
11. Er empfiehlt eine planmäßige Forschung der deutschen Mithilfe an der Entwicklung des Adoptiv-Vaterlandes in Krieg und Frieden auf allen Gebieten deutsch-amerikanischen Wir-

kens, von den früheſten Tagen an, zur Gründung und Weiterführung einer deutſch-amerikaniſchen Geſchichte."

Der letzteren Aufgabe unterzieht ſich die deutſch-amerikaniſche hiſtoriſche Geſellſchaft.

Nachdem am 16. April 1899 der Deutſch-Amerikaniſche Zentralbund von Pennſylvania gegründet war, der in drei Jahren bereits 1000 Vereine umfaßte, wurde am „deutſchen Tag", dem 6. Oktober 1901, durch Gründung des „Deutſch-Amerikaniſchen Nationalbundes" das Deutſchtum Amerikas unter einen Hut gebracht! „Vertreter von 22 Staaten," ſagt Kern, einer der hervorragendſten Führer, „zweimal ſoviel als bei der Grundſteinlegung der Vereinigten Staaten mitwirkten, vollbrachten das Einigungswerk." Heute gehören zu ihm 45 Staaten der Union!

1908 legte ſein verdienter und geliebter Präſident bei der Enthüllung des Eckſteins des zukünftigen Paſtorius-Denkmals Zweck und Ziel des Bundes dar. Dr. Hexamer ſagte: „Die Taten unſerer Vorfahren zu erforſchen und aufzuzeichnen, einen auf ſein Deutſchtum ſtolzen, nach deutſcher Weiſe turneriſch erzogenen, geſunden Nachwuchs zu bilden; den deutſchen Einwanderern mit Rat und Tat an die Hand zu gehen, und ſie zu brauchbaren Bürgern unſerer Republik auszubilden; und all das Gute, Schöne und Edle, das in der deutſchen Kultur und dem deutſchen Volkscharakter liegt, allen Kindern Onkel Sams recht kräftig einzuimpfen, das ſind die Hauptziele des Deutſch-Amerikaniſchen Nationalbundes!"

Einiges aus Dr. Hexamers Bericht an die vierte Übereinkunft 1907: „Die Hauptſchwierigkeit, mit welcher wir zu kämpfen hatten, war, in manchen Orten geeignete Führer zu finden. — Und doch, nie konnten befähigte, wohlhabend junge Deutſch-Amerikaner unſerem Lande beſſer dienen, als im Dienſte unſerer hehren Aufgabe. — Ja, der iſt der beſte Amerikaner, der nicht raſtet und ruht, bis ‚amerikaniſieren' gleichbedeutend mit ‚germaniſieren' ſein ſoll. Es iſt unſere vornehmſte Pflicht, wo auch unſere Wiege ſtand, für deutſches Wiſſen, für deutſche Kunſt, für deutſche Gemütstiefe einzutreten, und gegen engliſche Heuchelei und Mißgunſt zu kämpfen."

„— — So iſt es doch ſehr wünſchenswert, daß der Deutſch-Amerikaner, je nach ſeiner Überzeugung, an den großen politiſchen Parteien des Landes regen Anteil nimmt. — — Zum Stimmvieh hat ſich der Deutſche noch nie erniedrigt. Doch die Erfahrung hat gezeigt, daß wir durch Maſſeneingaben, in eindrucksvoller Weiſe an der richtigen

Stelle überreicht, noch immer erlangen konnten, was wir wünschten! Denn man wird sich wohl hüten, in einer Angelegenheit, wo alle Deutsche einig sind, sie vor den Kopf zu stoßen!" Hexamer sagt dann: „Solche, das gesamte Deutschtum berührende Fragen sind z. B. versuchte Erschwerung der Einwanderung, die stets wiederkehrenden Anschläge der Prohibitionisten, die nimmer ruhenden Versuche Englands, die Vereinigten Staaten für ein Bündnis zu gewinnen oder in einen Krieg mit dem Deutschen Reich zu verwickeln, Aufrechterhaltung und Förderung berechtigter, bewahrenswerter Eigentümlichkeiten der Deutschen in diesem Lande, und Aufrechterhaltung und Förderung guten Einvernehmens zwischen den Vereinigten Staaten und den deutschen Mutterländern — beides zum Nutzen dieses Landes!" Ferner sagt Hexamer: „Es ist unsere Pflicht, nicht nur dem Amerikaner, sondern auch unserem oft aus kleinlichen Verhältnissen reich gewordenen Stammesgenossen klarzumachen, was höhere Bildung für unser Land bedeutet." Hexamer empfiehlt fachliche Fortbildungsschulen, wie sie in München durch Dr. G. Kerschensteiner eingeführt seien. „Für das Volk geeignete Vorlesungen seitens der deutschen Austausch-Professoren und anderer werden erwünscht." „Um einen nackensteifen, auf seine deutsche Abkunft stolzen Nachwuchs zu erziehen, müssen unseren Kindern andere Geschichtsbücher als die jetzigen geliefert werden!" „Nicht nur eigene deutsche Theater bauen, wie in Philadelphia geschehen und in St. Louis, sondern Gastspiele durch Teile unserer großen Truppen müssen dann für kleinere Orte, die kein ständiges Theater erhalten können, sorgen." „Vermehrung der Rechtsschutzvereine und freier Arbeitsnachweisungsbureaus." „Ein Verzeichnis sämtlicher deutscher Gasthöfe des Landes usw." Hexamer schließt seinen Bericht mit den Worten: „Auf deutsche Pioniere der Faust werden mehr denn je Pioniere des Geistes folgen. Es ist ein guter, fester Grund gelegt worden, die Mauern stehen und das Dach liegt darüber. Nun gilt es, das Haus wohnlich auszubauen."

Wenn wir uns die geographische Ausdehnung klarmachen, über die sich die Tätigkeit des Bundes erstreckt, dann wird man mir recht geben, daß ein auch nur einigermaßen vollständiger Überblick darüber, was vom Haupt und seitens der Glieder bereits erreicht ist, unendlich schwer ist. Es wird aber an den verschiedensten Stätten mit großer Selbstlosigkeit und praktischem Sinn gearbeitet, so ist z. B. der Zentralverband von Kalifornien jetzt bei den Staatswahlen tätig und wird zum erstenmal eigene Bewerber aufstellen, wo es wünschens-

wert erscheint, unterstützt von dem besten amerikanischen Teil der Bevölkerung, der Besserung der Zustände dadurch zu erreichen hofft. Der D.-A.-Staatsverband von Kalifornien hat einleitend zu der diesjährigen Tätigkeit in einer amtlichen Kundgebung alle „zum Verband gehörende Zweigverbände und Vereine, sowie deren Mitglieder dringend ersucht, ihren Pflichten als amerikanische Bürger nachzukommen und ein regeres Interesse am öffentlichen Leben und der Politik zu nehmen und ohne Unterschied der politischen Partei dafür zu arbeiten, daß die Politik auf einen höheren moralischen Standpunkt gebracht werde!" Dieser Beschluß wendet sich zunächst an 30000 Mitglieder in 155 Vereinen Kaliforniens! Aber er enthält das hohe Ziel des ganzen Nationalbundes. Man male sich die Rückwirkung auf Deutschland aus, wenn dies Ziel erreicht sein wird durch die unentwegte Arbeit des Nationalbundes! Erscheint dieses ein unfruchtbares Beginnen? Unfruchtbar erscheint mir das ewige Jammern um die Vereinsmeierei. Fruchtbarer dagegen, mit ihr als unabänderlicher Tatsache zu rechnen und die Hebung des Vereinswesens hüben und drüben anzustreben. Wie aber wäre in acht Jahren ohne geldliche Mittel die Ausdehnung des Bundes und seiner Gedanken über 44 Staaten überhaupt möglich gewesen, hätte die so oft beklagte Vereinsmeierei nicht als Mittel zum Zweck zur Verfügung gestanden?

Die Schwierigkeiten für den Nationalbund sind meines Erachtens

1. im Osten, wo die Deutschen geschlossen wohnen,
   a) Verständnislosigkeit vieler Deutsch-Amerikaner infolge von Mangel an 1. allgemeiner Bildung, an 2. aus der Heimat eben nicht mitgebrachten Kenntnissen dessen, was die Deutschen im Auslande geleistet haben, und 3. an staatspolitischer Bildung.

Punkt 2 und 3 fallen ausschließlich dem mit akademischer Bildung angefüllten Deutschland zur Last! Es ist dringend wünschenswert, daß die verantwortlichen Kreise in Deutschland jetzt endlich auf den Ruf achten, der hüben und drüben von den Männern der praktischen Erfahrung in der Arbeit, das Deutschtum zu erhalten und zu vertiefen, laut und vernehmlich ergeht, daß schwere Unterlassungssünden gut zu machen sind, und zwar ohne Verzug! Die voriges und dies Jahr auf nationalen Vereinstagen auf unsere Mahnrufe gemachten Erwiderungen, es sei alles im Schulwesen in Ordnung, entsprechen nach den Erfahrungen der national Gesinnten eben nicht den Tatsachen!

b) Mangel an geeigneten Führern.

2. Dort, wo die Deutschen zerstreut wohnen: Räumliche Entfernung, Unmöglichkeit, öfters zusammen zu kommen, die Kinder in gemeinsame, deutsche Schulen zu senden, und natürlich erst recht, Mangel an Führern.

Die Beseitigung aber der Ursachen dieser Schwierigkeiten ist möglich in den Vereinigten Staaten durch Heranführung der Massen zu einer höheren Lebensauffassung, kurzum, durch Erreichung der Ziele, die sich der Nationalbund gesteckt hat, am letzten Ende aber allein dadurch, daß Deutschland sich entschließt, seinen Unterricht in allen Schulen zu durchtränken mit nationalem Geiste, so daß, wer von der deutschen Jugend später ins Ausland kommt, weiß, was der Deutsche im Ausland geleistet hat, was jetzt, wie ich mich in den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung überzeugt habe, in geradezu schandbarer und schmachvoller Weise fehlt! Indem man in Deutschland für diese Forderungen allen Ortens eintritt, hilft man am besten den selbstlosen Führern unter den Ausland-Deutschen in allen Teilen der Welt, nicht zum letzten denen des D.-A. Nationalbundes.

In Nr. 46 derselben Wochenschrift findet sich folgendes aus meiner Feder:

Deutsche Betätigung in den Vereinigten Staaten.

Auf meine Mitteilungen über die Bestrebungen und Erfolge des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes dankte mir nicht nur von Cincinnati aus sein Präsident umgehend, trotzdem die Konvention seine Zeit sehr in Anspruch nahm, sondern auch von San Francisco aus schrieb mir einer der tätigsten Freunde der Erhaltung deutschen Volkstums unter dem 6. Oktober: „. . . Sie treffen den Nagel auf den Kopf in Ihren Angaben über die ‚Schwierigkeiten', mit denen der Nationalbund zu kämpfen hat. Sie legen den Finger direkt auf den wunden Punkt, indem Sie auf die Unterlassungssünden des alten Vaterlandes hinweisen. Das Leiden ist, daß die meisten Deutschen überhaupt nicht richtig Deutsch sprechen können, da sie es nicht gründlich in den deutschen Schulen gelernt haben. Sie hätten nur noch erwähnen sollen, daß es unbedingt notwendig ist, daß alle Dialekte mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Dies mag sehr schwer sein, sollte aber als Endziel angestrebt werden." (In diesem Wunsch stimme ich nicht

überein mit dem Briefschreiber, aber er gibt sicher zu denken, wie groß die Versäumnisse der deutschen Schule sind.)

Diese Sache erinnert mich an eine Unterredung, welche ich mit dem verstorbenen Dichter Dr. Castelhun hatte. Er sagte damals: „Was wollen Sie? Sie sprechen immer von ‚Erhaltung der deutschen Sprache'. Bedenken Sie doch: erstens ist die deutsche Sprache überhaupt schwerer als die englische, zweitens können die eingewanderten Deutschen überhaupt kein Deutsch. Wie können Sie es einem armen Dienstmädchen, welches nur seinen Dialekt sprechen kann, übelnehmen, wenn es lieber Englisch spricht? Denn, wenn solch ein Mädchen sechs Monate in einer anständigen amerikanischen Familie gedient hat, kann es besser Englisch als Deutsch, denn es hat ja niemals Deutsch gelernt. Was können Sie nun von den Kindern solcher ‚Deutschen' erwarten? Und dies ist doch die Schuld des alten Vaterlandes. . . ."

Der Herr schickt mir eine Karte vom deutschen Tag mit. Auf ihr finden sich die Ansichten des großen neuen deutschen Altenheims und des deutschen Hospitals in San Francisco, wie des Goethe-Schiller-Denkmals im Golden Gate Park und ferner ein Gedicht des edlen Dr. Castelhun. Möchte mancher Leser desselben sich veranlaßt fühlen, seinen literarischen Nachlaß sich zu kaufen. Ist es doch immer wieder zu betonen, wie wünschenswert es ist, daß man sich in Deutschland bekannt mache mit den literarischen Werken von Deutsch-Amerikanern.

„Pflegt die deutsche Sprache,
hegt das deutsche Wort.
Denn der Geist der Väter
lebt darinnen fort.
Der so viel des Großen
schon der Welt geschenkt.
Der so viel des Schönen
Ihr ins Herz gesenkt.

Was ein Lessing dachte
was ein Goethe sang,
ewig wird's behalten
seinen guten Klang.
Und gedenk ich Schillers,
wird das Herz mir warm:
Schiller zu ersetzen,
ist die Welt zu arm!

Teuer, meine Kinder,
sei uns dieses Land:
Doch an Deutschland knüpfet
uns der Sprache Band.
Wahrt der Heimat Erde,
wahrt es euch zum Heil:
Noch den Enkelkindern
werd' es ganz zuteil!"

Immer stärker wird unser Ruf: Man gebe unserer deutschen Jugend aller Bildungsgrade nicht nur staatsbürgerliche Erziehung, sondern man lasse sie auch inne werden, was deutsches Volkstum ist, was die Deutschen im Auslande geleistet haben, welche Opfer außerhalb der schwarz-weiß-roten Pfähle zur Erhaltung deutschen Wesens immer und immer wieder gebracht werden.

Die weit über die sozialdemokratischen Kreise hinausgehenden Teilnahme-Bezeugungen für Ferrer, den Sohn eines uns fernstehenden Landes, den Sproß einer uns wenig verwandten Rasse, die Teilnahmlosigkeit eben dieser selben Kreise, wenn Volksgenossen in unseren Nachbarländern vergewaltigt werden von der Justiz, weil sie das Verbrechen begangen, für die Erhaltung ihres deutschen Volkstums innerhalb der eigenen Reihen und in staatserhaltender Weise zu kämpfen, sollte endlich den verantwortlichen Regierungskreisen die Augen öffnen, sollte die Erkenntnis bringen, wie berechtigt unser Ruf nach Schulreform auf diesem Gebiet ist.

Und wenn der von echter Vaterlandsliebe erfüllte jüngste der Darsteller deutscher Geschichte die Hoffnung ausspricht, „daß der Nationalbund die Deutsch sprechenden Bürger der Vereinigten Staaten zu völkischem Selbstbewußtsein erzieht, zum berechtigten Stolz auf ihre Abstammung, und auf die geschichtlichen Taten ihres Stammvolkes, nicht minder auch auf die Leistungen ihrer Volksgenossen im Gastvolke, dem sie nun angehören", — dann kann erwartet werden, daß die deutsche Sprache und mit ihr der geistige und kulturelle Zusammenhang mit dem Stammlande sich erhält. — Damit wäre die geistige Vermittlung zwischen dem deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten verewigt, — so wird in diesem Sinne schon der erste Schritt ruhig getan, indem man selbst in Kaliforniens fernem Westen mit Energie und Zielbewußtsein begonnen hat, tatkräftiger die Gesundung der innerpolitischen Verhältnisse des Landes zu betreiben, unter Teilnahme und Unterstützung der rechtlich denkenden Amerikaner und der Presse englischer Zungen.

In den letzten Jahren hat die geistige Verbindung zwischen den Führern der Deutschen im Auslande und denen, die in den reichsdeutschen, nationalen Vereinen unermüdlich das deutsche Gewissen zu wecken suchen, immer schönere Erfolge und Perspektiven gezeitigt und da ist es mir oft wundersam, wenn ich von meiner einsamen Farm aus die Vermittlerrolle spielen durfte, erst schriftlich, dann mündlich

zwischen den Führern „draußen" und „drüben". Inzwischen ist unsere Erkenntnis immer größer geworden, wie befruchtend für alle Teile, gerade auch für die Reichsdeutschen in der alten Heimat, der mündliche Gedankenaustausch unabhängiger führender Auslands-Deutschen aus den entgegengesetzten Teilen der Welt untereinander und mit den Reichsdeutschen sich gestaltet, wozu die Jahresfeiern des Alldeutschen Verbandes und des Vereins für Erhaltung des Deutschtums trefflich Gelegenheit bieten. Es ist nur zu wünschen, daß immer mehr höhere Reichsbeamte Anlaß suchen, in inoffizieller Weise Fühlung zu nehmen bei diesen Gelegenheiten mit so manchem trefflichen, kerndeutschen, geraden Manne, dessen aus der Praxis des Alltags entsprungenen Ansichten und Erfahrungen der Regierung wertvolle Ergänzungen zu den Berichten der Diplomaten und Konsuln sein dürften.

Im Jahre 1907 schrieb ich für die „Deutsche Erde"[1]) einen Aufsatz, der aus redaktionellen Gründen erst im 4. Heft des 7. Jahrganges 1908 erschien. Mit gütiger Erlaubnis des Herausgebers folgt hier sein Abdruck:

„Als ich im Januar dieses Jahres den Vorzug hatte, den Triumphzug deutschen Gesanges durch den ganzen Westen der Vereinigten Staaten und durch Britisch-Kolumbia in Begleitung der Frau Schumann-Heink mitzuerleben, suchte ich gleichzeitig mit den maßgebenden Kreisen in Berührung zu kommen, um ihnen durch einen Professor der Düsseldorfer Kunstakademie die Freude an der deutschen Malkunst durch Vorführung und Erklärung der Werke ihrer hervorragendsten Vertreter zu erwecken. Hierbei erstaunte ich, welch reges Interesse schon in den älteren Küstenstädten Oregons und Washingtons — von Kalifornien gar nicht zu reden — unter den amerikanischen Kreisen herrscht, sah ich doch in Portland (Oregon) und Seattle (Washington) Museen mit trefflichen Vervielfältigungen in Gips und guten Gemälden verschiedener Zeiten und Schulen; beide Unternehmungen werden geldlich stark unterstützt von den Geschäftskreisen der Stadt, die stolz auf sie sind. Anderseits fand ich meine sonst gemachte Erfahrung erschreckend bestätigt, wie wenig Interesse und Verständnis unter den deutsch-amerikanischen Kreisen zu finden war. Wer, wie ich, lange im Westen lebt, weiß, daß die meisten Deutschen, die es zu Wohlhabenheit gebracht haben, sehr einfache Verhältnisse in Deutschland verlassen und eine geringe Schulbildung mitgebracht haben. Dann

[1]) „Deutsche Erde," Zeitschrift für Deutschkunde, herausgegeben von Paul Langhans, Gotha (Justus Perthes).

hat man hier angestrengt arbeiten müssen, um voran zu kommen und gewiß keine Zeit gehabt, seine Schulbildung und geistigen Interessen aufzubessern. Ist es da ein Wunder, wenn es in den vielen deutsch-amerikanischen Vereinen über die Pflege des Gesanges und des Turnens nicht hinausgeht, und daß Pflege deutscher Gemütlichkeit vielfach mit partikularistischem Anstrich das Vereinsziel bildet?

Nun hat das Klagen und Jammern über diese unbestreitbaren Tatsachen ja keinen Zweck, wie es so vielfach in nationalen Kreisen in Deutschland geschieht und noch mehr geschah. Gehen wir vielmehr den Ursachen nach und suchen dann Abhilfe zu schaffen. Sind, wie ich aus Erfahrung weiß, die großen Massen, aus denen sich das Deutsch-Amerikanertum zusammensetzt, fast ausschließlich im Westen, zum großen Teil im Osten, als Halbgebildete oder Ungebildete aus dem Vaterlande ausgewandert, so dürfte ihr Interesse an der Erhaltung deutschen Wesens und deutscher Eigenart doch ein weit tieferes, verständnisvolleres, begeisterungsfähigeres und vor allem bewußteres sein, wenn die Erziehung in der deutschen Schule eine bewußt nationalere gewesen wäre im Hinblick darauf, daß viele der Schüler einst ins Ausland gehen! Der Führer der Deutschen Neuyorks ist bei seiner letzten Anwesenheit in Deutschland bei dem Kultusminister eines größeren Bundesstaates auf Verständnis gestoßen mit seinen Ausführungen, man solle die partikularistische Fürstengeschichte jedes Einzelstaates in der Volksschule einschränken zum Besten der allgemeinen deutschen Geschichte! Der Teil der allgemeinen deutschen Geschichte aber, der von den Erfolgen der Deutschen im Auslande in den letzten Jahrhunderten Kunde bringt, ist bisher in der alten Heimat gar nicht beachtet, und ist dies etwa nicht ein wesentlicher Teil deutscher Geschichte?

Lernte der Deutsche in der Volksschule z. B. die Hauptzüge der deutsch-amerikanischen Geschichte, lernte er zu Haus, wie der ins Ausland kommende Deutsche Grund hat, stolz auf seine Geburt zu sein auf Grund dessen, was Deutsche vor ihm in jenem Lande und für jenes Land geleistet haben — würde es dann noch sein erstes Bestreben sein, die Muttersprache im Auslande zu verlernen, noch ehe er die neue gelernt? Wer aber von uns einstigen, deutschen Gymnasiasten wußte, als er nach den Vereinigten Staaten ging, daß Offiziere Friedrichs des Großen die rechte Hand Washingtons und die Reorganisatoren oder Bildner der Armee waren, die erst die Unabhängigkeitssiege von England ermöglichten? Wer wußte, welchen Anteil deutsche Intelligenz

am Bürgerkriege hatte, von dem unvergleichlichen Anteil deutscher Männer an der Entwicklung amerikanischen Kulturlebens ganz zu schweigen?

Deshalb strebe man vor allem dahin, daß der Deutsche in der Schule auch lernt, was deutsche Art im Auslande geschaffen hat, so daß, wenn ihn das Schicksal für kurz oder lang ins Ausland bringt, er bewußt, doch ohne Überhebung, stolz darauf ist, Deutscher zu sein. Dieser meines Erachtens sehr wichtige Punkt in der Schulerziehung in der Heimat sollte in den Volksschulen sowohl, wie in allen höheren Schulen baldigst Beachtung finden!

Und noch ein anderes, ebenso Wichtiges: Wie in der Heimat die Erkenntnis sich immer mehr Bahn bricht, daß die geistig Besitzenden ihren Besitz an die großen Massen mitteilen sollen — klassische Volkskonzerte, Theateraufführungen, Volksunterhaltungsabende —, so muß es auch im Auslande werden! Ein Schrei der Sehnsucht geht durch die Lande, nicht nur in den Vereinigten Staaten, nein, auch im fernen Australien und in Südamerika, nach selbstlosen, idealgesinnten, hochgebildeten deutschen Führern, die das geistige Interesse ihrer zur Wohlhabenheit gelangten Landsleute zu wecken verstehen, die das Vereinsleben auf eine geistig höhere Grundlage zu bringen vermögen. Wenn ein Dr. C. J. Hexamer in Philadelphia, ein Dr. Albert J. W. Kern in Neuyork und jene Herren im schwer heimgesuchten San Francisco in allen Enden der Vereinigten Staaten mehr Leute ihres Schlages, ihrer Bildung, ihrer Selbstlosigkeit zur Seite hätten, der Nationalbund würde viel mehr Resultate in den fünf Jahren seines Bestandes aufzuweisen haben und eine von den amerikanischen Politikern gefürchtete Macht bereits sein; das Deutsch-Amerikanertum würde geistig auf höherer Stufe stehen!

Ich möchte mit einigen Sätzen schließen aus dem Aufsatz von Albin Putzker, Professor an der Staatsuniversität von Kalifornien, der dem Aufruf des Deutsch-Amerikanischen Verbandes von Kalifornien ‚an alle Deutschen der Welt' zum Bau eines ‚Deutschen Hauses' in San Francisco beigefügt werden soll: ‚Das Höchste, was Deutschland geben kann, ist seine wundervolle Literatur, die die tiefsten Gedanken der Menschheit in allen nur denkbaren Richtungen darstellt. Die Kenntnis dieser Literatur trägt in sich eine rettende Kraft, sie erhebt die Menschen über das Alltägliche und bringt höchstes Glück. Nun sind Tausende und Abertausende von Deutschen in dies Land gekommen, jung und ungeschult, die das Beste, was Deutschland aus-

zeichnet, so gut wie gar nicht kennen. Man kann nicht für Deutschland bewußt schwärmen, wenn man das Beste, was es bietet, nicht oder nur vom Hörensagen kennt. Das Deutschtum zum Vollbewußtsein seines eigentümlichen Wertes zu bringen, das ist das höchste Ziel, und dazu ist das wichtigste Mittel mehr oder weniger eingehende Bekanntschaft mit der deutschen Literatur."

Seit der Veröffentlichung jenes Aufsatzes sind manche Ereignisse eingetreten, die meine in ihm ausgesprochenen Wünsche der Erfüllung ein Stück näher gebracht haben.

Am 29. Januar 1909 ist zu Berlin die Begründung einer „Zentralstelle für Erforschung des Deutschtums im Auslande" erfolgt. Sie wendet sich dem deutschen Volkstum außerhalb des Reiches in seinen Verzweigungen über die ganze Erde für Vergangenheit und Gegenwart zu. Wir sagen uns, wir müssen dem deutschen Lehrer ein Werk schaffen, das auf streng wissenschaftlicher Grundlage die Geschichte des Deutschtums im Auslande oder eine Geschichte der Nicht-Reichsdeutschen schildert. Dann wird unsere Forderung, den Unterricht nationaler zu gestalten, leichter erfüllt werden können.

Von diesem Geschichtswerk muß dann ein kleiner Auszug angefertigt werden, der möglichst jedem Auswanderer als letzter Gruß von der deutschen Heimat mitgegeben wird.

Wenige Monate, ehe diese Zentralstelle für Erforschung des Deutschtums im Auslande geschaffen wurde, erschienen zwei Bücher von großer Bedeutung für unsere Bestrebungen.

Zunächst im Herbst 1908: „Der Deutsche als Staatsbürger" von Reg. Dr. jur. Karl Negenborn. Verlag J. F. Lehmann, München. Der Verfasser geht davon aus, daß die ungeheuer schnelle Entwicklung, welche Deutschlands Handel und Industrie, wie auch seine Bevölkerungszahl seit der Reichsgründung genommen haben, den Arbeitern nicht Zeit ließ, sich auf ihr Deutschtum und ihre Staatszugehörigkeit zu besinnen, und dem Gebildeten nicht Zeit ließ, die große Menge in diesem Sinne zu beeinflussen. Um das durch beständige Bevölkerungs-Verschiebung gelockerte Gefühl der Zusammengehörigkeit zu stärken, hat Negenborn im Bunde mit einer Reihe gleichgesinnter Männer eine großzügige Bewegung eingeleitet, welche sich unter dem Sammelnamen „staatsbürgerliche Erziehung" zusammenfaßt und über die Beeinflussung der Schule hinaus sich an Erwachsene, Gebildete wie Ungebildete wendet.

Die Betrachtungen, welche ich in Deutschland über das Verhältnis der Deutsch-Amerikaner so vielfach anzustellen Gelegenheit hatte, veranlassen mich, an dieser Stelle meine amerikanischen Leser und nicht minder diejenigen im Reiche hinzuweisen auf die überzeugende und wohl erstmalig in dieser Form gebrachte Klarstellung, mit der der Hamburgische Notar Dr. Hans Ratjen in seinem Buch: „Der Kampf um die Reichsangehörigkeit" (Deutsche, die nicht Deutsche sind) eine von mir vielfach beobachtete Begriffsverwirrung bekämpft. Zunächst suchte der Verfasser den Begriff des Reichsdeutschen gegenüber der Zugehörigkeit zu einem der deutschen Einzelstaaten, und zwar nach außen, nicht nach innen, scharf hervorzuheben, indem er sagt:

Mit einer von Professor von Martitz mit Fug gelobten Ritterlichkeit nennt sich der Engländer im In- und Auslande den Untertan seines Königs. Der Italiener bezeichnet sich als italienischer Bürger, der Schweizer als Schweizerbürger. Das in sich geschlossene Volk von Frankreich spricht im In- und Auslande schlechtweg von „Franzosen". Wir Deutsche können uns nicht so ohne weiteres als die Gesamtheit der Deutschen bezeichnen, der Adler schützt noch nicht siebzig vom Hundert der in Europa wohnenden Deutschen und allein an Nordamerika haben wir in einem einzigen Jahrhundert ein Volk von der Zahl des Königreichs Bayern abgegeben. Es ist weiter keineswegs wünschenswert, daß das seiner Kürze halber brauchbare wissenschaftlich nicht ganz stichhaltige Wort „Reichsbürgerrecht" den Begriff der Zugehörigkeit zu den Einzelstaaten verdränge; ritterlich gleich dem Engländer mag der Angehörige eines deutschen Staates auch im Auslande zuerst an seinen Fürsten denken. Aber ein Begriff, der alles umfaßt, muß zu höheren Ehren kommen: „Reichsdeutsch", so heißt er. Wir wollen den Deutschen, der nicht zum Reiche gehört, in Ehren halten. Wir wollen uns jedoch vor einer schädlichen Begriffsverwirrung hüten. Es gibt eine einfache und natürliche Schlußfolgerung: je mehr der Gesichtskreis unserer Gesetzgebung sich vorschieben muß in das Ausland, desto mehr tritt die Unterscheidung zwischen reichsdeutsch und stammdeutsch in den Vordergrund, desto mehr verschwindet umgekehrt im Auslande die Unterscheidung zwischen Reich und Einzelstaat.

Über das Verhältnis des Reichsdeutschen zum Stammdeutschen, also auch zum Deutsch-Amerikaner, schreibt der Verfasser:

Dazu sei ein klärendes Wort gesagt. Es sind nicht die schlechtesten Deutschen, die uns aus allgemein völkischen Gründen warnen vor einer Überschätzung des Begriffes politischer Zusammengehörigkeit. „Das Volk," so sagt ein tapferer Deutsch-Österreicher unserer Tage, „ist das Bleibende, Lebendige, der Staat vergänglich und dem Zufall unterworfen." Der Reichsdeutsche, so fordert er, müsse sich deshalb auswachsen zum Deutschen schlechthin.

Aber in Europa wie im Auslande bildet das Reichsdeutschtum das Herz jenes Organismus, der Deutschtum heißt. Es liegt in unserem staatlichen, lang entbehrten Zusammenschlusse nicht eine von mehreren gleichberechtigten Erscheinungsformen unseres Volkstums, sondern deren wichtigste, nicht die Wesenheit deutschen Volkstums, wohl aber seine Grundlage.

Unsere Entwicklung hat die im Reiche zusammengefaßte Mehrheit des deutschen Volkes vorübergehend in einen gewissen Gegensatz zur außenstehenden Minderheit geraten lassen. Unsere Reichsgründung beruht auf einer gewissen verzichtenden Beschränkung, der Verzicht aber wiederum auf dem stolzen Erfolge jener Mehrheit. Erklärlich also, daß die Mehrheit anfänglich in der Selbstzufriedenheit zu weit ging. Sollte es noch heute Deutsche geben, die die reichsdeutschen Grenzpfähle mit den Grenzen des deutschen Volkstums verwechseln, die kein fremdstaatliches Deutschtum und kein Deutschtum in der Verstreuung kennen, so müssen sie zu völkischem Verständnisse erzogen werden. Sie müssen verstehen lernen, daß das gemeinsame Blut geschichtliche und politische Notwendigkeiten überdauert. Und dennoch führt der Weg zu solchem Begreifen nur hindurch durch unsere Erziehung zu straffer, politischer Zusammenfassung. Hindurch durch eine Aufgabe, an der ein Dahlmann, ein Bismarck sich mühten, hinauf zu einem Ziele, das sich mit den Idealen eines List und Lagarde berührt. Hinauf zu einem Volksbewußtsein, das der fremden, wie heimischen Staatshoheiten vollauf achtet und sich in der Fremde den politischen Notwendigkeiten fügt.

Begegnet der Reichsdeutsche den armen Pommern, die sich im Urwalde die Hütte bauen mußten und durch vergangene deutsche Not zu guten Bürgern Brasiliens wurden, so soll er niemals sein Reichsdeutschtum prunkend zur Schau stellen. Begegnet er den tapferen Vertretern unserer Art aus Siebenbürgen oder dem Banat, so soll er sein Reichsbürgerrecht nimmer mit einem Monopole deutscher Gesinnung verwechseln. Als ein Amulett soll er es auf der Brust tragen, das ihn befähigt, den anderen Deutschen Rückgrat und Halt zu sein. So also haben wir uns unseren Auslandbürger vorzustellen, ihn so zu gestalten. Nimmermehr darf er fremden Staaten die Bürger nehmen wollen, noch einen eigenen Vorzug behaupten. Denn nur so wird die natürliche Gemeinschaft aller Deutschen gefördert und nur so versöhnt sie sich mit fremdstaatlichen Berechtigungen.

Über dasselbe wichtige Thema „Reichsdeutsch und Stammdeutsch" erschienen neuerdings in Nr. 44 der „Alldeutschen Blätter" S. 377 folgende Ausführungen:

Deutsch und Reichsdeutsch.

Im vergangenen September tagte in Zürich der Deutsche Verein für Gesundheitspflege unter lebhafter Beteiligung der Stadt und der gesamten Öffentlichkeit. Bei der Gelegenheit gründete man einen

weiteren Verein, der ein bestimmtes Gebiet der Gesundheitspflege bebauen will. Man gab ihm den Namen „Verein usw. des deutschen Sprachgebietes". Der Unterschied dieser beiden Namen ist überaus bezeichnend. In beiden Fällen handelt es sich um Vereine, die sich über das gesamte deutsche Volksgebiet erstrecken. Dieser Wirkungsbereich wurde bei dem älteren Verein einfach durch das Beiwort deutsch bezeichnet; bei der neuen Gründung wagte man das nicht mehr, sondern sprach von dem deutschen Sprachgebiet, offenbar, weil man dem Mißverständnis vorbeugen wollte, als handle es sich um einen reichsdeutschen Verein. Wir stehen hier also vor einer Tatsache der Weltgeschichte: im zwanzigsten Jahrhundert fängt das Wort deutsch an, seine Bedeutung zu verengern und den bestimmten Sinn von reichsdeutsch anzunehmen.

Diese Tatsache ist für jeden Freund des deutschen Kultur- und Volkslebens sehr bedauerlich. Sie geht sicherlich zurück auf die Gründung eines Reiches, das sich das Beiwort deutsch beigesellte und damit den Gedanken erregen konnte, was nicht zu diesem politischen Gebilde gehöre, sei nicht deutsch. An dieser geschichtlichen Tatsache ist natürlich nichts zu ändern. Gibt es aber kein Mittel, um den bedauerlichen Bedeutungswandel des Wortes deutsch aufzuhalten?

Ich glaube doch. Das Übel ist noch nicht so eingewurzelt, daß nichts mehr dagegen zu machen wäre. Es gibt aber dabei nur einen Weg: alle Vereine, geschäftlichen, wissenschaftlichen, politischen Unternehmungen, die deutsch im Sinne von reichsdeutsch sind, sollen sich nicht deutsch, sondern eben reichsdeutsch nennen und das Wort deutsch damit für gesamtdeutsche Angelegenheiten freigeben. Der Umweg über das Wort Sprachgebiet mag ja zuweilen ganz gangbar sein; allein für das praktische Leben ist ein Beiwort, das man vor jedes Hauptwort setzen kann, unentbehrlich. Aus diesem Grunde hat die Regierung der Vereinigten Staaten vor einigen Jahren erklärt, daß sie das Beiwort amerikanisch (american) für die Angelegenheiten ihres Staates und Volkes in Anspruch nehme, nachdem dasselbe Bedürfnis früher schon den Vorschlag gezeitigt hatte, aus den Anfangsbuchstaben von United States of North-America das Beiwort usonian zu bilden.

Es wäre für den Alldeutschen Verband eine lohnende Aufgabe, an der planmäßigen Einführung des Wortes reichsdeutsch zu arbeiten, etwa durch Rundschreiben an die in Betracht kommenden Vereine und Unternehmungen, besonders aber auch an die Zeitungen.

Geschieht nichts dergleichen, so ist zu befürchten, daß bald alle Schweizer, Balten, Siebenbürgen usw. es ablehnen werden, Deutsche zu sein; es gibt ihrer heute schon mehr als genug, die das tun. Man vergesse nicht: dem Wort wohnt eine ungeheure Überzeugungskraft inne. Ein Auch-Deutscher.

Diesen Ausführungen schlossen sich in Nr. 46 S. 394 unter derselben Überschrift kurze, aber treffende Bemerkungen an:

Deutsch und Reichsdeutsch.

Der Brief eines „Auch-Deutschen" über Deutsch und Reichsdeutsch verdient die größte Beachtung. Wenn es gelingt, die bewußte Trennung beider Abteilungen von Deutsch streng durchzuführen, so ist dadurch zugunsten des Volksstammes viel erreicht. Besonders gilt dies von Österreich-Ungarn und Rußland. Hier gehört die absichtsvolle Verwechslung von Reichsdeutsch und Deutsch (Sprachdeutsch oder Kulturdeutsch) geradezu zu dem Handwerkszeuge der feindlichen Politiker, welche dadurch das Mißtrauen der staatlichen Gewalten, besonders der Dynastien, gegen alles Deutsche erwecken wollen.

Dies Mißtrauen, mit dessen Aufstachelung von unseren Gegnern weit mehr gearbeitet wird, als man öffentlich wahrnimmt, ist ein ernster Feind aller unserer Bestrebungen, und wer es eindämmt, erleichtert die Lage der im anderen Staate lebenden Deutschen, gestattet ihnen eine freiere Pflege ihres Volkstums, ermöglicht engeres Zusammenstehen mit den Reichsdeutschen, nimmt den Feinden eine Waffe aus der Hand.

Ich empfehle daher die Annahme und bewußt folgerichtige Durchführung des vom „Auch-Deutschen" gemachten Vorschlags.

Wien, 2. November. Auch-Deutscher II.

Von großem Interesse ist ferner, was Ratjen, der Verfasser, über die angelsächsische Bürgerpolitik und deren Einwirkung auf Deutschland sagt:

Damit zu England. Der alten Staatsauffassung, die den Auswanderer von sich stieß, steht in scharfem Gegensatze der in der englischen „Magna Charta" von 1215 knapp und klar vertretene Gedanke der Unzerstörbarkeit der Untertanenschaft gegenüber, verbunden mit dem Grundsatze der Auswanderungsfreiheit: „Licet unicuique exire de nostro regno — salva fide nostra." — „Geht, wenn ihr wollt, aber

Untertanen bleibt ihr." In dem englischen Common law, in dem Grundsatze: „No subject can expatriate himself" blieb diese Auffassung erhalten: aus einer Untertanenschaft, die der Engländer noch heute seinem König gegenüber anerkennt, schuf sie ein dauerndes Staatsbürgerrecht, ausklingend in das stolze „Civis britannicus sum". Sie hat erst durch das englische Gesetz von 1870, weil „neither reasonnable nor convenient" eine Änderung in der Richtung des neufranzösischen Rechts erfahren. Bis dahin aber hielt sich jenseits des Kanals der germanisch-normanische Grundsatz, den wir im germanischen Norden verlassen finden.

Die Kähne, die sie zu Kampf und Eroberung trugen, waren die Heimat der Normannen, so löste sich auch ihr Recht vom Boden los. Das Common law der Engländer stand freilich — zu Englands Glück — nach innen hin auf dem Boden der Territorialität, es ließ — ohne Rücksicht auf die Abstammung — alle Menschen, die auf englischem Boden geboren wurden, und nur diese, zu Engländern werden. Aber allgemach führte man eine Vererbung englischer Staatsangehörigkeit in der Fremde durch, zunächst auf die Kinder, dann auf die Großkinder.

England verfocht also nach außen den Grundsatz der Personalität, nach innen blieb es scharf territorial, und zwar gleichfalls nach aktiver Richtung.

Wie er von den Normannen nach England getragen worden war, so folgte der Grundsatz der Unzerstörbarkeit des Bürgerrechts den englischen Auswanderern über das Meer, um in den Vereinigten Staaten die beste Stätte zu finden.

Es ist ohne weiteres verständlich, daß die beiderseitige Geltung solcher Grundsätze zwei selbstbewußte Völker diesseits und jenseits des Ozeans in einen Streit treiben mußte, hinaus über diplomatische Händel.

Es war in letzter Linie freilich nicht das englische Blutsrecht gegenüber dem amerikanischen Bodenrechte, das diesen Streit heraufbeschwor, denn insoweit besaß man in der Lehre von der ruhenden Staatsangehörigkeit eine Möglichkeit der Streitvermeidung. Verzichtete England auf die Inanspruchnahme der Engländer von Geblüt, soweit und solange sie auf amerikanischem Boden wohnten, und tat Amerika umgekehrten Falles ein gleiches, so blieb eine Verständigung möglich. Zum Kriege kam es, weil England in die Kämpfe Napoleons verwickelt ward und damit seiner seemännischen Auswanderer bedürftig wurde. Es verletzte die amerikanische Hoheit auf den Planken amerikanischer Schiffe, in exterritorialen Gewässern. Man hielt es für erlaubt, seefahrende Engländer auf fremden Fahrzeugen als Matrosen zu pressen und führte daneben nicht in England geborene, aber ursprünglich zur englischen Schiffahrt gehörige Männer als gute Beute mit sich fort.

„Unsere Flagge deckt die Mannschaft," so lautete der flammende Widerspruch der Amerikaner. Der gewaltige Riß, der hindurchgeht durch die gesamte Frage der Staatsangehörigkeit, tut sich vor uns auf, wenn wir auf die damalige Rede und Gegenrede der beiden Gegner hören.

England zog zurück und nahm in Amerika geborene Seefahrer, das soll vor allem heißen, in Amerika geborene Engländer aus. Das genügte den Amerikanern nicht, man forderte, daß neben amerikanischer Geburt auch amerikanische Naturalisation gelten müsse. Der Krieg führte zu keiner Lösung, der Friede auch nicht. Unterschied England später immer wieder zwischen amerikanischer Geburt und amerikanischer Naturalisation, so bestritt Amerika den Unterschied. Nur allmählich, grundsätzlich erst im Jahre 1870, gab England förmlich nach.

Das trotzige und in sich geschlossene englische Recht wurde im Jahre 1870 dadurch gemildert, daß man sowohl den in England geborenen Einwandererkindern, als den im Auslande geborenen Engländern das Recht verlieh, das englische Bürgerrecht auszuschlagen. Charakteristisch ist für das englische wie für das französische Recht, daß es mehr für sich fordert, als es anderen Staaten gewährt. Schwieriger als Frankreich gestellt, zeigt sich England weit geschmeidiger als sein volksarmer Freund.

Die Fremdkinder werden gegenüber dem Lande der Abstammung nicht geschützt, ebenso werden im Auslande geborene Engländer, obwohl sie auch als Fremdbürger mangels freiwilliger, fremder Naturalisation Engländer bleiben, ihrem Geburtslande gegenüber auf dessen Boden nicht geschützt. Weiter kennt England selbstverständlich eine englische Naturalisation durchaus freiwilliger Art. Aber das damit erworbene Bürgerrecht überträgt sich bei Geburt im Auslande nicht auf Kinder und Enkel, wie beim Engländer von Geblüt. Endlich wird dem in England Naturalisierten kein Schutz gegenüber der Heimat gewährt, solange er Bürger der Heimat bleibt.

Der englische Bürgerrechtsverlust ergreift die ausgewanderte Familie, einen erleichterten Wiedererwerb kennt England nicht.

In seinem klug durchgeführten eigenen Geburtsrechte und in seiner Rücksichtnahme auf das fremde Geburtsrecht, wie auch in seiner Behandlung der Naturalisation ist England mustergültig. Über das nachahmungswerte „Civis britannicus sum“ sind in unserem, durch die Heerespflicht anders gestellte Lande übertriebene Vorstellungen verbreitet. Das unverlierbare „Civis britannicus sum“ gilt nicht mehr. Noch in diesem Jahre — auf der Bremer Tagung — hat uns die Kolonialgesellschaft das englische Muster empfohlen. Wir wissen jetzt, wie weit sie vor allem recht hat: nachahmungswert ist die ruhende Staatsangehörigkeit.

Damit zu Nordamerika. In diesem Koloniallande erwuchs, anders als im alten Lande, naturgemäß zuerst das Blutsrecht, dann das Bodenrecht. Man machte zuerst die im Auslande geborenen Kinder von Amerikanern zu Amerikanern, man schritt später dazu, alle auf amerikanischem Boden geborenen Kinder — ob weiß, ob farbig — kraft Geburt einzubürgern. Das Dogma, daß ein jeder Staat zu seinem Bürger machen dürfe, wen er wolle, wurde dabei mit Energie verfochten, die Territorialhoheit des jungen Staates forderte ihre Rechte. Nicht minder aber die Personalität. Man vertrat demnach

mit nicht minderer Schärfe den Grundsatz der Unverlierbarkeit amerikanischen Bürgerrechts im Auslande: blieb es doch lange Zeit hindurch zweifelhaft, ob ein Amerikaner im Auslande auf sein amerikanisches Bürgerrecht überhaupt verzichten könne. —

Zunächst versagte man dem nach Europa zurückkehrenden Naturalisierten den Schutz gegenüber dem Heimatstaate. Also wieder die ruhende Staatsangehörigkeit. In den sechziger Jahren aber änderte Amerika plötzlich seine Stellung. Zum diplomatischen Kampfe ward das Zeichen gegeben, als der Präsident im Jahre 1860 dem Kongresse verkündete, daß der amerikanische Auslandschutz fortan keinen Unterschied zwischen eingeborenen und naturalisierten Bürgern mehr machen werde. Man wendete sich zuerst gegen Preußen, dessen Aus- und Einbürgerung — abgesehen von der Heerespflicht — auf der römisch-rechtlichen Individualfreiheit beruhte, man zog das Banner der Freiheit hoch, obwohl das eigene Aus- und Einbürgerungsrecht noch ganz in den Banden des germanisch-normannischen Feudalsystems gefangen lag. Es geschah das just, weil die Partei des Südens das Abströmen der Deutschen zur republikanischen Partei verhindern wollte. Bancroft zählte sogar Ciceros Rede pro Cornelio Balbo zu seinem Rüstzeuge, von der er nach Kapps überscharfer Bemerkung freilich nur ein Kapitel gelesen hatte.

Er hatte damit bei Palmerston kein Glück. Ebensowenig bei dem bayrischen Minister Fürsten Hohenlohe. Präzedenzfälle aus dem alten Rom wurden abgelehnt. Man hätte auch antworten können, daß den Römern Auswanderung gleichbedeutend war mit dem Elend des Exils und daß in der Welt Ciceros nur ein „Civis Romanus sum", nicht aber einen Bürgeraustausch zwischen gleichberechtigten Staaten gab.

Einer vornehmen und gerechten Auffassung der Dinge begegnen wir übrigens in den kürzlich erschienenen Erinnerungen des Botschafters White. Auch er besitzt ein Gefühl gleich jenem „Civis Romanus sum", aber er läßt das „Civis Germanus sum" und Deutschlands Wehrbedürfnis gelten.

Allgemach sind die amerikanischen Wünsche und Sorgen andere geworden. Man machte schon im Sezessionskriege die Erfahrung, daß rekrutierte Bürger sich plötzlich auf ein europäisches Bürgerrecht beriefen. Später machte man den Versuch, die Vererbung des amerikanischen Bürgerrechts im Auslande einzuschränken, hatte man doch bei weitgehenden Schutzverpflichtungen unerfreuliche Erfahrungen zu verzeichnen. Die Einschränkung soll, wie es unverbürgt heißt, am Widerspruche der Deutsch-Amerikaner gescheitert sein. Allgemach trat eine Veränderung der Einwanderung hinzu, bis hin zur „gelben Gefahr". Der Deutschen achtete man nicht mehr, sonst hätte man schwerlich, wie neuerdings geschehen, die englische Sprache zur Vorbedingung der Naturalisation gemacht — als Quittung für den Bancroft-Schutz. Allgemach ist Nordamerika selbst dazu geschritten, wider Willen auszubürgern, zwar nicht den Rückwanderer, wohl aber seine Kinder und

Enkel, falls sie nicht vorübergehend in den Vereinigten Staaten wohnen.

Damit hat es die schlimmste aller Differenzen geschwächt und wahrer Gegenseitigkeit als Vorbedingung wahrer Freundschaft die Bahn geschaffen.

Endlich muß ich auf ein Buch hinweisen, das mir ganz besonders geeignet erscheint, so, wie es in seiner zweiten Auflage vorliegt, uns der Erfüllung oben ausgesprochener Wünsche näherzubringen. Es heißt fälschlich „Deutsche Geschichte" von Einhart[1]). Es sollte heißen: „Geschichte deutschen Volkstums". Jeder Deutsche, der nationales Interesse hat, wird seine tiefe Freude an ihm haben. Und jedem, dem wir die Erweckung nationalen Empfindens wünschen, können wir keine bessere Hilfe gewähren, als indem wir ihm verhelfen, Geist und Inhalt dieses Buches sich zu eigen zu machen. Und besonders lege ich dies Buch meinen deutsch-amerikanischen Landsleuten warm ans Herz. Wohl kann man darüber streiten, ob es zweckdienlich, ja möglich ist, ein solches Werk bis auf die jüngste Gegenwart fortzuführen. Ja, es werden manche mit der einen oder anderen Beurteilung von Männern, die der Geschichte der jüngsten Vergangenheit oder gar der Gegenwart angehören, vielleicht nicht einverstanden sein und doch werden sie Einharts Ausspruch unterschreiben: „Die Wahrheit von treuen Freunden der Monarchie und des Volkes ausgesprochen, wird niemals schaden, wohl aber der im geheimen fortfressende Unwille und die geheime Kritik."

Vielen Deutsch-Amerikanern werden auch für die innerpolitischen Fragen der Gegenwart die nötigen Kenntnisse fehlen, aber die Gegenwart ist nur auf wenigen Seiten behandelt. Der Geist, in dem das Buch geschrieben ist, ist imstande, ein Band zwischen den Reichsdeutschen und den Stammdeutschen auf der ganzen Welt zu schaffen, wie wohl kaum je zuvor ein anderes Buch es vermocht hat. Ein jeder Deutscher, Reichsdeutscher oder Stammesdeutscher, der für Erhaltung des Deutschtums für sich und für seine Nachkommen kämpfen will, betrachte Einharts „Deutsche Geschichte" als einen wichtigen Bestandteil seines Rüstzeuges!

Wer sich mit der Geschichte der Deutschen im Auslande beschäftigt, den erfüllt die Erkenntnis mit tiefem Weh, wie wenig diese Kämpfe im Deutschen Reiche verfolgt werden, wie wenig Verständnis und Teilnahme man den Volksgenossen im Auslande entgegenbringt.

---

[1]) Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Weicher) Leipzig.

Mit einem Wort der Warnung will ich diesen Abschnitt schließen, das mir wenigstens als solches auf S. 113 von Einharts Deutscher Geschichte bei der Schilderung des Abfalles der Niederlande entgegentrat: „Es ist eine wunderbare, erhebende Erscheinung: Dies kleine, ausgesogene Volk (die Niederländer) im Kampfe mit dem übermächtigen Spanien! Und in diesem Kampf auf Leben und Tod sah das Deutschtum im Reiche stumpfsinnig zu!"

Will das heutige Geschlecht, die heutige deutsche Jugend, auf die Bismarck seine ganze Hoffnung gesetzt hat, nichts aus dieser Geschichte lernen?

Zweiter Teil.

Zwölftes Kapitel.

Obstbau im Westen mit künstlicher Bewässerung.

Die Meinungen darüber sind geteilt, ob es vorteilhafter ist, die jungen Obstbäume gleich das erste Jahr auf jungfräulichen, stickstoffarmen, vom Sagebrush nur gereinigten Boden zu pflanzen oder mit der Obstanlage zu warten, bis im ersten Jahr eingesäter Rotklee untergepflügt ist, was schon nach Ablauf des zweiten Sommers geschehen kann. In diesem Fall verliert die Obstanlage zwei Jahre, m. E. holt das schnellere Wachsen, die kräftigere Entwicklung und frühere Fruchtreife der Obstbäume diese zwei Jahre leicht wieder ein, denn sie stehen dann auf einfach vollkommenem Boden.

Meine erste Orchard pflanzte ich 1896 auf jungfräulichem Boden. Neun Jahre später legte ich eine zweite Apfelorchard auf jenen 10 Acres an, die ich im ersten Farmjahr mit Luzerne bestellt und nach neun Jahren dann untergepflügt hatte. Der Boden war demnach so ideal fruchtbar für die Obstbäume, daß diese 400 einjährig ausgesetzten Bäume im vierten Sommer ihres Verpflanztseins, im fünften ihres Lebens, 88 Kisten à 50 Pfund versandbarer Äpfel brachten, also im Jahre 1908 50 Pfund per Baum, der 1905 gepflanzt und jedes Jahr um reichlich ein Drittel zurückgeschnitten war. Solches Wachstum jedoch hatten die auf den jungfräulichen Boden 1896 gepflanzten Bäume nicht aufzuweisen. Immerhin trugen die Äpfel eine gute Ernte sechs Jahre nach ihrer Pflanzung, die anderen Sorten früher.

Ehe man die Bäume aussetzt, muß der Boden, außer durch das überall übliche Pflügen usw. speziell zum späteren künstlichen Bewässern zubereitet werden. Er muß nivelliert werden und Wassergräben müssen gezogen werden. Man pflanzt eine Orchard nach allen Richtungen schnurgerade, so daß, einerlei nach welcher Richtung man sieht, die Bäume in gerader Linie stehen. Man bedient sich eines über das Feld gespannten Drahtes, an dem man die für die Bäume

A. Lehrenkrauß phot. 1903.

Kirschblüte auf Feodor-Farm.

Verf. phot.

Die 1905 gepflanzte „Jonathan Orchard" im zweiten Jahr.
Mein Pächter und sein Bruder bei der Zuckerrüben-Ernte. 1906.

gewünschten Abstände genau markiert. Ich hatte zum Teil aus Schönheitsrücksicht meine Farm so angelegt, daß Haus und Hof von drei Seiten von der Orchard, von der vierten Seite von Weideland eingeschlossen war. Denkt man sich nun Haus und Hof fort, so liegen auch die voneinander entferntesten Bäume in schnurgerader Linie, einerlei nach welcher Richtung.

In einer auf diese Weise angelegten Orchard kann man mit Pferden und dem nötigen Feldgerät den Boden nach allen Richtungen hin bearbeiten, pflügen, „disken", eggen usw., auch wenn die Bäume schon ausgewachsen sind.

Zum Auspflanzen hat man am besten vier Mann zur Hilfe. Nachdem der Draht gespannt, gräbt der erste die Löcher, der zweite hält den jungen Baum, pflanzt ihn genau nach den Angaben des im Zielen erfahrenen dritten und der vierte endlich fährt das Wasser heran. Wenn der Boden nicht unmittelbar vor dem Auspflanzen bewässert ist, oder vom Winter her sehr viel Feuchtigkeit enthält, ist es immer ratsam, beim Pflanzen zunächst zum Anschwemmen des Bodens an die Wurzeln, dann beim weiteren Auffüllen des Loches Wasser darauf zu gießen, im ganzen etwa einen Eimer per Baum. Dann ist die Gefahr des Vertrocknens des jungen Baumes sehr vermindert, sollte, wie bei mir, bei beiden Pflanzungen 1896 und 1905 durch Kanalbrüche ein Bewässern der jungen Anlage erst spät möglich werden.

Man schüttet die Erde nicht so hoch um die Stämme, wie in Deutschland, sondern nur so hoch, daß der Boden, nachdem er sich gesenkt hat, bis zu der Stelle reicht, an der das Edelreis auf die Wurzel gepfropft worden ist. Ist das Loch aufgefüllt, so tritt man den Boden rings um den Baum etwas fest und hebt diesen dann ein wenig, so daß der Boden um und unter den Wurzeln locker wird.

Obwohl der Herbst die bessere Zeit zum Auspflanzen ist, kommt man meist erst im Frühjahr dazu. Man benützt entweder einjährige oder zweijährige Bäume, d. h. dieselben sind in der Baumschule — nursery — entweder vor einem Jahr oder vor zwei Jahren auf Wurzeln aufgepfropft. Diese Wurzeln werden aus Samen in der Baumschule gezogen. Wir sind zu dem Ergebnis gekommen, daß man besser tut, die zwar im Stamm noch schwächeren einjährigen Bäumchen zu kaufen, weil man dann von Anfang an das Bilden der Krone selbst leiten kann. Und dies ist sehr wichtig. Doch davon später.

Die Forderung erscheint als selbstverständlich, daß man sich klar sein müsse, welche Fruchtarten, und innerhalb der Fruchtart, welche

Sorten man auspflanzen will. Als ich aber Mitte der 90er Jahre anfing, fehlte es im Payette Valley an jeglicher Erfahrung. Es gab damals in Payette zwei Obstbaumschulenbesitzer — „Nurseryman". Vor dem einen wurde ich gewarnt; und mit Recht. Er stand in dem Ruf, Obstbäume zu verkaufen, die nicht „true to name" waren, d. h. wenn sie zum Tragen kamen, ergab sich, daß sie einer anderen als der angegebenen und meist minderwertigen Art angehörten. Der Schaden für den einzelnen war unter Umständen enorm und unmeßbar. Er glaubt eine Orchard von wertvollen Winteräpfeln jahrelang gepflegt und herangezogen zu haben und freut sich auf die erste Ernte. Er findet dann, daß er Zeit und Kosten an wertlose Sommeräpfel vergeudet hat. Heut haben wir in Idaho ein Gesetz, das den Obstbaumverkäufer zwingt, Unterpfand zu geben und das seinem Kunden Schutz und Garantie dafür gewährt, daß die gekauften Bäume „true to name" sind. Wie ich kürzlich hörte, gewährt Deutschland seinen Obstzüchtern noch nicht solchen Schutz. In Deutschland soll man keinerlei Sicherstellung beim Ankauf der jungen Bäume dafür haben, daß sie auch wirklich von der gewünschten Sorte sind. Man soll hier auch noch keineswegs in der Lage sein, für die einzelnen Gegenden und Höhenlagen von anerkannten Autoritäten, von staatlichen Anstalten kostenfrei und auch fehlerfrei (!) Rat zu erhalten, welche Sorte für die betreffende Gegend die beste sei. Kürzlich sah ich hier in Bayern eine schöne Obstanlage. Der Besitzer versicherte mir, nur auf Grund seiner eigenen Erfahrung wisse er, welche Sorten für die Gegend die geeignetsten seien, und auf Grund — und also auch auf Kosten — dieser Erfahrung ginge er jetzt daran, weniger günstige Arten umzupfropfen. Von Staatswegen könne man keine sachkundige und maßgebende Auskunft, auf die man sich verlassen dürfe, erhalten. Das nahm mich bei einem alten obstbauenden Kulturstaat wunder. Wir werden später schon sehen, wie wir auch in anderer Hinsicht viel weiter im Westen der Vereinigten Staaten in bezug auf Methode und gesetzgeberischen Schutz — Selbstschutz — als in Deutschland sind. Und der Westen, mit Ausnahme von Kalifornien, kennt Obstbau noch kaum ein Menschenalter lang.

Der erwähnte unreelle Baumschulbesitzer mußte später sein Geschäft einfach aufgeben, weil es im weitesten Kreis bekannt geworden war, daß es, man möchte sagen, seine Gewohnheit geworden war, „not true to name" zu verkaufen. Er beschränkte sich auf Verpachten und Verkaufen seiner Ländereien und war als ebenso gewissen-

loser wie habgieriger Verpächter bekannt. Als er wieder einmal einem armen Pächter gegenüber, den er bis aufs Blut gepeinigt hatte, den Bogen zu straff zu spannen suchte, kam es eines Tages zum Streit. Der kleine, schwache Pächter lief vor dem starken Gegner davon, stolperte und in dem Wahn, derselbe folge ihm auf den Fersen, schoß er mit seinem Revolver. Er traf und wenige Stunden später starb der grausame und gewissenlose Mann an innerer Verblutung. Dies war im Jahre 1907, der erste Fall von Mord oder Totschlag in der Gegend. Angenehm war es, wie bei diesem Todesfall sich in der ganzen Bevölkerung auch nicht ein einziger fand, der über den Tod, soweit der Erschossene in Betracht kam, ein Bedauern heucheln konnte, das keiner zu empfinden imstande war, der ihn in seiner zynischen Art gekannt hatte. In der Lokalzeitung wurde seine Beerdigung so unerwähnt gelassen, daß seine empörte Witwe noch besonders eine Nachricht einsetzen ließ.

„Wat dem einen sin Uhl is, is den annern sin Nachtigall." Die Unreellität dieses „nursery-man" kam dem anderen in seinem Geschäft zustatten. Er war bei jenem ursprünglich Geschäftsführer gewesen, und obwohl er zeitlebens mit ihm befreundet blieb, gründete er in derselben Gegend ein Konkurrenzunternehmen und wurde reich. Er verkaufte stets „true to name" und darin lag das Geheimnis seines späteren beträchtlichen Wohlstandes. Zu ihm fuhr ich 1895 und sagte ihm, ich wolle eine Orchard auspflanzen, wüßte aber nichts von der Sache und müßte ganz seinem Rat und seiner Ansicht folgen. Zeigte sich auch später, daß diese aus naturgemäßem Mangel an Erfahrung des Mannes nicht einwandfrei waren, so beriet er mich doch nach bestem Wissen und Gewissen und alle 1200 Bäume, die er mir damals verkaufte, erwiesen sich später „true to name". Alle ohne Ausnahme. Jetzt ist derselbe Herr seit einer Reihe von Jahren auch Obstzüchter und Obstverkäufer, und kann die Neulinge, die junge Bäume kaufen kommen, aus seiner und unserer Erfahrung heraus anders beraten als vor 14 Jahren. Jetzt kann ein jeder aber auch tadellose und eingehende kostenfreie Auskunft, ganz abgesehen von uns Obstzüchtern, von unserer State Horticultural Association, auch von der staatlichen, der Universität Moscow attachierten landwirtschaftlichen Versuchsstation erhalten.

Ich hatte den Gedanken gehabt, nur Aprikosen anzupflanzen, um die heiße Sonne Idahos zum Trocknen derselben zu benutzen. Glücklicherweise riet mir mein nursery-man ab, alles auf eine Karte zu

setzen, denn die Aprikosen könnten in der Blüte in diesem und jenem Jahr erfrieren. Im zweiten Jahr nach der Pflanzung bei ungewöhnlich starker und ungewöhnlich früher Kälte im November erfror mir der größte Teil der Aprikosenbäume. Ich hatte dieselben in bester Absicht, aber verkehrterweise spät im Herbst noch einmal bewässert, was den Saft so viel länger im Baume hielt.

Ich pflanzte nur 10 Acres in Orchard aus, 1200 Obstbäume, und zwar alle Arten, die in der Gegend gut gedeihen, saure und süße Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, etliche Frühsorten von Steinobst für den Hausgebrauch, auch Quitten usw., besonders aber für den Handel italienische und französische Zwetschgen, Birnen und vor allem Äpfel. Von letzteren pflanzte ich fünf Wintersorten an, den Wald und Wiesen Ben Davis, den Missouri Pippin, den großen, harten, schweren, tiefroten Delaware Red, auch Lover genannt, den herrlichen dunkelroten Wine sap und den König aller amerikanischen Äpfel, den „Jonathan".

Alles ganz gute Sorten, aber heutzutage wissen wir, daß wir nur zwei bis drei, und nur die allerbesten Sorten anpflanzen müssen für eine „commercial orchard"! d. h. eine nach kaufmännischen Gesichtspunkten angelegte und betriebene Obstpflanzung. Wie ich diesen Fehler und ebenso den des zu dicht Pflanzens wieder gut machte, werden wir später sehen. Der „Nursery-man" riet mir noch später, auch die langfristigen Obstbäume dicht zu pflanzen und später jede andere Reihe auszuhauen. Ein im Interesse des Baumverkäufers gegebener Rat, den zu befolgen für den Pflanzer aber sehr verkehrt ist. Nach den in den Jahren gesammelten Erfahrungen pflanzte ich 1905 meine 10 Acres Jonathanorchard 32 Fuß nach jeder Seite auseinander, statt wie früher 14—22 Fuß! 1896 pflanzte ich zwischen die Baumreihen 4000 black cap raspberries, eine in Deutschland unbekannte Beere, die ziemlich trocken, aber sehr aromatisch ist, ferner die herrliche dew-berry, eine große, niedrig wachsende Brombeere. Andere Beerensorten, wie die buschige Brombeere, die bei mir zollgroß wuchs, pflanzte ich auf Land für sich an, außerhalb der Orchard.

Die ganze Orchard wurde eingefaßt nach der Windseite hin, nach Norden und Westen, von einer Reihe Schattenbäume, abwechselnd Ahorn, Ulme und Esche. Um bald Schatten beim Haus zu haben, pflanzte ich um dasselbe und als Einfahrt zu demselben eine Allee Akazienbäume, die 30 Fuß hoch waren. Ich sägte sie alle auf 12 Fuß ab, desgleichen alle Zweige und Äste. Jeder einzelne Baum wuchs

an und alle wurden die ersten Jahre auf ein Drittel ihres Wachstums zurückgeschnitten. In wenigen Jahren überragten sie das Dach und verbargen das Haus im Sommer völlig vor den Blicken der an der Straße Vorbeifahrenden, noch ehe die Obstbäume herangewachsen. Ebenso stieg der bei der Windmühle angepflanzte Hopfen innerhalb sechs Wochen bis zur Spitze des 40 Fuß hohen, schlanken, stählernen Turmes hinauf.

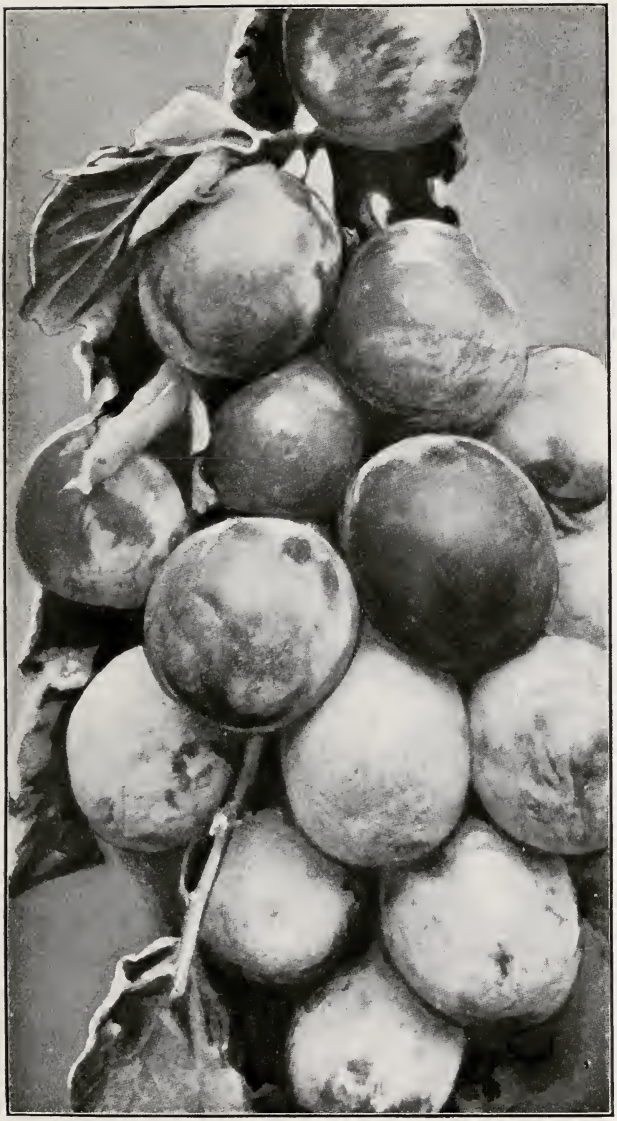
Vorteilhaft ist es, zwischen die jungen Obstbäume Mais zu säen, da die großen Maispflanzen in der Sommerhitze den Boden, beziehungsweise die noch kleinen Bäume etwas beschatten. Verkehrt dagegen ist es, den Boden mit Getreide zu bestellen. Es wird ihm durch dasselbe zu viel Kraft genommen und vor allem kann er nicht „kultiviert" werden. Dies aber ist in einer jungen Orchard, die gedeihen soll, unbedingt vor und nach jedem Bewässern notwendig. Dafür bedienen wir uns im Westen des auch in Deutschland bekannter werdenden „Kultivators", der von einem Pferd gezogen wird, ebenso wie des Schaufelpflugs†, mit dem die kleinen Gräben gezogen werden. Eine stattliche Anzahl von Meilen habe ich hinter diesen beiden Geräten im Laufe der Jahre zurückgelegt. Viele Arbeit mußte in der Orchard bewältigt sein, ehe das Kultivieren begann. Freilich, je jünger die Pflanzung war, desto weniger, d. h. desto schneller ging das Beschneiden† von statten, desto weniger nötig, bzw. desto schneller erledigt war die Arbeit des Bespritzens†.

Bei dem Beschneiden† der Bäume verfolgen wir ein Prinzip, das das später notwendige „Spritzen"†, das heiße, regenlose Klima und die enorme Tragfähigkeit an Obst in Betracht zieht.

Wir pflanzen heute einjährige „Whips", d. h. Peitschenstiele, gerade Stämme, noch ohne jegliche Ästung. Im ersten Sommer schneiden wir dann ständig alle jungen Zweige fort, außer den drei bis vier, die später die Hauptäste bilden sollten. Wir sorgen dafür, daß die Äste jeder an einer anderen Höhe des Stammes herauswachsen, also kein Gabeln mehrerer Äste an einer Stelle entsteht, das bei einem Abbrechen eines Astes leicht ein Zersplittern des ganzen Stammes zur Folge haben kann. Man läßt mehr Äste nach der Windrichtung, weniger nach der entgegengesetzten Seite wachsen; hierdurch beugt man von vornherein einem Überneigen und Schiefwachsen des Baumes vor. Ferner lassen wir keinen Mittelast wachsen. Dies ist sehr wichtig. Im Gegensatz zu Deutschland, wo das Mittelstück das Hineinregnen in den Baum verhindern soll, wollen wir Sonne und Licht möglichst

in den Baum dringen lassen. Mit ihnen erreichen wir die in Deutschland in solchem Maße ungekannte Färbung der Äpfel; sie wird besonders schön, wenn Regen nach dem heißen Sommer im Herbst vor dem Pflücken die Bäume erlabt. Ferner konnten wir beim Sprengen oder Spritzen der Bäume die innere Seite des Baumes bei Vorhandensein eines Mittelstammes oder Mittelhauptastes nicht treffen. Endlich streben wir dahin, daß die Zweige alle aufwärts, nicht seitwärts wachsen, sind sie dann später fruchtbeladen, so biegen sie sich seitwärts, während die bereits seitwärts gewachsenen sich abwärts biegen und sehr leicht abbrechen. Die Arbeit des Stützens der fruchtbeladenen Zweige und Äste ist in ersterem Falle viel seltener erforderlich, eine große Ersparnis an Zeit und Geld.

Ohne näher auf die weitere Arbeit des Beschneidens eingehen zu können, erhellt aus dem Gesagten, wieviel unnütze Arbeit und Wachstumsverlust erspart werden kann, wenn man über diese Hauptpunkte in der Geburtsstunde der Orchard bereits aufgeklärt ist. Durch unsere jahrelange Arbeit und teuer bezahlte Erfahrung auf diesem Gebiete, die wir auf den Jahresversammlungen der Gartenbau-Gesellschaften und in den Veröffentlichungen der Versuchsstation jedermann zur Aufklärung kostenlos zugänglich gemacht haben, sind Neulinge in den Stand gesetzt, erfolgreiche Obstzüchter zu werden, ohne erhebliche Fehler zu machen. Uns aber zutreffend zu belehren, existierte damals niemand. So mußte auch ich in späteren Jahren, als ich namentlich an der Hand des Spritzens Erfahrungen sammelte, mit großem Arbeitsaufwand viel Holz, große Äste fortsägen. Ich hatte nachher freilich die Genugtuung, daß meine Bäume die richtige Form hatten und mir Abbrechen fast ganz erspart blieb. Wer es körperlich aushalten konnte, stundenlang im Schnee oder auf feuchtem Boden zu stehen, benützte fast jeden Tag im Winter zum Beschneiden der Bäume, sobald nach dem Herbst der Saft aus dem Baum gewichen. Ob es wirklich so unschädlich ist, wie manche behaupten, einen Baum während oder bei zu erwartender sehr starker Kälte zu beschneiden, erscheint mir fraglich. Die Ausdehnung mancher Orchards freilich macht es einfach notwendig, vom Dezember an jeden Tag mit günstiger Witterung zum Beschneiden zu benutzen. Denn dies muß beendet und die Orchard von dem abgesägten und abgeschnittenen Holz völlig gesäubert, alle lose, alte Borke abgefeilt sein, alle darunter befindlichen überwinternden Insekten, Raupen usw. müssen vernichtet sein, alle Bänder abgenommen sein, ehe man an die nächste Arbeit gehen



Idaho-Zwetſchgen (prunes).

kann: das Spritzen† mit Schwefel gegen die San José-Laus und andere Schädlinge.

Wir unterscheiden Winter- und Sommerspritzen, ferner Spritzen mit solchen Giften, deren Berührung unmittelbar das Insekt oder den Pilz tötet und anderen, die erst mittelbar durch ihren Genuß den Tod des Insekts herbeiführen.

Zu den ersteren Arten gehört das Spritzen im Winter, d. h. ehe die Blatt- und Blütenknospen aufbrechen (during the dormant Season — wird es so prägnant im Englischen genannt) mit einer Schwefellösung und das etwas spätere mit einer Blausteinlösung in Deutschland als Bordeauxerbrühe bekannt. Letztere bekommt man in Deutschland fertig zum Auflösen, während wir uns die Mischung erst selbst aus dem kristallisierten Blaustein herstellen mußten.

Noch viel umständlicher war bis vor wenigen Jahren die Herstellung der Schwefellösung für uns. Man mußte den Schwefel mit ungelöschtem Kalk unter Zufügung von Wasser mischen und dann zwei Stunden kochen. Dabei war die Wahl der Schwefelart von großer Wichtigkeit, man hatte beim Einkaufen des sehr kostspieligen Schwefels auf der Hut zu sein. Die Lösung mußte dann in heißem Zustande an die Bäume gespritzt werden, da der Schwefel bei Erkaltung sich wieder kristallisierte. Weil ich bei älteren Obstzüchtern gesehen hatte, welch unendliche Mühe, Zeit und Arbeitslohn dies Schwefelspritzen verursachte, wenn man nicht die allerpraktischsten Koch- und Füllvorrichtungen hatte, machte ich mir die große Ausgabe, diese Anlage möglichst vollkommen herzustellen, als auch an mich die Frage des Schwefelspritzens herantrat. Da die „bench" ja erst wenige Jahre vor der Gründung meiner Farm die erste Obstanpflanzung gesehen hatte, so waren wir verhältnismäßig lange vor der ansteckenden San José Scale-Plage frei gewesen. Die San José Scale ist eine Laus, die äußerlich von ihren weniger gefährlichen Schwestern nur bei 600facher Vergrößerung mit dem Mikroskop an der anderen Form ihres Hinterteiles zu erkennen ist. Sie ist aber durch ihre kolossale Vermehrungsfähigkeit ein Schmarotzer, der unbekämpft in kurzer Zeit eine ganze Gegend ihres Baum-, Obst-, Rosen- usw. Bestandes berauben kann. Sie ist auf unendlich vielen Pflanzenarten heimisch, selbst Nadelhölzer sind nicht sicher vor ihr. Und Deutschland hatte ganz recht, als es strengste Maßnahmen traf, ihre Einschleppung zu verhüten. Verkehrt und eines wissenschaftlich an der Spitze mar-

schierenden Landes unwürdig aber war die Verordnung vom 12. April 1899, amerikanisches Dörrobst in den deutschen Häfen einer mikroskopischen Untersuchung zu unterwerfen. Denn hat die San José Scale erst einmal im Dörrofen geschmort, dann ist es auch mit ihrem Wirken und fortzeugend bösem Gebären für diese Welt vorbei! Die Verordnung wurde am 31. Juni 1900 denn auch wieder aufgehoben. Die Laus hat ihren Namen, weil sie in San José in Kalifornien zuerst entdeckt, und weil ihre junge Brut unter einer „Scale", d. h. Schild, gedeckt ist. Es gibt nun keinen Teil, kein Teilchen eines Baumes oder Busches (Stachelbeerbüsche z. B.), das ihr zum Quartiernehmen nicht gut genug wäre, Stamm, Äste, Zweige, Blätter sowie Früchte. Sie lebt vom Saft der Pflanze und vermag im Verein von Tausenden und Abertausenden ihrer schmarotzenden Genossinnen in wenigen Jahren einen Baum, ihm allen Saft aussaugend, zu töten. Die Vögel, von Baum zu Baum fliegend, verbreiten mit ihren Klauen diese Schmarotzer. Im Packmaterial, in den Kisten, in denen das Obst in die Packhäuser usw. gebracht werden, nimmt sie Wohnung. Kurzum, es ist nicht verwunderlich, daß im Laufe der Jahre die San José Scale trotz aller angewandten Vorsicht auch auf der neubepflanzten bench heimisch wurde. Da unsere Farmen näher dem Seuchenherd von Payette lagen, bekamen wir ein Jahr früher die Plage als das am anderen Ende des bench gelegene New-Plymouth. Hatten die old-timer in und nahe der Städte aus Unwissenheit und Gleichgültigkeit ihre Orchards von der Scale völlig verseuchen lassen, so waren wir, die neue Generation, von Anfang an auf dem Wachtposten; wir setzten strenge, gesetzliche Maßregeln durch: „Entweder einen mit schädlichen Schmarotzern und Pilzen behafteten Baum vorschriftsmäßig spritzen oder ihn ausreißen und verbrennen." Das wurde die Parole des Gesetzgebers auf Betreiben der interessierten Obstzüchter. Und dennoch fiel mir, einem der ersten in diesem Streite, das Entweder-Oder schwer, als ich wahrnahm, die San José Scale habe auch bei mir Einzug gehalten, und der Kampf müsse auch auf Feodor-Farm mit ihr aufgenommen werden. Schon seit mehreren Jahren hatte ich Erfahrung im Spritzen, aber mit der oben erwähnten zweiten Art, des Sommerspritzens gegen die Codling-moth, die Motte des Apfelwurmes.

Jetzt will ich in der Schilderung aber erst vorgreifen und das im Laufe des Arbeitsjahres zeitlich frühere Winterspritzen mit Schwefel zu Ende besprechen und dann die ersten Anschaffungen für beiderlei

Die San José-Laus (Scale) und ihre Arbeit.

Rechts: Ein Pfirsichbaum, dessen Krone durch die Laus getötet. — In der Mitte: Ein Pfirsichzweig, mittelmäßig infiziert, zeigt männliche und weibliche Laus. 4fache Vergrößerung. — Links: Pfirsichast, sehr infiziert mit der S. J. L. 2fache Vergrößerung.

Arbeit erwähnen. Zu diesen bereits vor mehreren Jahren erfolgten kam nun die Einrichtung für das Schwefelkochen.

Ich höhlte einen Raum im Boden nahe dem Brunnen weit genug aus, daß mein Sprengwagen hinunterfahren konnte. Die gewonnene Erde wurde auf der anderen Seite dieses Hohlweges aufgeworfen. Hinein ließ ich aus Backsteinen zwei parallel laufende Fundamente bauen, in denen ein großes Kohlen- und Holzfeuer angezündet werden konnte. Auf diesen Feuerstellen wurden eiserne Stangen quer gelegt, um zwei große Behälter — vats — darauf zu stellen, von denen jedes 200 Gallonen Flüssigkeit faßte. Unter „Vat" versteht man den zum Kochen eingerichteten Wasserbehälter, während der „Tank" die zum Spritzen zubereitete Mischung aufnimmt. Der Deutlichkeit halber werden in der folgender Schilderung die Ausdrücke „Vat" und „Tank" gebraucht werden. Vom Brunnen hatte ich unterirdisch Röhren gelegt und konnte nun unmittelbar Wasser in die Vats hineinpumpen. Die Windmühle besorgte dies bei Wind, der dazu sehr willkommen, zum Spritzen aber sehr unwillkommen war. Wir ließen nun zunächst den abgewogenen Schwefel dadurch ohne Feuer ankochen, daß wir ihn zu dem ebenfalls vorher peinlich genau abgewogenen ungelöschten Kalk in eines der Vats taten, in welchem wir nun den Kalk durch Hinzufügen von Wasser löschten. Das dann noch nötige Wasser wurde hinzugefügt, entweder aus dem daneben angebrachten Reserve-Vat übergefüllt oder unmittelbar vom Brunnen hineingepumpt bis zum 150 Gallonenstrich. Dann wurde die braune Schwefelsuppe so lange weiter gekocht, bis aller Schwefel sich aufgelöst. Inzwischen fuhren wir mit dem Sprengwagen in den Hohlweg. Der auf demselben befindliche runde Tank stand nun mit seinem Rande etwas tiefer als der Boden des Vats. Durch eine Röhre ließ ich die kochende Brühe in den Tank selbsttätig laufen, der dann mit einem Deckel fest geschlossen wurde. Bei diesem Winterspritzen mit der Schwefellösung kam es darauf an, daß jeder Teil des Baumes getroffen wurde. Da derselbe noch blätterlos war, konnte dies schneller und mit weniger Flüssigkeit geschehen als im Sommer, wenn er voll von Blättern und Früchten war. Aber wenn ein einigermaßen starker Wind wehte, dann trieb dieser das Schwefelwasser ins Gesicht der Spritzenden zurück, was das Gesicht, Hals und Hände zerbiß, ein Brennen der Augen und tüchtige Schmerzen verursachte, aber nicht jede Stelle des Baumes wurde getroffen. Da bei der ungeheuren Vermehrung der Laus aber der Aufwand an gräßlicher und anstrengender Arbeit und an Geld

zwecklos wird, wenn nicht alle Teile der Bäume getroffen werden, so mußte man an windigen Tagen sich begnügen, nur von einer Seite die Bäume zu besprengen, mit dem Wind und an einem windstillen Tag oder bei entgegengesetztem Wind von der anderen Seite die Arbeit wiederholen, was diese naturgemäß sehr erschwert. Nun will es aber das Unglück, daß infolge der vielen Vorarbeiten in den Orchards das Spritzen meist erst im März bis Anfang April vor sich gehen kann, der windreichsten Zeit im ganzen Jahr! Dazu kommt, daß es beendigt sein muß, ehe die Blätterknospen und die Blüten aufbrechen, denn für diese ist die Lösung zu scharf. Ferner setzt sich der Schwefel sehr an allen Metallteilen der Pumpe und an den Kupferdrähten der elektrischen Batterie an, die den Gasolinmotor in Bewegung bringt, so daß Betriebsstörungen das Alltägliche sind. Waren diese von längerer Dauer, so wurde die Lösung kalt, deshalb brachte ich unter dem Wagen noch eine Feuerstelle an, um den Wagen-Tank während der Fahrt in der Orchard warm zu halten. Bei längeren Unterbrechungen freilich mußten wir doch wieder auf den Hof fahren und den Tank in eins der Vats entleeren. Kurzum, die Zeit des Frühjahrsspritzens war eine nervenaufregende und qualvolle, wenn viele Betriebsstörungen und die Zeit des Winterschlafes der mächtig knospenden Bäume sich zusehends ihrem Ende näherte! Da begrüßten wir es wie eine Erlösung, als es einem Chemiker in Omaha nach langjährigen Versuchen gelungen war, eine vollwertige Schwefellösung herzustellen, die, in Fässern versandt, nur kaltem Wasser zugefügt und nicht mehr gekocht zu werden brauchte. Sie ist zwar sehr teuer, aber Zeit-, Lohn- und Feuerungsersparnis macht sie dennoch billiger als das alte Verfahren. Wie es mit so vielem anderen ging, hatte ich auch nur zwei Jahre den Genuß dieser Erfindung. Und dann blieb die Arbeit noch eine große und schwierige. Die Luft war in jenen Wochen so schwefelgeschwängert, daß Silberzeug im Hause schwarz anlief.

Kaum war glücklich das Winterspritzen beendet, so rüstete man zu einem Codling-moth-Spritzen, das begonnen sein mußte, sobald die Blütenblätter zu fallen anfingen und beendet, ehe die Calyx, der Kelch, sich schloß. Und nach 14 Tagen mußte die ganze Arbeit wiederholt werden, dann gab es seit den Feststellungen von Professor Dr. E. Ball mit dem Spritzen Ruhe von Ende Mai bis Juli.

Die Geschichte aus dem Ausbreitungsgebiete der Codling-moth und der Äpfelwürmer, ihres Erzeugnisses, ist seit 150 Jahren einiger-

Doktor E. D. Ball bei der Arbeit des Spritzens in der Obstpflanzung der Versuchs-Station in Utah.

maßen bekannt und ebenso ihre Ausdehnung über einen großen Teil der Welt, wo Äpfel und Birnen gedeihen, vor allem über Europa, einschließlich Deutschland.

Es gibt isoliert, oft hoch gelegene Gebiete, in denen der Apfelwurm und seine Motten unbekannt sind. Während Payette voll davon war, blieb sie in dem einige tausend Fuß höher gelegenen Council noch unbekannt. Auf Schloß Mainberg bei Schweinfurt fand ich unendlich viel wurmstichiges Obst, die Umgegend von München dagegen scheint mir von dieser Plage verschont zu sein.

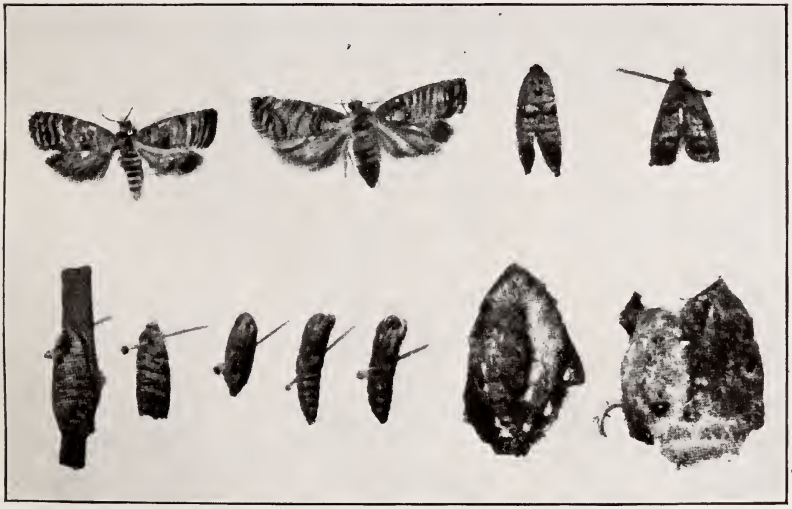
Die Codling-moth ist winzig klein, grün, aber mit bloßem Auge noch zu sehen. Sie fliegt am liebsten abends. Sobald im Frühjahr die Sonne wärmt, schlüpft sie — etwa im April — aus ihrer Larve und beginnt ihr teuflisches Werk. Sie legt überall auf Blättern und vorzugsweise in die Blüten der Äpfel- und Birnbäume ihre Eier. Durch die Wärme ausgebrütet, entschlüpfen aus diesen winzig kleine Würmer von der Größe eines Stecknadelknopfes. Sind die Eier auf den Fruchtboden der Blüten gelegt, so bleibt das Würmchen gleich dort, wird mit dem sich schließenden Fruchtkelch der Apfelblüte — der Kelch der Birnblüte schließt sich nicht ganz — eingesperrt und sieht das Tageslicht erst wieder, wenn er ausgewachsen und dick gefressen die Frucht verläßt, um sich einzuspinnen. So ist die Erscheinung zu erklären, daß man an einem Apfel außen kein Wurmloch sieht, beim Aufschneiden aber einen großen Gesellen und sein Zerstörungswerk findet! Vier Wochen etwa alt, verläßt der Wurm den Apfel oder die Birne, läßt sich herunter und sucht sich einen dunklen Platz, in den er sich einspinnt und in eine Larve verwandelt. Aus derselben entsteht dann wieder die Motte, die ausfliegend sofort mit dem Eierlegen beginnt. Im Juli gibt es nun keine Blüten, aber um so mehr Obstflächen als Ablegungsstätten für die Eier. Die nun zur Ausbrütung und zur Entwicklung kommenden Apfelwürmer spinnen sich wieder ein, bleiben aber bis zum Frühjahr Larven. Eine dritte Generation gibt es bei uns nicht. Die Gelehrten scheinen sich jetzt in der Ansicht, daß es bei uns nur zwei Bruten gibt, einig zu sein. Die Feststellung dieser Tatsache ist für die Praxis wegen der daraus sich ergebenden Arbeitsersparnis sehr wichtig, wie wir sehen werden. Auch sie kam mir erst in den allerletzten Jahren zustatten.

Die Entwicklungsstadien variieren nach der Witterung. Wir wissen aber neuerdings genau die Grenzzeiten der verschiedenen Entwicklungsperioden.

Als ich die erste kleine Apfelernte erwartete, wußte ich so gut wie gar nichts von diesem edlen Insekt. Damals, zu Beginn des neuen Jahrhunderts, spritzten die Eifrigsten, „um sicher zu gehen", zehnmal während des Sommers jeden Apfel- und Birnbaum, d. h. alle 14 Tage. Das war Wahnsinn, geschah aus bester Absicht und aus Unkenntnis. Weniger Eifrige fielen ins Gegenteil und spritzten gar nicht, oder so flüchtig und ohne Kenntnis, worauf es ankam, daß der Erfolg gleich Null in der Bekämpfung des Insektes und es ein Zufall war, wenn ihre in jeder Hinsicht vernachlässigten Orchards hier und da einen wurmfreien Apfel aufwiesen. In jener Zeit war es dem Kongreßabgeordneten von Idaho, der selber eine große junge Apfelorchard mustergültig im Boisé Valley angelegt hatte, durchzusetzen gelungen, daß der Kongreß in Washington eine Summe aussetzte, für die ein namhafter Gelehrter, Professor Simpson, gewonnen wurde. Er stellte in Idaho ein oder zwei Sommer in Orchards praktische Studien über das Leben der Codling-Motte und des Apfelwurmes an und machte die Ergebnisse seiner Studien der Allgemeinheit zugänglich. Sie waren keineswegs bahnbrechend, brachten aber immerhin einiges Licht in die Sache. Dieser Gelehrte wurde dann von der englischen Regierung für Süd-Afrika gewonnen, wo er im Beginn seiner Arbeit bereits starb.

Umwälzend dagegen wirkten die Mitteilungen, die ein junger Gelehrter Dr. Elmer Darwin Ball nach siebenjähriger, praktischer Arbeit in den Orchards uns in bezug auf das Leben dieses Insektes, wie auf seine wirksame Bekämpfung in den folgenden Jahren machte. Er ist jetzt Leiter der Versuchsstation in Logan Utah. Er hatte bereits fünf Jahre unter und mit Professor Gillette an diesem Insekt gearbeitet und letzterer hatte festgestellt, daß es in Colorado nur zwei Bruten im Jahre gibt. 1902 kam Dr. Ball nach Utah. Man wußte ja seit den 70er Jahren, daß Arseniklösungen der Codling-moth todbringend seien, hatte aber den Fehler gemacht, mehrere Gifte zusammen zu mischen, um mehrere Fliegen — alias Insekten und Pilzkrankheiten — mit einem Spritzen bekämpfen zu wollen. Die Codling-moth-Plage nahm zu; dazu wurde viel gefälschtes Arsenik verkauft, die Obstzüchter waren enttäuscht und entmutigt. Ball wählte sich als Arbeitsfeld, nahe einer Stadt, die verkommenste Orchard, die keinen einzigen wurmfreien Apfel hervorbrachte. Dort ging er methodisch vor, er überließ keinem anderen das Spritzen, er, der Gelehrte, unterzog sich den ganzen Sommer hindurch jahrelang dieser anstrengen-

Codling-Motte.
(Dreimal vergrößert.)



Codling-Motte, ihre Puppen und Larven.
(Vergrößert.)

den Arbeit. Er zählte persönlich jeden Apfel, den am Baum und den abfallenden und führte eine genaue Liste, wieviel von den abgepflückten und abgefallenen Äpfeln wurmstichig, wieviel wurmfrei waren. Allein eine Riesenarbeit! Er fand, daß auch in Utah nur zwei Bruten existierten. Er erreichte durch seine Methode, mit großer Kraft das Gift in die Blüten hineinzusprengen, so hervorragende Ergebnisse in zwei Sommern, daß er im Januar 1904 der „North Western Fruit Growers Association" auf ihrer Tagung in Portland, Oregon, umstürzende und bahnbrechende Vorschläge zur systematischen Bekämpfung der Codling-moth machte. Die überall vorhandenen Erbpächter der Weisheit verlachten ihn. Ball schreibt 1908 darüber sehr treffend, die Aufnahme, die seine Mitteilungen fanden, waren nicht flattering (schmeichelhaft), sondern viel mehr flattening (niederdrückend).

Die North Western Fruit Growers Association ist eine Vereinigung von Obstzüchtern der Staaten Britisch Kolumbien, West-Kanada, Washington, Oregon, Idaho und Utah. Ihren Versammlungen wohnte ich das erstemal bei, als sie in Boisé im Jahre 1905 tagte. Hier wiederholte Ball seine Vorschläge und bewies ihre über alle Zweifel erhabene Richtigkeit auf Grund eines reichen Karten- und Zahlenmaterials. Wir weniger Weisen hatten im Jahre 1904 bereits mit Befolgung seiner Ratschläge im Spritzen gute Resultate erreicht. Er selbst hatte in demselben Somme seine Erfahrungen sehr bereichert, seine Statistik vervollkommnet und es herrschte geradezu eine Begeisterung unter uns Obstzüchtern über den Inhalt wie über die liebenswürdige und sachlich entschiedene, persönlich wohltuende, bescheidene Vortragsart seiner Mitteilungen. Er erweiterte dieselben in La Grande, Oregon, wo 1906 die Konferenz der North Western Fruit Growers Association stattfand. Ich war dorthin gereist, und auf meine Bitte machte er sich Ende des Monats nochmals von Utah nach Idaho auf zur Jahresversammlung der Idaho State Horticultural Association.

Was war nun der Hauptinhalt seiner Eröffnungen und die Folgerung für die Praxis?

Wir wußten jetzt die Entwicklungsperioden von Insekt und Wurm. Wir nahmen also gegen Ende des Winters einige Apfelwürmer, sperrten sie in einen Käfig von Moskitodraht, aus dem sie und ihre Motte nicht entfliehen konnten, in dem sie aber möglichst wie in der Freiheit lebten, stellten diese in Obstbäume und beobachteten das Ausfliegen der Motte aus der Larve. Der Zeitpunkt ist je nach der Witterung in den Jahren verschieden. Dann wußten wir also, wann zuerst

die Eier gelegt wurden, wann die Würmer denselben entschlüpften, diese ausgewachsen, sich einspannen, die neue Motte herauskam, und wann also gegen die zweite Brut mit Spritzen vorgegangen werden mußte.

Doch zurück zu der ersten Brut. Wir wußten durch Balls Ausführungen, daß ein großer Teil der Eier in den Fruchtboden der Blüten hineingelegt wird. Sollte die Mehrzahl der jungen Würmer also ehe sie im Apfel, bzw. in der Birne ihr Zerstörungswerk begonnen, durch vergiftete Nahrung getötet werden, so mußte das Arsenikgift in die Blüten hinein gespritzt werden. Dazu war „Power spray" nötig, d. h. Spritzen unter großem Druck, wie sie vor allem ein Motor hervorbringen kann. Unter 160—180 Pfund Druck trachtet man das Gift in jede einzelne Blüte hineinzubringen, so daß ein Arsenikkörnchen auf den Fruchtboden fällt! Da aber auch Eier auf anderen Teilen des Baumes gelegt wurden, so mußte dieser in allen seinen Teilen besprengt werden. Daß der Baum keinen hemmenden Mittelast hat, ist von großer Wichtigkeit! Man sieht also jetzt die Kürze der für das erste Spritzen zur Verfügung stehenden Zeit, die Blütenblätter mußten abfallen, die Kelche durften noch nicht geschlossen sein! Die verschiedenen Sorten blühen nicht gleichzeitig. Und um sicher zu gehen, wurde nach 14 Tagen das ganze Verfahren wiederholt. Dann aber hatte man durch Balls Forschungen im Gegensatz zu früher mit dem dritten Spritzen Ruhe, bis die Würmer der zweiten Brut aus den Eiern schlüpften; die mußten dann freilich an jedem Apfel das sie vernichtende Gift, und zwar an jeder Stelle vorfinden. Hier also galt es, an die einzelne Frucht von allen Seiten die Lösung heranzuspritzen; und berührten sich zwei Äpfel, so konnte nur größter Druck dieselbe an die Berührungsstelle bringen; ein weiterer wichtiger Grund für „Power spray". Früher, als man mit der Hand das Pumpen besorgte, fand man mit tödlicher Sicherheit an der Berührungsstelle zweier Früchte ein Wurmloch!

Bei dem ersten Spritzen suchte man auch alle Räume, in denen Obst gepackt und gelagert worden, zu reinigen und alle gebrauchten Obstkisten ebenfalls zu spritzen, damit auch die hier befindlichen Würmer getötet würden!

Durch Dr. Ball kannten wir ferner den ungefähren Zeitpunkt, wann die zweite Brut ausschlüpft, wann die zweite Brut aber auch, ausgewachsen, sich zum Einspinnen anschickt. Ehe die frühesten Würmer der zweiten Brut dies taten, mußten um alle Bäume die Bänder† gelegt

Etwas früh zum Spritzen. Richtige Zeit zum Spritzen. Etwas spät zum Spritzen.

Zu spät zum Spritzen in den Kelch.

Ein Band an der richtigen Stelle.

Logan Bulletin Nr. 87.

sein! Wir gebrauchen dazu Sackleinen, 10—12 Zoll breite Streifen, falten diese einmal so, daß die äußere Seite etwas über die innere herüberfällt. An der Bindestelle spannen wir das Band dicht um den Stamm, und haken seine Enden straff über einen kleinen, dünnköpfigen Nagel. Der Wurm kriecht über das Band hinunter, und da es doppelt gefaltet einen dunklen Platz schafft, den der Wurm gerade sucht, kriecht er unter oder zwischen das Band und spinnt sich hier ein. Um die kleinen Nägel gar nicht erst suchen zu brauchen, habe ich alle in derselben Richtung, Nord-Westen, an den Stämmen eingeschlagen!

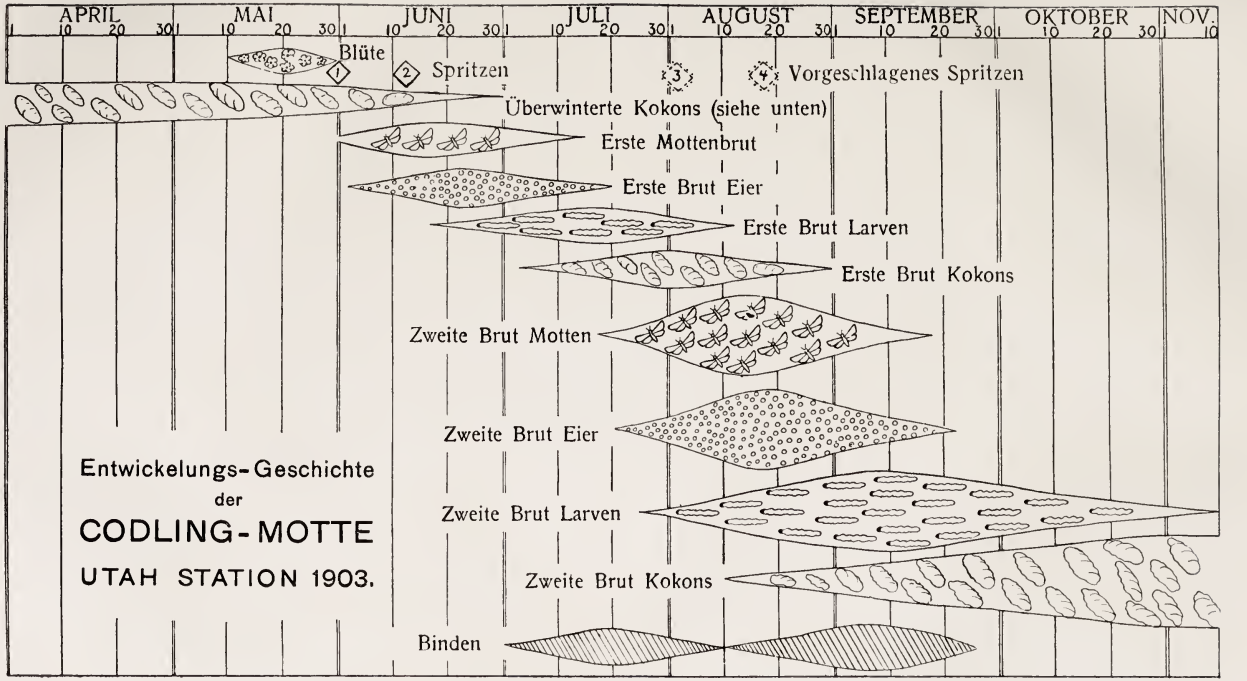
Durch Ball wissen wir, daß wir die Bänder nicht, wie wir früher taten, jeden achten, sondern nur jeden zehnten Tag abnehmen müssen, um allen unter ihnen verpuppten oder sich verpuppenden Würmern den Garaus zu machen, *ehe* sie als Motten ausfliegen! Ferner wissen wir durch ihn, daß wir diese mühevolle Arbeit nicht den ganzen September hindurch fortzusetzen brauchen, da sich die Würmer der zweiten Brut eben nicht mehr vor dem nächsten Frühjahr in Motten verwandeln!

Wer jede Woche, wie ich, zwei bis drei Tage mit peinlichster Sorgfalt jedes Band abgenommen, jeden Wurm abgesucht und getötet, jede, auch die allerkleinste Falte aufgebogen hat, um etwa dazwischen befindliche Würmer und Larven sich nicht entgehen zu lassen, wer sich bei dieser sorgfältigen, einförmigen Arbeit in gebückter Stellung dabei von den Moskitos hat tüchtig zerbeißen lassen, denn man gebrauchte beide Hände, um zu verhüten, daß kein Wurm ins Gras fiel, und dadurch der Vernichtung entging — der weiß Balls Empfehlungen auch auf diesem Gebiete zu schätzen. Wenn man bedenkt, wieviel Nachkommenschaft durch den Tod eines einzigen Wurmes (ein Paar Motten erzeugt 40—50 Eier) verhindert ist, so wird man mir recht geben, daß ich diese wichtige Arbeit keinem anderen übertragen mochte. Ich hatte nur einen Mann in der Nachbarschaft, dem ich sie stellvertretend anvertraute. Zum Helfen beim Spritzen war er mir nicht aufgeweckt genug, aber für diese Arbeit war seine Gewissenhaftigkeit sehr geeignet. Über den Erfolg unseres Kampfes gegen die Codling-moth will ich hinzufügen, daß ich im ersten Jahre des „bandaging“ unter einem Band (freilich als Höchstzahl) in einem Zeitraum von acht bis zehn Tagen 60 Würmer fand, in den letzten Jahren, unter vielen der 500—600 Bänder in mehreren 10-Tageperioden keinen einzigen Wurm, im ganzen beim einmaligen Absuchen vier, höchstens zehn Würmer unter *allen* Bändern fand!

Da das Obst sehr schnell an Umfang zunimmt, so mußte man dem ersten Spritzen für die zweite Brut noch ein zweites folgen lassen, um die vergrößerte Fläche mit der Giftlösung zu besprengen. Sehr ärgerlich war es, wenn unmittelbar nach einem Spritzen der sonst so erwünschte und so seltene Regen durch Abwaschen des Giftes von den Bäumen den Spritzerfolg illusorisch machte. Bei dem wichtigsten, ersten Spritzen in die Blütenboden hinein aber schadete der Regen nichts, da er das Gift nicht aus dem Blütenkelche herauszuwaschen vermag. Ball sagt, auf Grund von sechsjähriger Erfahrung, daß, wenn das Gift richtig in die Blütenkelche getrieben ist, 96—97 Prozent der in denselben befindlichen Würmer und gleichzeitig vier Fünftel aller Würmer, die von außen in den Apfel hinein wollen, vergiftet werden, so daß nur eine sehr geringe Zahl zur Bildung einer zweiten Brut übrig bleibt!

So hat Dr. Balls Arbeit unser acht- bis zehnfaches Spritzen auf ein vierfaches reduziert und uns gelehrt, daß das zehnfache, wenn jedesmal zum falschen Zeitpunkt vorgenommen, ziemlich nutzlos sein kann, daß aber das erste Spritzen, zum rechten Zeitpunkt und gründlich vorgenommen, alles weitere Spritzen überflüssig machen kann!

Noch ehe ich mir Dr. Balls Lehre von der Wichtigkeit, mit großem Druck zu spritzen, zu eigen gemacht, was allein eine durch einen Motor getriebene Pumpe zu bewirken vermag, hatte ich mir ein „Power-Spray-Outfit" angeschafft, d. h. eine durch einen Gasolinemotor getriebene Pumpe. Meine Erwägung bei dieser großen Ausgabe war die, daß ich durch einen Motor einen Arbeiter ersparen und neben mir nur einen Mann zum Spritzen gebrauchte. Ohne Motor müssen drei Mann das Spritzen besorgen, weil alle drei sich beim fortgesetzten und sehr schweren Pumpen abwechseln müssen. Bei dem Mangel an Arbeitskräften müßte man also immer wieder darauf gefaßt sein, einen Mann zur Hilfe zu bekommen, dem die nötige Intelligenz und das Interesse, was neben der großen, körperlichen Leistung ein erfolgreiches Spritzen erfordert, fehlen würde. So traf ich mit meinem gewandten Pächter ein Abkommen, daß er mir immer beim Spritzen helfen müßte. Wir arbeiteten uns gut zusammen ein, und vor allem lernte er sehr die schwierige Behandlung des Gasolinemotors. Als ich mich zu dem Ankauf der Maschine entschloß, war ein Deutscher, der einst in Hamburg die Gärtnerei erlernt und der sich vorzugsweise gern über Philosophie unterhielt, Fruchtinspektor in einem Nachbarbezirk und zugleich für Idaho Generalvertreter der bedeutendsten


APRIL
MAI
JUNI
JULI
AUGUST
SEPTEMBER
OKTOBER
NOV.
10 20 30 10 20 30 10 20 30 10 20 30 10 20 30 10 20 30 10 20 30 10
Blüte
1
2 Spritzen
3
4 Vorgeschlagenes Spritzen
Überwinterte Kokons (siehe unten)
Erste Mottenbrut
Erste Brut Eier
Erste Brut Larven
Erste Brut Kokons
Zweite Brut Motten
Zweite Brut Eier
Zweite Brut Larven
Zweite Brut Kokons
Binden
Entwickelungs-Geschichte
der
CODLING-MOTTE
UTAH STATION 1903.

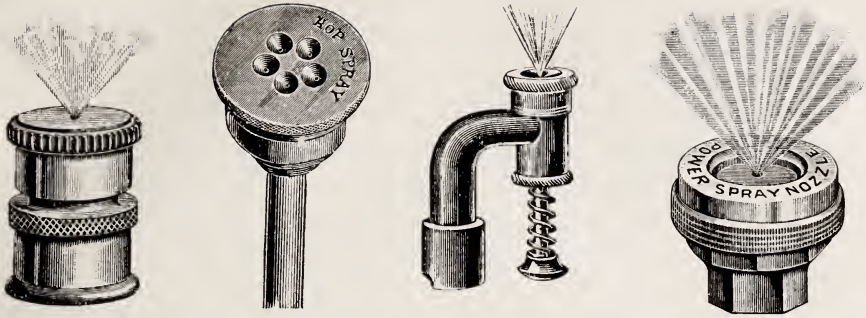
kalifornischen Spritz-Pumpen-Fabrik, die gleichzeitig Gasolinemotore mit verkaufte. Er erklärte mir, er würde mir, der ich von Gasolinemotoren so viel oder so wenig wußte wie ein neugeborenes Kind, bei der Aufstellung behilflich sein und mich in seiner Benutzung anlernen. So bestellte ich denn, bezahlte für die Pumpe bar und gab für den Motor eine Note zu den üblichen 8 Prozent. Die Note wurde auf den Namen des Generalvertreters ausgestellt. Er verkaufte dieselbe sofort, behielt alles durch den Verkauf von Pumpen erzielte Geld seiner Firma und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Seine Firma hatte einen Schaden von mehreren Tausend Dollars. Ich aber hatte einen viel größeren Schaden dadurch, daß ich keinen wirklich Sachverständigen zur Unterweisung hatte. Ich verlor im ersten Jahr viel Zeit und viel Nervenkraft. Aber Beharrlichkeit führt zum Ziel! Ich war der erste in Payette Valley, der sich eine „Power Outfit" anschaffte. Der Nachbar, der es gleichzeitig bestellte, sandte die Maschine, mit der er nichts anfangen konnte, sofort zurück. Mir ging es mit der meinigen wie zwei Hunden, die dauernde Freundschaft erst schließen, nachdem sie sich einmal ordentlich gerauft haben.

Eines Morgens „bockte" die Maschine, ich arbeitete daran herum, als sie mit einemmal losging und meine rechte Hand, vom Zahnrad erfaßt, tiefe Wunden erhielt, deren Narben mich immer an jene viel geliebte und gehaßte Maschine erinnern werden. Es wäre zu viel, zu beschreiben, welche Schwierigkeiten wir zu überwinden hatten. Ich will nur eines erwähnen. Der Gasoline-Tank war mit der Maschine durch eine Röhre verbunden, die der Vibration wegen ihrerseits durch einen Gummischlauch unterbrochen war. Von diesem Gummischlauch arbeiteten sich ganz kleine Teile los und verstopften die festen Öffnungen für den Zufluß des Gasoline. Ferner war die Pumpe zu leicht gebaut für den großen Druck, dem sie ausgesetzt war, und wenn ein wichtiger Teil brach und ein Reserveteil in Idaho nicht vorrätig war, mußten wir bis zu seinem Eintreffen von Kalifornien mit dem Spritzen warten. Die Codling-moth und ihr Wurm aber warteten nicht. Ich hatte mir im ersten Jahr einen niedrigen Wagen mit eisernen Rädern gekauft, hatte auf ihm eine Plattform zimmern lassen, auf die vorn der „Spray-Tank", dann die Pumpe, der „Cooling-Tank", der Motor und schließlich hinten die elektrische Batterie montiert wurden. Diese ganze erste Einrichtung kostete etwa 1400 Mark. — Auf meine Klagen und wohl auch auf diejenigen anderer Leute aus anderen Gegenden hin sann die Fabrik auf Verbesserung, und im zweiten Jahre erhielt

ich diese sehr wesentlichen Verbesserungen und Verstärkungen und brachte selbst solche an. Z. B. ließ ich die ganze Plattform auf Federn ruhen. Heute weiß jeder Besitzer einer größeren Orchard im Westen, daß er ohne „Power Outfit" nicht auskommen kann, und heute liefern die Fabriken mit auf Grund der von uns Pionieren gemachten und teuer genug bezahlten Erfahrungen solche in fast vollendeter Ausstattung. Heute ist man sich auch klar, welche „nozzles" (Brausenköpfe) man für die verschiedenen Arten des Spritzens benutzt, nachdem wir dies alles ausversucht haben. Auch kann man heute leichter von oben, von der Seite und von unten in die Blüten hineinspritzen, indem wir die durch ein Bambusrohr umschlossene Gasröhre mit der nozzle durch eine gebogene Röhre verbinden, so daß sie in einem Winkel von 45 Grad ungefähr zueinander stehen. Daher kann man durch Drehen des Handgelenkes den Strahl von allen Seiten gegen die Blüten richten, die ja auch nach allen Seiten vom Zweige ausgehen. Gegen die grünen und schwarzen Blattläuse, die die letzten Jahre recht verheerend auftraten, spritzten wir mit einer Lauge entweder aus Tabakssaft oder aus Walfischölseife. Es gibt dann ja noch eine ganze Anzahl mehr oder minder zeitweise auftretender Insekten und Pilzplagen, doch beschränke ich mich auf die Beschreibung der wichtigsten, die zu bemeistern uns durch mustergültiges Zusammenarbeiten von Theorie und Praxis gelungen ist!

Dieses Jahr ist man durch ein neues Insekt alarmiert worden, das mit den zum Veredeln verwandten Wurzeln aus Frankreich nach drüben gekommen sein soll.

Ehe ich selbst mit dem Spritzen zu beginnen hatte, interessierte ich mich für den Plan, die natürlichen Feinde der Insekten in unserer Gegend einzubürgern: die Meisen und die Baumläufer. Während meines Aufenthaltes in Deutschland 1897 zog ich günstige Erkundigungen bei Autoritäten ein. Die Sache scheiterte aber daran, daß 1. die Idahogesetzgebung keine Mittel bewilligen wollte, da amerikanische Gelehrte der Furcht Ausdruck gegeben hatten, die Einführung der Meisen könne unter Umständen schädlich werden, wie es die der Spatzen geworden war. Dies war eine wohl recht wenig zutreffende Befürchtung: es gibt bekanntlich im Osten der Vereinigten Staaten etliche Meisenarten, die der Gegend zum Segen dienen; 2. daß mir ein mit Ausfuhr bekannter Vogelhändler versicherte, die einzige Möglichkeit der Beförderung wäre, je ein Meisenpaar in getrenntem Raum zu versenden, da sich die Männchen sonst gegenseitig auf der Reise ver-



Verschiedene Brausenköpfe zum Spritzen.
(Aus: „Better fruit", H. R. Oreg.)

Verfasser photographierte seinen Pächter beim gemeinschaftlichen „Apfel-Spritzen".

nichten würden. Trotzdem ja das viele Spritzen der in den Bäumen nistenden Vogelbrut verderblich werden muß, habe ich doch im Laufe der Jahre beobachtet, wie der Zuzug allerhand Vögel von anderen Gegenden und sogar von sehr weit her über die Felsengebirge gleichzeitig mit der Vermehrung der Baumanpflanzungen zugenommen hat, während bei meiner Ankunft außer der großen amerikanischen Lerche — nicht mit unserem Singvogel zu verwechseln — Krähen, Elstern und Raubvögeln, sowie dem gefräßigen und gesanglosen „Blackbird" keine Vogelarten vorkamen. Bei meinen Erkundigungen, die Meiseneinfuhr betreffend, sagte mir ein bekannter Münchener Zoologe, Professor Hertwig, in Australien habe man die Erfahrung gemacht, daß sich Papageien seit Einführung der Schafzucht in fleischfressende Tiere verwandelt hätten. Sie hätten sich auf die Hammelrücken gesetzt und schließlich durchgepickt bis auf die Niere und diese angefressen. In den ersten Jahren hatte ich mich mehrfach verleiten lassen, zu aller eigenen Arbeit auch noch in anderen Orchards zu spritzen, doch damit so schlechte Erfahrungen gemacht, daß ich später alle derartigen Wünsche bestimmt abschlug.

Von einem Nachbar, der alle Sonntage zur Stadt in die Methodistenkirche fährt, habe ich noch heute auf Bezahlung der ganz kleinen Summe zu warten. Ein anderer, der eine große eine halbe deutsche Meile von mir entfernt gelegene Orchard gekauft hatte und noch gar nicht zum Spritzen eingerichtet war, bat mich, dies für ihn zu tun. Er machte ein sehr schiefes Gesicht, als ich eines Morgens erst um 7 statt um $^1/_2$7 Uhr ankam. Ich mußte, allein auf meiner Farm, vorher nach meinem Wasser sehen und die Kühe melken, anspannen usw., und nachdem ich mich eine ganze Woche für ihn abgemüht, fand er die Selbstkostenberechnung noch zu hoch.

Viel Ärger und Mühe hatte ich auch mit der Verwaltung einer großen Orchard, deren Besitzer in Salt Lake und Denver wohnten. Ich ließ mich schließlich auch da überreden, einmal das Spritzen zu übernehmen, wollte und mußte aber erst dasselbe in meiner eigenen Orchard beendigen. Mein Pächter und ich waren eben um die Mittagszeit mit leer gespritzten Spray-Wagen nach dem Hof gefahren, da zog ich mir auf demselben schon die Stiefel aus, um mich schnell waschen und Mittagessen bereiten zu können, sprang vom Wagen und trat in einen rostigen Nagel, der $^3/_4$ Zoll tief in meine Sohle drang und den ich dann nur mit vieler Mühe herausziehen konnte. Ich lag dann acht Tage fest im Bett mit Umschlägen. Mein Pächter

mußte nicht nur meine Arbeit mittun, sondern auch noch unsere Mahlzeiten bereiten. Daß wir da erst manchmal, wie auch sonst oft, um 10, 11 Uhr zu Abend aßen, war kein Wunder. Das Schlimmste aber war die Verzögerung des Spritzens natürlich.

Sehr nervenangreifend war es auch, wenn an dem Gasolinemotor oder an der Pumpe ein Schaden war, den wir nicht ermitteln konnten. Der Ursachen des Stillstandes gab es viele. Ging der Motor aber glatt und hielt die Pumpe den Druck aufrecht, dann war das Spritzen trotz alledem ein Vergnügen, man sah, wie man voran kam, man wußte, daß man sich erfolgreich abmühte. Und wiederum, als Ende Mai vorigen Jahres die „Kaiserin Auguste Viktoria" uns in Cuxhaven glücklich gelandet hatte, und wir durch die schöne Marschgegend der Vaterstadt entgegenfuhren, da genoß ich den Anblick der blühenden Apfelbäume vom Eisenbahnfenster aus mit dem aufatmenden und beruhigenden Bewußtsein: „Gott sei Dank", die Bäume hast du nicht zu spritzen!" Sechs Wochen früher war ich einen Freitagnachmittag mit meinem Pächter beim Schwefelspritzen der lausbevölkerten Kirschbäume gewesen, ein heftiger Wind trieb die Flüssigkeit wieder ins Gesicht und in die Augen. Da kam der spätere Käufer meiner Farm zur zweiten Besichtigung von Missouri zurück. Ich legte das Spritzrohr nieder, um für die Verhandlung zur Verfügung zu stehen; ich brauchte es nicht wieder zur Hand zu nehmen, der Kauf kam zustande und 24 Stunden später hatte ich die Anzahlung bereits auf der Bank niedergelegt. Ich hatte zwar die Beendigung des Spritzens übernommen, konnte sie aber nicht mehr persönlich durchführen, da ich in 14 Tagen die Farm übergeben mußte. Ich hatte aber das Gefühl, aus der schwersten und unangenehmsten Arbeit heraus, von den vielen Sorgen und Mühen des Farmerlebens befreit worden zu sein.

„Fire blight". Dies ist eine sehr verheerende Krankheit, für die es absolut noch keine Heilmittel gibt, ja, man ist über die Ursache der Krankheit noch völlig im Zweifel. Sie befällt in erster Linie Birn- und Quitten-, aber auch Apfelbäume. Als ich 1906 durch Colorado fuhr, sah ich ganze Orchards durch „blight" dem Tode geweiht. Diese Krankheit beginnt sich dadurch zu zeigen, daß vielleicht ein kleines Zweiglein schwarz wird. Merkt man es frühzeitig, so kann man unter Umständen der Krankheit Einhalt gebieten, indem man 1—2 Fuß unterhalb der erkrankten Stelle Zweig oder Ast absägt, die Wunde, ebenso das Messer und die Säge desinfiziert und

Spritzen in einer Obstpflanzung in Oregon.
(Aus „Better fruit", H. R. O.)

A. Schreiber phot. 1904.
Eine Sonntag-Morgen-Idylle auf dem Hof; die von mir geölten Fußböden im Haus müssen trocknen.

den angeschnittenen, kranken Teil sofort verbrennt. Ich habe so mehrere Jahre in meiner Birnorchard die Ausbreitung der Krankheit verhindern können. Als mir aber 1905 fern von der Farm Kunde wurde, daß sie um sich griff, traf ich per Kabel von Deutschland aus die Anordnung, die Birnbäume, soweit der Krankheitsherd ging, zu fällen und zu verbrennen. Viele schöne, große Birnbäume mußten daran glauben, aber ich rettete dadurch die viel wertvollere, große Apfelorchard.

Es gibt viele, viele Feinde der Obstbauer in Amerika. Aber ein Obstzüchter bemerkte einmal mit Recht, sie seien auch zugleich unsere Freunde, denn ohne sie könnte ein jeder, und sei er noch so dumm und nachlässig, das schönste Obst ziehen, das dann gar keinen Wert mehr hätte.

Zwischen dem verschiedenen Spritzen muß natürlich die Bearbeitung des Bodens und seine Bewässerung ihren Fortgang nehmen. Die ersten vier bis fünf Jahre bestellt man den Boden zwischen den Bäumen mit Hackfrucht, „kultiviert" ihn fleißig und bewässert ihn je nach Alter und Bäume, Witterung und Bodenverhältnissen ein- bis zweimal den Monat. Später nimmt man, schon wegen des Spritzens, etwaige Beerenanpflanzungen heraus und sät alles in Rotklee. Dieser und das Fallobst geben ein herrliches Futter für die Schweine, die man den ganzen Sommer in der eingezäunten Orchard frei herumlaufen läßt. Um das Wühlen zu verhindern, steckt man ihnen Ringe in die Schnauze, die öfter erneuert werden müssen, auch schneidet man wohl mit dazu gemachten, scharfen Instrumenten eine Kerbe in die Schnauze. Es gibt aber auch Leute, die das Wühlen als ein natürliches Lockern des Bodens gestatten! Die Schweine ähneln auch darin vielen Menschen, daß sie sehr eigen sind, wenn sie's haben, um es sein zu können! Sie sind Feinschmecker!

Sind ihnen gleichzeitig Pflaumen, Birnen und Äpfel zugänglich, so werden sie keinen Apfel anrühren, solange sie von den anderen Früchten noch Vorrat haben. Können sie aber an die Bäume heranreichen, so ziehen sie Obst frisch vom Baum stets dem minderwertigen Fallobst vor. Ich hatte einen großen Prachteber — Verzeihung, male hog oder gentleman sow —, der richtete sich, auf den Hinter-

füßen stehend, hoch auf und pflückte sich die verbotene Frucht in beträchtlicher Höhe von den Bäumen.

Auf den Horticultural-Versammlungen wurde oft die Frage verhandelt, ob man im Westen den Ben-Davis-Apfel verpflanzen solle oder nicht. Es ist ein Apfel, der überall gedeiht, wo überhaupt ein Apfel fortkommt, trägt immer reichlich, kocht sich gut, hält sich den ganzen Winter, reift auch erst zum Frühjahr, hat aber auch dann wenig Geschmack. Die einen sagen, er sei ein guter Steuerzahler, die anderen behaupten, in unserem bevorzugten Klima wären schon zu viel dieser minderwertigen Sorte gepflanzt. Man müsse sich nicht mit solchen gewöhnlichen Wald- und Wiesenäpfeln abgeben, sondern in unserem Obstlande sollte nur ein Apfel gezogen werden, der eben dort zu besonderer Vollkommenheit gedeiht. So konnte ich denn einmal bei dem Festmahl nach einer solchen Versammlung berichten, daß nach einem Herbstwind viel Obst gefallen sei. Eines Tages waren meine Nachbarsjungen, die mir öfters halfen, mit der Mitteilung zu mir gekommen, meine Schweine hätten alles Fallobst fein säuberlich aufgeräumt, nur die Ben-Davis lägen noch unberührt auf dem Boden; ich solle sie doch auflammeln. Und so war es; wir spannten an, luden alle von meinen borstigen Feinschmeckern verschmähten Äpfel in einen Wagen und brachten sie zur Konservenfabrik zur Stadt, wo sie für Apfelmost usw. Verwendung fanden. Auch die Hamburger Arbeiter im Fruchtschuppen wissen es, daß der Ben-Davis ziemlich geschmacklos ist.

In Hamburg werden Äpfelfässer — wir im Westen senden nur in Kisten — die mit San José Scale behaftetes Obst enthalten, an der Einfuhr gehindert und mit einem Stempel S. (San), J. (José), S. (Scale) versehen zur Ausfuhr aus dem Freihafengebiet nach den skandinavischen Ländern und Rußland bereitgehalten. Da schrieb einmal ein Obstempfänger von Rußland nach Hamburg, er wolle weitere Apfelsendungen haben, man solle aber auf alle Fälle die Marke S. J. S. wieder senden!

Unendlich viel Mühe und Verdruß verursachten die Schweine im Herbst, wenn in der Umgebung der Mais reif wurde. Immer wieder fanden sie eine neue Stelle zum Ausbrechen, einige waren auch Meister im Springen über Zäune von beträchtlicher Höhe.

Nun komme ich zu einer neuen Sommerarbeit in der Orchard, die sehr zeitraubend, aber auch sehr wichtig und für Deutschland sehr nachahmenswert ist! Das „thinning out", das Auslichten der

Verf. phot. Winesap-Äpfel auf Feodor-Farm. 1906.
(Dunkelrot.)

Früchte. „Drüben" wie „draußen" gibt es Obstjahre, in denen die Bäume fruchtüberladen sind. Die einzelnen Früchte aber haben keinen Platz zum Entwickeln, sie bleiben klein. Und das nächste Jahr trägt der Baum wenig oder gar nicht, weil er sich im Vorjahre übernommen hat. Das weiß ein jeder und merkwürdig, dennoch entschließt man sich so wenig zu dem einzig folgerichtigen Hilfsmittel — zum Ei des Kolumbus — dem gleichmäßigen Verteilen der Lasten auf die verschiedenen Jahre, dem „Auslichten"! Wir im Westen gehen jetzt darin ganz methodisch vor. Sobald die Äpfel die Größe eines Taubeneies erreicht, beginnen wir. Wir lassen möglichst nicht zwei Früchte an einem Sporn, ferner vermeiden wir das Berühren der Äpfel. Wir pflücken alle unvollkommen geformten Äpfel ab, natürlich solche, an denen wir ein Wurmloch entdecken oder sonstige Flecken, durch Hagel oder Frost hervorgerufen, ferner im Frühsommer die noch weniger gefärbten Äpfel. Also auch hier eine keineswegs mechanische Arbeit. Wir zahlen, wenn nötig, zu dieser Arbeit, auch noch Geld zum Lohn aus, Geld, das reichlich Zinsen trägt. Denn einmal werden die um oft ein bis zwei Drittel ihrer Last erleichterten Bäume imstande sein, den Rest des Obstes zur Vollkommenheit an Größe und Qualität zu bringen, zum anderen bleibt ihnen genug Kraft, im Juli reichlich Fruchtknospen für das nächste Jahr anzusetzen. Aber nicht genug mit diesem Verteilen: in einem Jahre mit großem Obstreichtum sind die Ernteunkosten sehr hoch, die Preise sehr niedrig. Eine kleine, aber vollkommene Ernte, bei der jedes abzupflückende Obst beste Versandware darstellt, erniedrigt die Erntekosten (es kostet genau dasselbe, einen vollkommenen als einen minderwertigen Apfel zu pflücken, zu packen und zu versenden) und erhöht die Einnahmen! Möchte doch in Deutschland die volkswirtschaftliche Bedeutung dieses einfachen Rechenexempels in allen Kreisen, in Nord und Süd ernst gewürdigt werden!

Wir nähern uns der zweiten Hälfte September, dem Beginn der Ernte der Winteräpfel, die sich in manchen Jahren bis November, das Versenden bis Dezember hinzieht. Mit Ausnahme der späteren Birnensorten ist alles andere Obst vor Ende September versandt. Aprikosen und Pfirsiche reif (sie weder unreif noch überreif zu pflücken, haben wir gelernt), so daß sie in tadellosem Zustande in Chicago auf dem Markt ankommen. Ebenso pflücken wir die Zwetschgen reif, nicht wie so viel aus Tirol und Italien zur Versendung kommendes Obst, unreif. Nein, reif und dann in Kühlräume verpackt, kommt

es nach Liverpool und London in tadellosem Zustand aus Oregon, Washington, Idaho, von der Küste des Stillen Ozeans auf dem englischen Markt an.

Zum Pflücken der Äpfel und Birnen müssen sich die Leute, die bei uns diese Arbeit verrichten, „picking sacks" umbinden. Ein „picking sack" ist eine mit einer großen Tasche versehene Schürze. Beide Hände werden zum Pflücken des Obstes gebraucht und dieses vorsichtig in die Tasche gelegt. Die Entleerung der Tasche in eine Kiste erfolgt ebenso behutsam; ein Ausschütten wäre nur möglich, wenn der Betreffende sich auf den Kopf stellen würde!

Dreizehntes Kapitel.

Obstverpackung und Obstversand von der Küste des Stillen Ozeans bis nach Chicago, Neuyork und über den Atlantischen Ozean.

Als ich Mitte der 90er Jahre ins Payette Valley kam, hatten einige ältere Ansiedler nahe der Stadt Orchards. Sie wußten noch wenig von den Marktverhältnissen im Westen und in welcher Weise gepackt man dort das frische Obst wünsche. Waren doch und sind noch die meisten Obstzüchter im Westen von Haus aus „Amateure" und keine gelernten Fachleute im Obstbau.

Aus Unkenntnis der besten Verpackungsmethode der Eisenbahnfrachtverhältnisse, der Chicagoer Marktverhältnisse, passierte es jenen Ansiedlern häufig, daß sie für ihre Zwetschgenernte nicht nur keinen Geldertrag von Chicago zurück erhielten, sondern für die Fracht noch dazu bezahlen mußten. Das war damals nichts Seltenes.

So war es mir ganz recht, daß ein gewiegter Obstverkäufer aus Kansas nach Payette kam und unsere Ernte für so und so viel pro 2000 Pfund abkaufte. Ich lief wenigstens kein Risiko. Den Versand meiner Beeren besorgte ich seit Jahren selbst und für den meiner anderen Sommerfrüchte, Aprikosen usw., sowie später für die Birnen und Winteräpfel rüstete ich mir die Wagenremise als „Packing house" ein. Ich lernte selbst und lehrte Nachbarinnen, Frauen und jungen Mädchen, das Packen des Obstes, nagelte selbst die Lattenkisten zusammen, und suchte mir Abnehmer, wie ich das früher für meine Melonen getan. Das alles machte unendlich viel Arbeit, Schreiberei, Herausholen von Kistenmaterial aus der Stadt, das Zu-

Verf. phot.

Äpfel-Ernte auf Feodor-Farm.

Verf. phot.

Mein Pächter „Bob", mein altes Pferd „Bob" und meine Schimmel-Stute „Kribi" mähen Klee in meiner Äpfelpflanzung.

sammennageln derselben. Das Packen, vor dem Zunageln das bei Äpfeln und Birnen mit den damaligen primitiven Mitteln schwierige Herunterpressen der Kistendeckel, das Aufladen auf den Wagen, das auf staubigen Wegen im Schritt zwei Stunden lang in Sonnenglut zum Nachmittagzug an die Bahn bringen. Dazu kam das Abrechnen mit den einzelnen Kunden, die Schwierigkeit des Versendens so vieler verschiedener Sorten. Denselben Fehler wie in Deutschland machte man auch früher in Amerika, man pflanzte so unendlich vielerlei verschiedene Apfelsorten an.

Als nun mit jedem Jahre die Ernten der Mitte der 90er Jahre angepflanzten vielen jungen Orchards größer wurden, besprach ich mit zwei anderen Obstzüchtern an einem Wintertage nach einer Kanalversammlung die Notwendigkeit einer Organisation für den Obstversand. Wir gingen sofort ans Werk. Wir schrieben nach Kalifornien, Colorado und anderen älteren Obst-Staaten, ließen uns Mitteilungen, Statuten usw. kommen. Wir beriefen eine Versammlung ein, und einige für das Allgemeinwohl wie für ihr eigenes Wohl besorgte weitsehende Männer kamen zusammen und arbeiteten Statuten usw. aus. Stets werde ich mit Freude an diese anregenden Arbeitsstunden zurückdenken. Eine wirkliche Begeisterung ging durch die ganze Gegend. Es dauerte Jahre, bis Farmer so zahlreich und so einmütig sich wieder zu einer Versammlung einfanden, wie es diejenige war, in der die von uns ausgearbeiteten Statuten angenommen, die „Payette Valley fruit Union" gegründet wurde. Aber ein Reif fiel über Nacht. —

Am südöstlichen Teile des Payette Valley war im selben Jahre meiner Ankunft von der alten Payette Water-Power and Irrigation Co. eine Ansiedlung, in Anlehnung an die erste englische Ansiedlung Plymouth im Osten der Vereinigten Staaten, New-Plymouth genannt, gegründet. Während man sonst Dörfer in den Vereinigten Staaten kaum kennt, wollte man hier etwas Derartiges schaffen, eine Verbindung von Stadt- und Landleben. Man legte den Grund und Boden aus für eine Stadt. In der Mitte plante man parkähnliche städtische Anlagen (um dieselben einen „Boulevard") — mit hochtönenden Worten ist der Amerikaner sehr freigebig und jede Beschreibung tut es nicht unter Ausdrücken im Superlativ. Auf dem Papier machte sich alles sehr schön — und macht sich heute noch alles schön. Viel weiter ist man in den 14 Jahren in New-Plymouth nicht gekommen, woran aber nicht etwa mangelnde Tatkraft der Ansiedler, von denen die ersten aus Chicago stammten, Schuld hat.

Der Gedanke war verfehlt, den Ansiedlern für Haus, Garten und Stallung innerhalb des Burgfriedens des Ortes ein „Lot" anzuweisen, vielleicht einen oder einen halben Acre, das übrige, eigentliche Farmland aber außerhalb des Ortes. Das mag in Europa gehen, wo man es vielfach nicht anders gewohnt ist. Aber die Deutsch-Russen aus Wolhynien klagten mir doch auch im vorigen Jahre die Nachteile, die sich aus ähnlichen Umständen ergaben. Sie hätten mittags Futter für das arbeitende Vieh mit auf das weit gelegene Feld nehmen müssen, andererseits das weidende Vieh zur Tränke auf der Landstraße täglich von der Weide in den entfernten Ort bringen müssen. Der einzige Vorteil hätte in der Nähe der Schule für die Kinder gelegen.

Für den praktischen, Ellbogenfreiheit gewohnten amerikanischen Farmer ist das Tür an Tür wohnen nichts, besonders unvorteilhaft aber in Anbetracht der künstlichen Bewässerung. Da muß Haus und Stall möglichst nahe den Feldern liegen. In New-Plymouth aber schoß der eine die Tauben seines Nachbars, weil sie auf seinen Hof flogen; dort sah man sich in die Fenster und mußte erst über Nachbars Land gehen, ehe man auf sein Feld kam. Dazu mußten die wenigen Ansiedler von New-Plymouth die ganzen Lasten allein tragen, soweit die Ausführung der geplanten, städtischen Anlagen in Betracht kam. Mich hielt mein Instinkt von einem Ankauf in New-Plymouth trotz vielen Drängens ab. Ich wollte auf eigenem Boden eigener Herr sein; später stellte sich heraus, daß der Boden minderwertiger, weil alkalihaltiger war und für die Bewässerung viel schwerer zu behandeln, als unser anderer weit besser gearteter Boden im nordwestlichen Teil der bench. Spaßhaft war es, daß die Leute von New-Plymouth dies Fremden gegenüber nie zugestehen wollten, aber doch nichts dagegen einwandten, daß bei der Besteuerung ihr Boden in einer niederen Klasse eingereiht wurde, als der unsrige. New-Plymouth liegt von Payette 13 englische Meilen entfernt.

Später siedelten sich mehr Leute um New-Plymouth an, aber nur wenige Farmer kauften sich im Ort an, der daher im Wachstum sehr zurückgeblieben ist.

Der Plan bei der Gründung unserer ersten Obstvereinigung war nun folgender: Getrennt marschieren, vereint schlagen: alle Obstzüchter der ganzen Gegend unter einen Hut bringen. Bei der Unmöglichkeit, 13 englische Meilen weit Obst in losem, ungepackten Zustande zur Stadt Payette zu fahren, war der Bau eines Packinghouses

in New-Plymouth und der eines solchen, das zugleich Versandhaus für alle werden sollte, in Payette am Geleise der Pazifikbahn vorgesehen. New-Plymouth-Leute sollten selbständig packen, mit Payette zusammen aber verschicken. Die Gleichmäßigkeit des Packens sollte durch einen gemeinsamen Inspektor gesichert werden. Diesem bis ins kleinste ausgearbeiteten gesunden Plan entstanden an beiden Enden Gegner aus kleinlichen, teils kurzsichtigen, teils selbstsüchtigen Beweggründen. In Plymouth fürchtete man für seine Selbständigkeit und opponierte offen in einer Versammlung. Neu eingebrachte Anträge verschoben die ganze Grundlage vollständig. Der gewählte Präsident trat daher zurück. Ich warnte vor der Annahme dieser Änderung, die den Tod des neugeborenen Kindes zur Folge haben würde. Man hörte nicht auf die Warnung. Die Prophezeiung traf ein, die wohlvorbereitete „Union" trat nie in Tätigkeit.

Blöder, kurzsichtiger Unverstand einiger Sprecher aus New-Plymouth, die diesem noch öfters schaden sollten, erwirkte Annahme der umstürzenden Änderungen und damit den Tod der Organisation. Von Payette aus war heimlich der Schöpfung entgegengearbeitet. Ein Deutscher von unzugänglichem Charakter hatte die älteste und größte Orchard in der Stadt, aber war seiner nur allzu berechtigten Unbeliebtheit halber nicht zum Präsidenten, sondern nur zum Vizepräsidenten gewählt. Er ging nun zu den anderen, alten Ansiedlern und stellte ihnen den Nachteil vor, sich einer Organisation anzuschließen, in der die meisten noch gar keine Erfahrung im Obstversand hätten. Dies Argument zog und so unsympathisch ihnen auch der Mann war, er hatte am meisten Erfahrung, war ein berechnender, wenn auch sehr kleinlicher Geschäftsmann ohne persönliche Freunde. So gründeten lokal, zunächst nur die Obstzüchter in der nächsten Nähe in Payette, die „Payette Fruit Packing Compagnie Limited". Ehe sie zum kommenden Herbst ihre Tätigkeit eröffnete, traten einige meiner Nachbarn und ich ihr ebenfalls bei. Ich wurde zum Schriftführer gewählt und konnte in einer Reihe von Jahren an ihrem Aufbau tätigsten Anteil nehmen. Genug Schwierigkeiten und innere Krisen galt es zu überwinden, einmal innerhalb des Vorstandes, zum anderen gegenüber manchen wenig verständigen Mitgliedern. Wir hatten auf einem an der Bahn gemieteten Grundstück — sie *verkauft* zu dem Zwecke grundsätzlich kein Land — ein Packhaus gebaut. Ein für die zweite Saison notwendiger Anbau war gerade fertiggestellt; ich hatte tags zuvor die Schecks für die Zimmerleute unterschrieben, da

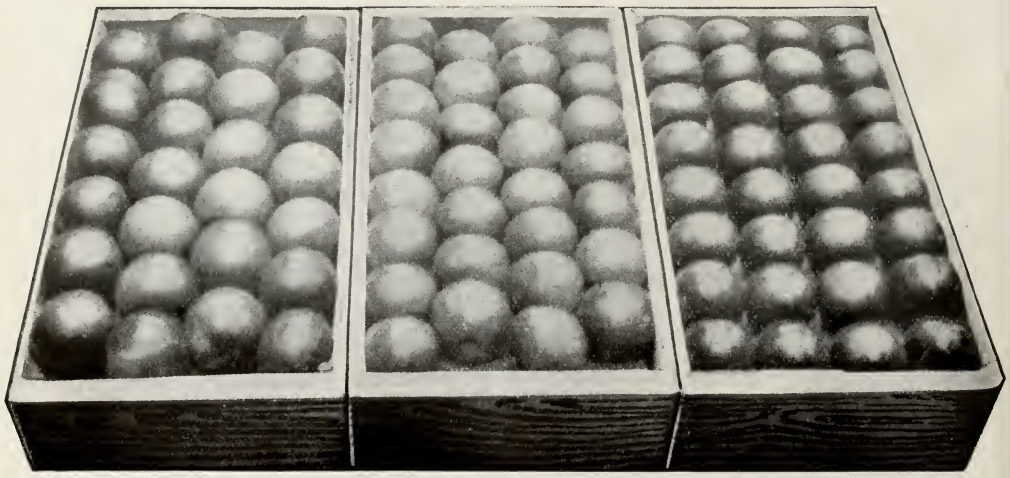
ich auf einen Tag in Schulangelegenheiten verreisen mußte. Unser Präsident hatte nachmittags den Anbau abgenommen und war ins Seebad fortgereist. Als ich mitten in der Nacht am Bahnhof ankomme, steht das Packhaus in Flammen. Tagelang mußte ich meine Arbeit auf der Farm in Stich lassen und auf den Versicherungsagenten warten, sowie mit den anderen Vorstandsherren die Vorkehrungen für den sofortigen Wiederaufbau treffen. Er wurde, vergrößert und verbessert, rechtzeitig zur Zwetschgenernte fertig.

Wir fahren unser Obst direkt vom Pflücken lose in „Feldkisten" gelegt auf großen Federwagen zur Stadt. Wir verwandeln Block- in Federwagen, indem wir große, 3000 Pfund tragende Federn unter den Wagenkasten legen. Das Hauptaugenmerk richtet man auf ein gleichmäßiges Packen. Zwetschgen und Aprikosen versenden wir in mit Blechrand eingefaßten, viereckigen, nach unten zu schmäler werdenden Körben aus Spanholz, von denen vier in eine Lattenkiste passen. Eine solche wiegt etwa 20 Pfund. Es liegen nicht mehr als drei Aprikosen oder Pflaumen aufeinander, sie liegen fest und können sich beim stärksten Schütteln nicht bewegen und sich gegenseitig schädigen. Nach demselben Grundsatz, nur in viel kleineren Körben, wird alles Beerenobst versandt, nie mehr als drei Beeren übereinander liegend, daher kein Zerdrücken der unteren Schicht oder Schichten, also nicht ein außerordentlicher Verlust an Volksvermögen wie in Deutschland, wo man allerorten, selbst in dem den fruchtberühmten Vierlanden benachbarten Hamburg, alles Obst und nicht zum wenigsten die empfindlichen Beeren fußhoch aufgeschichtet zum Verkauf angeboten sieht!

Bei den Verpackungsarten mit den nach unten sich verjüngenden Körben muß man die kleinen Früchte unten, die von mittlerer Größe in die Mitte, die größten naturgemäß in die oberste Lage bringen. Anders bei den Äpfeln und Birnen. Diese werden in Apfel- und Birnkisten von bestimmter Größe gepackt. Für Apfelkisten hatten wir zwei Größen, die „Standard" und die „kalifornische". Die eine ist etwas länger und schmäler als die andere und wird nur für eine bestimmte Größe von Äpfeln benützt. Wichtig ist aber, daß nur Äpfel von einer Größe in dieselbe Kiste kommen! Die Zahl der Äpfel wird außen an der Kiste bemerkt, es gibt nur drei oder vier Zahlen, um die es sich handelt.

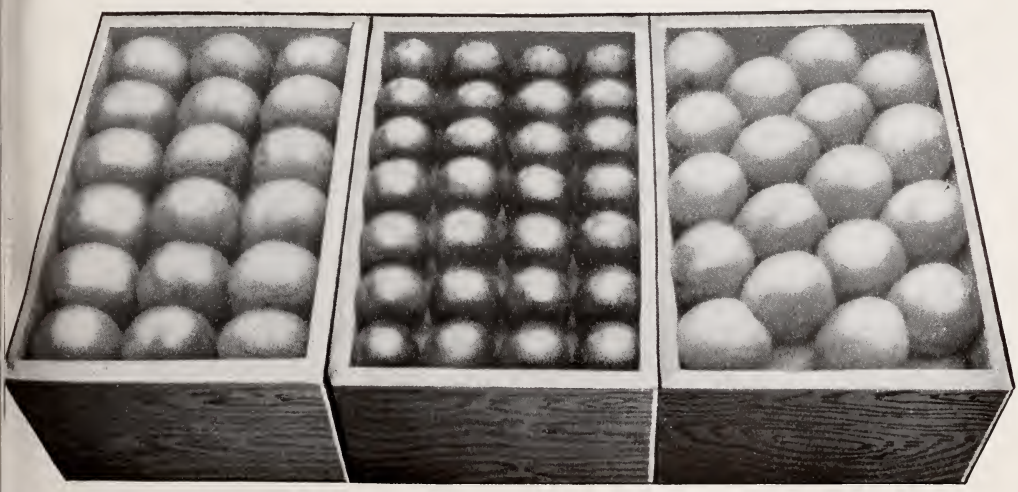
Der Käufer im Osten weiß aber genau, wenn er die Zahl hört, von welcher Größe die Äpfel sind, und da er für verschiedene Zwecke verschieden große Äpfel benötigt, so bestellt er so und so viel Kisten

Packen von Zwetschgen:
4 Lagen, zwischen jeder Seidenpapier.
4 Spankörbe in einer Lattenkiste, ungefähr
20 Pfund.



4 Lagen (104 Äpfel, 120 und 128).

4 Lagen (104 und 96).



3 Lagen (54 Äpfel). 4 Lagen (112). (Die Äpfel auf der Seite gepackt.) $3^1/_2$ Lagen (72).

Drei Apfelsinenkisten.

Zu flach, gerade richtig, zu hoch gepackt.

Dieselben drei Kisten.

88, 112, 128 usw. 88 enthält also sehr große, 128 ziemlich kleine Äpfel.

Durch von uns beantragte gesetzliche Bestimmung ist ferner außer der in der Kiste enthaltenen Zahl durch eine weitere Zahl jederzeit die Person zu ermitteln, die die betreffende Kiste gepackt hat. Sodann muß der Name des Obstzüchters oder der Packungsgesellschaft, sowie der Ursprungsort und der Gattungsname des Obstes (ob Ben Davis-, Wine Sap- oder Gravensteiner Apfel z. B.) angegeben sein.

Wir garantieren jede Kiste erstklassiger Äpfel. Wir garantieren z. B. bei folgendem Stempel: „112, Jonathan 5, Payette Fruit Packing Co. Ld. Payette Idaho", daß die so vermerkte Kiste unter der Inspektion obiger Kompanie gepackt ist, 112 gleich große erstklassige („without any blamish") Jonathan-Äpfel enthält. Sollte eine solche Kiste Äpfel aus Idaho in Hamburg in das Haus eines Privatmannes kommen und er finden, daß eine sorglose Person, die eine Apfelreihe nicht festlegen konnte und darum statt eines Apfels Papier in die Lücke gestopft hätte, der Inspektion entschlüpft ist, so könnte der Name der packenden Person festgestellt werden.

Hier kann ich nicht noch näher auf die allmählich einfach zur Vollkommenheit ausgearbeitete Methode des Fruchtpackens im Nord-Westen der Vereinigten Staaten eingehen, von dem der Osten und Deutschland noch so gut wie keine Ahnung haben. Alles vom Osten gesandte Obst kommt in Fässern zu 150 Pfund; wir im Westen packen nur in Kisten zu zirka 50 Pfund. Vor einigen Jahren wurde in Neuyorks Obstbaugesellschaft, die in Rochester tagte, die westliche Art des Packens in Kisten empfehlenswert hervorgehoben. „Ja," meinte da ein Obstzüchter aus dem berühmten Apfelstaat Neuyork, „wenn wir nicht die großen Fässer, in deren Mitte wir alles minderwertige Obst verstauen können, behalten, was sollen wir dann mit diesem wurmstichigen und mißgestalteten Obst anfangen?" Das zeugt glänzend von der Auffassung der Obstzüchter im Osten der Vereinigten Staaten. In Hamburg und Bremen sah ich im Herbst 1905 drei große Obstladungen aus Amerika. In der ersten in Bremen war wenigstens ein Fünftel des Inhalts jeden Fasses verdorben! Also ein Fünftel Geld für Arbeit, für Packmaterial usw. zum Fenster hinausgeworfen, resp. den Eisenbahnen und Dampfschiffahrtsgesellschaften geschenkt. Der beaufsichtigende Beamte hielt meine Schätzung noch für viel zu gering. Im Hamburger Fruchtschuppen sah ich und bestätigte man meine Beobachtungen als richtig, daß die Fässer aus Kanada viel

besseres Obst enthielten als die aus den Vereinigten Staaten. In Kanada hat man seit langem sehr gute und strenge Gesetze, die einen gewissenhaften Obstbau und reellen Obstversand beschützen. Auffallend war für mich das tadellose Obst, das ich auf den Tischen in den Hotels in Britisch Kolumbien fand, im Gegensatz zu dem, das Oregons und Idahos Wirte ihren Hotelgästen vorzusetzen wagten, bis auf unser jahrelanges Kämpfen hin nur der Verkauf fehlerfreien Obstes gesetzlich gestattet wurde, worauf ich später noch zu sprechen kommen werde.

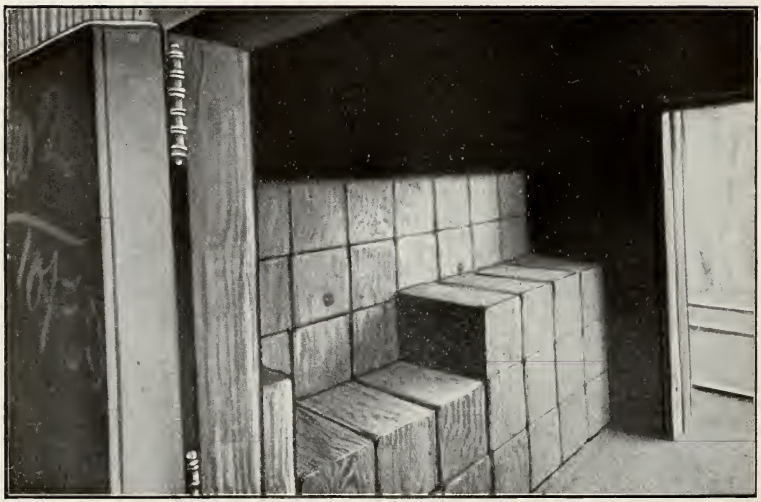
Wir im Westen betrachten das amerikanische Obst des Ostens kaum als Wettbewerb. Unsere, lediglich in Kisten zum Versand kommenden Äpfel gelangen noch wenig nach Deutschland, weil man für dieselben in Chicago, vor allem aber in Neuyork höhere Preise als in Deutschland zahlt. Wir haben in Neuyork bis Dollars 3,75 für die Kiste Äpfel à 50 Pfund erhalten (gleich Mark 15 für 50 Pfund Äpfel). Birnen haben die schwindelhafte Höhe von 7 Dollars (Mark 28) pro 40-Pfundkiste, Engrospreis, erreicht! Im Herbst 1905 brachte Direktor Ballin auf der Jungfernreise der „Amerika" von Neuyork dem Kaiser als Geschenk amerikanische Äpfel, „Greenings", mit. Ich war gerade im Laboratorium im Hamburger Hafen, als sie gesetzmäßig geöffnet wurden, um auf San José Scale hin untersucht zu werden. Es ist wohl anzunehmen, daß Ballin in Neuyork als Geschenk für den Kaiser die besten Äpfel, die der Markt hatte, einkaufte. Sie stammten aus unserem Westen, aus Idahos Mutterstaat, dem großen Oregon.

Durch angestrengtes gemeinsames Arbeiten und gegenseitigen Austausch unserer Erfahrungen haben wir die heutige methodische und systematische Obstverpackung erreicht. Bahnbrechend auf diesem Gebiete waren vorangegangen die Leute von Hood River, Oregon; Hood River liegt 60 englische Meilen von der großen Hafenstadt Portland, Oregon, am Fuße des Mount Hood. Die Obstzüchter von Hood River waren stets bereit, jedermann an den mustergültigen und reellen Geschäftspraktiken teilnehmen zu lassen, die Hood River auf den ersten Platz im Obstversand in der Welt gestellt haben.

Im Anschluß an die Obstverpackung ein Wort über den Obstversand.

Das vollkommenste System des Obstpackens würde uns nichts nützen, wenn wir nicht die nötigen Vorkehrungen zum Versand hätten.

Ein Kühlwaggon mit 630 Kisten bester Äpfel geladen, fertig zum Versand nach Neuyork.



Einen Kühl-Waggon mit Äpfel-Kisten ladend.

(Ansichten aus „Better fruit", Hood River, Oregon. 12 Nummern. Das Jahr ein Dollar.)

Auf den amerikanischen Eisenbahnen verkehren die Privatgesellschaften gehörenden „Refrigerator-Cars“. Diese Kühlwagen haben doppelte Wände und doppelte Türen. Die Hohlräume zwischen den vorderen und rückseitigen Wänden werden mit Eis gefüllt und an sog. Eisstationen auf der Fahrt durch die Vereinigten Staaten mit Eis nachgefüllt. Dadurch wird die Temperatur eben über dem Gefrierpunkt gehalten. Es ist nun sehr wichtig, daß möglichst wenig Zeit vergeht von dem Augenblick an, da das reife Obst vom Baum gepflückt wird bis zu dem, da es fest gepackt in den mit Eis gefüllten „Refrigerator-Cars“ der Eisenbahn kommt. Am Endziel angelangt, wird es gleich auf die Versteigerung oder sofort in Kühlräume† gebracht. Ist es im Herbst noch sehr warm, senden wir auch die ersten Winteräpfel noch auf Eis. Später verschicken wir sie in denselben Wagen, aber ohne Eis. Die doppelten Wände halten das Obst kühl, andererseits erschweren sie bei großer Kälte das ungewollte Frieren der Äpfel. Früher gab es Wettbewerb in den Kühlwagengesellschaften. Dann aber traten die berühmten Chicagoer Schweineleute, die „Armours“, mit den Eisenbahngesellschaften in ein Trustverhältnis, so daß alle anderen Wagen von der Benutzung der Eisenbahnen der „Union Pacific“, „Oregon Short Line“ und „Oregon Steamship und Navigation Co.“ ausgeschlossen wurden. Und während wir zur Zeit der Konkurrenz für das Eis bis zu 20 Dollars pro Waggon zahlen mußten (eine Linie rechnete nichts), mußten wir unter dem Monopolsystem Armours 60 Dollars bis Chicago, 75 bis Neuyork zahlen, nur für Eis. In Washoe, unweit von Payette, hatte die Armour Co. ein Eishaus gebaut, aus dem ihre sämtlichen Kühlwagen aus der Gegend mit Eis geladen wurden. Eines Frühjahrs brannte es ab, die großen Eismassen schmolzen allmählich. Armours Vertreter versicherte uns, sie hätten alles Eis in Boisé usw. aufgekauft, wir würden beim Obstversand deswegen keinen Verlust haben.

Aber es traf nicht ein. Ein Teil unseres frischen, leicht verderbenden Obstes mußte in die sonnendurchglühten, heißen Wagen geladen werden, die dann erst nach etlichen Tagen in Nebraska mit Eis gefüllt und gekühlt wurden. Die Armour Co. rechnete uns indessen das Eis an, als hätten wir es von Anfang an gehabt. Die Obstversender von ganz Süd-Idaho vereinigten sich und drohten mit Klage. Die Armour Co. ließ sich nun herbei, das Geld für das nicht gelieferte Eis zu zahlen, verweigerte aber, Schadenersatz zu leisten.

Einmal mußte mit dem Packen für mehrere Tage aufgehört

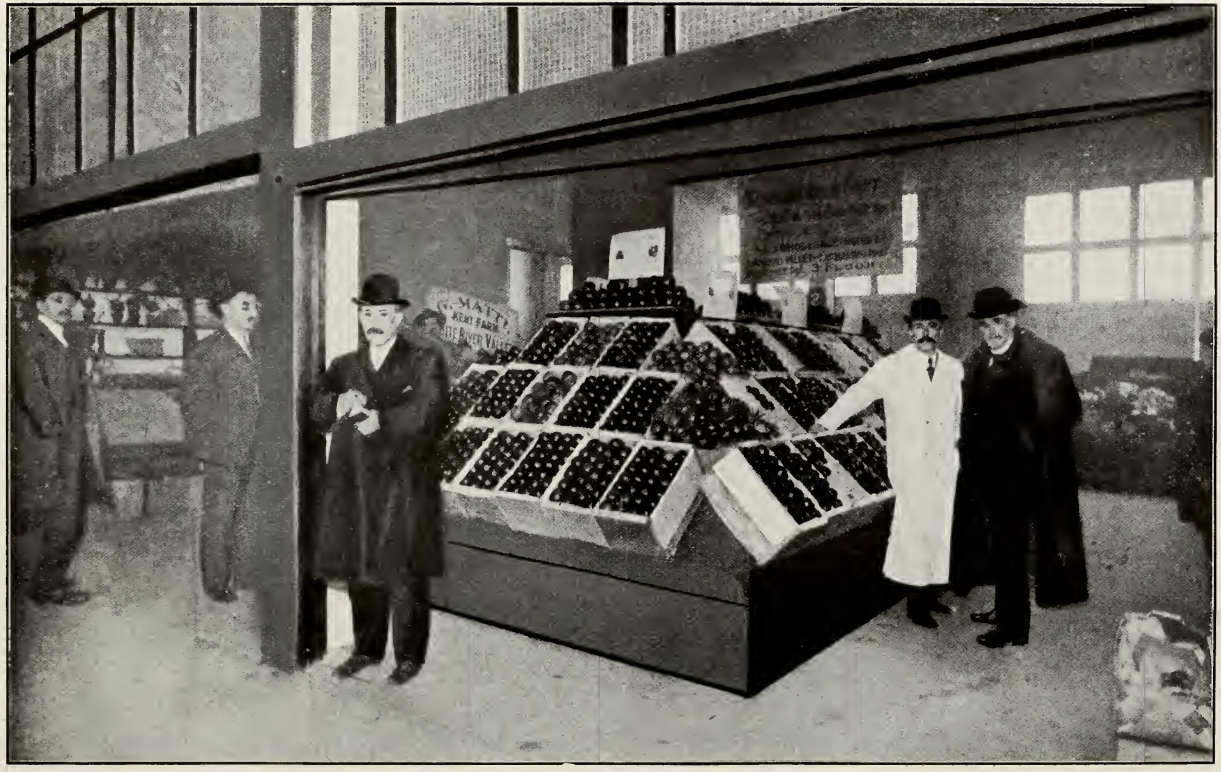
werden, weil das Packhaus unter der Last von vier fertig gepackten Waggonladungen frischen Obstes zusammenzubrechen drohte. Es fehlte an Kühlwagen! Der Mangel an allen Arten von Eisenbahnwagen ist in Zeiten von höchster Geschäftsentwicklung ganz fürchterlich.

Man versendet das frische Obst meist nach Chicago auf die großen Obstversteigerungen und hat dort einen Makler. Seitdem wir uns für die Güte des Obstes und für die Reellität des Versandes ein Renommee im Osten erworben haben, kommen die Käufer und kaufen oft zu festem Preise „f. o. b.", free on board (der Waggons), d. h. sie übernehmen die Waren der Versandstation bereits im Waggon verpackt. Im ersteren Falle wird der Waggon auf „consignement" an die Adresse des Chicagoer Maklerhauses gesandt, die Eisenbahnverwaltung hält uns per Draht jederzeit auf dem laufenden, wo sich der Wagen befindet und ist der Chicagoer Markt am voraussichtlichen Tage der Ankunft des Waggons ungünstig, so kann dieser drahtlich nach einer anderen Stadt geleitet werden. Verschiedene Systeme von Telegraphenschlüssel stehen zur Verfügung.

In bezug auf das Umadressieren aller Waggons haben die amerikanischen Eisenbahnen ein ungemein zweckentsprechendes, leicht bewegliches System.

Die erzielten Versteigerungspreise für jeden Waggon und jeden Teil seines Inhaltes werden ebenfalls sofort gedrahtet. Man ladet die Waggons entweder nur mit einer Frucht, oder sendet einen „gemischten Waggon", also Birnen und Zwetschgen enthaltend.

In den letzten fünf, sechs Jahren hat Payettes Obst, auch seine Melonen und damit Payette selbst, in Chicago und Neuyork einen so guten Ruf beim reellen Obsthandel erhalten, daß viele Käufer zu uns kommen und feste Kaufabschlüsse machen. 1907 z. B. kauften Händler die Apfelernte an den Bäumen ganzer Orchards für eine Pauschalsumme und bezahlten gut. Zu Anfang des Ernteversandes wurden in Neuyork Riesenpreise erzielt. Viele von uns hatten trotz guter Angebote nicht „f. o. b." verkauft, sondern hofften, einen guten Schnitt zu machen. Da kam mitten im Obstversand die Panik. Man glaubte anfangs, der Grund wäre nur eine augenblickliche Geldknappheit, vor allem in Neuyork. Aber Ladungen über Ladungen Goldes von Europa verschlang Neuyork, und die Geldknappheit im Lande wurde nicht besser. Die Firmen in Neuyork und Chicago, denen der Verkauf unserer Apfelernten anvertraut war, hatten angesichts der hohen Preise pro Kiste 1 Dollar Vorschuß gesandt; sie vermin-



Gut gepackte Äpfel in Wenatchee, Wash.
(Ansicht aus „Better fruit", Hood River, Oregon.)

derten ihn sofort auf 50 Cents pro Kiste. Eine Waggonladung nach der anderen wurde in der Hoffnung auf bessere Zeiten dem offenen Markt entzogen und in die großen Kühlräume aufgespeichert und zum großen Teil erst im Frühjahr 1908, und dann auch nicht zu hohen Preisen, verkauft. Es stellte sich das fast Unglaubliche heraus, daß, obwohl der Westen wie alles Neuland größter Barmittel zu seiner Erschließung bedarf, und gesetzlicher Diskont 8—12 Prozent beträgt, fast alle Banken des Westens, große wie kleine, einen großen Teil ihrer Barmittel im Sommer 1908 nach — Neuyork gesandt hatten. Und Neuyork gab für lange Zeit seine Goldbarmittel nicht wieder heraus und die Panik machte sich im Westen auch sehr lange geltend. Praktisch zeigte sie sich bei uns so, daß die Banken einer Stadt „Clearinghouse Certificates" ausgaben. Also einer Fälschung sehr leicht ausgesetzte gedruckte Papierscheine, die selbst die Eisenbahngesellschaften als Zahlungsmittel an den Schaltern vorübergehend durch die Macht der Verhältnisse anzunehmen sich gezwungen sahen. Ich erinnere mich noch, wieviel verschiedene Papiere und Geldsorten ein Herr am Schalter zur Begleichung seiner Fahrkarte dem Beamten aushändigte. Jedem Kontoinhaber wurde täglich nur das Aufnehmen eines ganz geringen Teiles seines Guthabens in bar gestattet, etwa 10 Dollars. Ein Herr in Salt Lake mußte plötzlich mit seiner Frau nach Neuyork verreisen; obgleich er eine große Summe Depositen in der Bank hatte, wurde ihm nicht genug Bargeld zur Bezahlung der Fahrkarten bis Neuyork ausgezahlt. Zustände, wie sie wohl bei der schlimmsten Krise in Deutschland nicht möglich wären.

Infolge von Geleise- und Bahnhofsumbauten zwang die Eisenbahngesellschaft uns, unser großes Packhaus auf unsere Kosten auf einen anderen Platz, den sie uns zuwies, zu verlegen. Das Haus also mußte unter beträchtlichen Kosten auf die Wanderschaft gehen, es wurde auf Walzen gelegt und fortgefahren. Gleichzeitig mit diesem schwierigen Umzug wurde eine abermalige und ganz beträchtliche Vergrößerung des Baues vorgenommen. Die Geschäfte waren so gewachsen, daß wir seit einigen Jahren einen Geschäftsführer, der sich ungemein bewährte, fest gewonnen hatten, während ich bis 1906 die Geschäfte des Schriftführers ehrenamtlich weiter führte. Trotz des Anbaues kam der Tag, da bei einer großen Ernte der Raum viel zu klein war, um das Obst aller Mitglieder packen zu können. Inzwischen war von New-Plymouth nach Payette eine Eisenbahn gebaut. Eines Tages trat ein Nachbar an mich mit der Bitte heran, im Spätsommer 1906,

eine Vereinigung von Apfelzüchtern in der Nähe unserer Besitzungen mit der Absicht ins Leben zu rufen, sofort ein eigenes Packhaus an der neuen Bahn zu bauen, wo die Rübenumladestation† angelegt war. Ich glaubte mich dieser Aufforderung nicht entziehen zu dürfen, obgleich ich das Jahr wie die folgenden keine besonders große Apfelernte zu erwarten hatte. Ich hatte, wie ja anfänglich erwähnt, fünf Apfelsorten gehabt, von denen zwei vorzüglich, die anderen gute waren. Im Jahre 1905 hatte ich mich entschlossen, die Hälfte der Ben-Davis in Jonathan, die Hälfte der Missouri-Pippin in Wine sap umzupfropfen. Damit verkleinerte ich meine Apfelernte und mein Einkommen sogar auf Jahre, aber der Wert der Orchard wuchs um ein Bedeutendes. Mein Nachfolger dürfte nächstes Jahr eine volle Ernte von den 1905 umgepfropften Bäumen haben. Ein Teil der Krone wird umgepfropft, den anderen läßt man zwei Jahre stehen, bis der Neuwuchs den starken Saftandrang aus den alten Wurzeln und dem kräftigen Stamm bewältigen kann. Umgepfropfte Zwetschgen, die ja überhaupt ein schnelleres Wachstum und kürzeres Leben als die Apfelbäume haben, trugen schon 1907, also nach zwei Jahren, einige neue Früchte.

Der Leiter der neuen durch das Payette Valley gebauten Eisenbahn war sehr entgegenkommend in weitsichtigem, wohlverstandenem eigenem Interesse. Wir kauften hart an der Bahn von einem Farmer einen Acre Landes, die Eisenbahn legte uns ein Seitengeleise nach dem Packhaus, zu dessen Unterbau wir die Erdarbeiten selbst geleistet hatten. Wir ließen uns einen kompetenten „Hood-River-man“[1]) kommen (wie man sich in Deutschland z. B. einen „Vierländer“ bei der Neuanlage von Obst- und Gemüsegärten kommen lassen würde). Dieser „Hood-River-man“ leitete zunächst die innere Einrichtung des Packhauses, die in modernster Weise Canvaß (eine Art Segeltuch) statt Fensterscheiben, Packtische usw. aufwies. In wenigen Wochen war der Bau fertig, alles Packmaterial noch trotz der späten Bestellung eingetroffen und der zu hohen Preisen und mit großen Opfern engagierte Hood-River-man lernte nun einen Stamm von Arbeiterinnen — Frauen und Mädchen aus der Nachbarschaft — an. Dies war der Hauptvorteil des kostspieligen Engagements. Ich hatte auf dasselbe von Anfang an gedrungen und mir war kein Preis zu hoch gewesen, trotzdem doch gerade ich bei meinen kleinen Ernten

---

[1]) Hood River, 60 englische Meilen östlich von Portland, Oregon gelegen, ist wegen seiner Äpfel und Erdbeeren rühmlichst bekannt.

Des Landrichters Äpfelpflanzung nahe Boisé.

während der nächsten Jahre Grund hatte, jede unnütze Ausgabe zu scheuen. Aber ich sagte mir, eine Ausgabe, die es ermöglicht, in einem Jahre eine Anzahl Menschen aus der Nachbarschaft mit der besten Apfelpackung auf der Welt bekannt zu machen, kann keine unnütze sein. Interessant war nur bei den der festen Anstellung vorhergehenden langwierigen Verhandlungen, wie verschieden die Auffassung der anderen Farmer war. Zwei waren von Anfang an meiner Ansicht und fest entschlossen, die Dienste des Mannes in Anspruch zu nehmen, koste es, was es wolle. Die anderen Miteigner des „Packhauses" aber hätten dann, da wir sie doch von demselben nicht ausschließen konnten, großen Vorteil ohne jegliche Unkosten gehabt. Ja, zwei Brüder spekulierten direkt darauf, während der eine in unseren Diensten, also unter dem Hood-River-man als Lehrmeister, arbeiten sollte, wollte der andere seine große Ernte in demselben Raume packen lassen! Ich durchschaute diesen Plan sofort und war Angriffen seitens meiner Nachbarn zunächst ausgesetzt, als ich erklärte, ganz auf seiten des „Hood-River-man" und des Landrichters zu stehen, der jenen schon früher fest engagiert und nur unter gewissen für ihn günstigen Bedingungen an uns abtreten wollte. Als jener gemäß seiner Instruktion handelte, fand ich eines Morgens große Aufregung bei meiner Ankunft im Packhaus. Man konnte den Plan jener zwei erwähnten Brüder nicht durchschauen. Aber mit Diplomatie und Ruhe erreichten wir, daß die nötige Erkenntnis kam; der Betreffende trat noch vor der Eröffnung des Hauses aus der Gesellschaft aus; sein Bruder suchte dann keinen Dienst bei uns (!) und es blieb nur noch die nicht leichte Aufgabe, auch die anderen Mitglieder zum Anschluß zu gewinnen. Dies geschah endlich in einer langen Sitzung in meinem Hause, zu der der Landrichter von Boisé gekommen war. Es konnten aber einige absolut nicht über das erste Jahr hinaussehen, sie erblickten nur die großen Mehrkosten, nicht aber den indirekten, großen Vorteil für die Zukunft der ganzen Gegend. Aber schließlich kam alles ins Geleise. Wir waren die erste Vereinigung von ausschließlich Apfelzüchtern im Staate; wir packten streng nach der Hood-River-Methode. Im zweiten Jahre ließ ich in San Francisco eine eigene Etikette mit Äpfeln und den Namen unserer Firma usw. von Künstlerhand anfertigen. Sie läßt, nach kalifornischer Art auf eine Seite jeder Apfelkiste geklebt, von ferne an jedem Ort schon sehen, von wo die Äpfel stammen, und bei einmal befestigtem gutem Ruf den Kenner und den Käufer wissen, daß er beste Ware erhält. Die Sendungen

des ersten Jahres unserer Payette Valley Apple Growers Union Ld. erweckten Aufmerksamkeit in Neuyork. Eine Reihe von erstklassigen Firmen von Neuyork und Chicago traten mit mir in Verhandlung, um unsere Ernte zu kaufen. Ein bekannter Neuyorker Obstkäufer machte auf seiner Reise den Umweg über Payette und suchte auch mich auf meiner Farm auf, um persönlich Fühlung zu nehmen. Unsere junge Vereinigung erhielt auch von der Idaho State Horticultural Association die goldene Medaille für die best gepackten Apfelkisten, die nach $1^1/_4$ Jahr aus dem Kühlraum genommen, sich in gutem Zustande befunden hatten, wie auch auf der Weltausstellung von St. Louis vom Payette Valley Äpfel in Kisten gepackt ausgestellt waren, die den der Ausstellung vorhergehenden Herbst geerntet und nach St. Louis gleich in Kühlräume gesandt waren! Auf dieser Weltausstellung von St. Louis 1904 erhielt ich die silberne Medaille für frische auf Eis gesandte Birnen und Zwetschgen.

Bei dem zur Aufbewahrung in Kühlräumen für längere Zeit bestimmten Obst kommt es, wie schon erwähnt, darauf an, daß die Zeit vom Augenblick des Pflückens bis zu der des Einstellens in den Kühlraum (Kühlwagen) eine möglichst kurze ist. Ein Doppelbild aus Oregon zeigt zwei Kisten mit Birnen, dem Kühlraum entnommen und geöffnet. Die Birnen waren unter den gleichen Bedingungen am selben Tag gepflückt und gepackt, die eine Kiste war sofort, die andere erst zehn Tage später in den Kühlraum gebracht. In letzterer waren alle Birnen verdorben, ein Brei; das Bild der anderen zeigt sie unbeschädigt. Unser Obst aber, wie Pfirsich, Aprikosen, Zwetschgen wird vollständig reif — nicht grün, wie in Europa —, nicht überreif, aber reif gepflückt, verpackt, in Kühlräumen verschickt und kommt nach achttägiger Eisenbahnfahrt wohlschmeckend und reif preiswürdig in Chicago usw. auf den Markt. Wo wäre das in Deutschland der Fall?

Was die Payette Valley Apple Growers Union anbetrifft, so hat sie nur kurz, aber gewiß nicht umsonst gelebt. Nach meinem Fortzug ist ihr Besitz in die Hände eines der Teilnehmer käuflich übergegangen. Die Ernten nehmen an Umfang so zu, daß es nötig wurde, auf jeder der großen Apfelfarmen ein eigenes Packhaus zu bauen. Aber die Arbeit, die für mich bis zum Tag meiner Abreise in den Jahren als Schriftführer eine ganz beträchtliche gewesen, ist nicht umsonst getan. Auf die Gründung des Ortes „Fruitland“ komme ich noch zu sprechen, hier will ich nur erwähnen, daß durch unsere

Richtig gepackte Birnenkisten.

Initiative nun über die ganze Gegend verbreitet Leute wohnen, die vollständig den „Hood River Apple Pack" verstehen, und daß dieser sich die Alleinherrschaft dort angeeignet hat. Das Vorhandensein von Ortsangesessenen, des Packens Kundigen, ist geradezu für eine Obstgegend eine Lebensfrage. Dies führt naturgemäß zur Erwähnung der Arbeiterverhältnisse. Dieselben sind bei uns so schlimm wie irgendwo! Als ich 1895 die große Hopfenernte mitmachte, wurde in der ganzen Gegend außer dem Hopfen und Getreide Mais und wenig Heu geerntet. Dies geschah mit Maschinen und durch gegenseitige Hilfe der wenigen Nachbarn. Zur Hopfenernte waren dagegen viele Menschen nötig und diese kamen aus entlegenen Tälern mit Kind und Kegel für die Zeit nach der Hopfenfarm gezogen, wo sie in Zelten wohnten. Das Leben wurde ihnen und anderen dadurch angenehmer gemacht, daß ihnen ein offener Tanzboden gebaut wurde, und daß die Farmleitung zweimal die Woche abends für Tanzmusik sorgte. Aber für den Fall, daß sich nicht genug Pflücker eingefunden hätten, hatte der Agent der „Indianerreservation" geschrieben, er könne auf Wunsch die nötige Anzahl Indianer für das so einfache Hopfenpflücken senden. Wie wir noch erwähnen werden, hatte sich inzwischen aber in wenigen Jahren der Übergang von der extensivsten zu einer ganz intensiven Landwirtschaft vollzogen. Damit hatte ja die Bevölkerung naturgemäß ganz enorm zugenommen, ebenso aber auch der Bedarf an Erntehilfe. Beides ist jedes Jahr im Steigen begriffen. Wir müssen also bei dem Obstversand jedes Jahr neue Kräfte zum sachgemäßen Packen anlernen. Bei uns bezahlten es einige wenige aus ihrer eigenen Tasche, was dann der ganzen Gegend zugute kam und immer wieder ja auch ihnen selbst, denn je tüchtiger die Bevölkerung, desto höher steigen die Landpreise.

Bei längerem Aufenthalt in Deutschland fällt es mir auf, wie man hier in allen Kreisen und Berufen Hilfe von der Regierung erwartet; es lähmt dies die Initiative des einzelnen, ich beobachte immer wieder eine gewisse Schwerfälligkeit; an der Überhebung der Beamten, an den Auswüchsen der Bureaukratie ist die Bevölkerung selbst schuld. Andererseits ist drüben bei völliger Tatenlosigkeit der Regierung in bezug auf viele öffentliche Unternehmungen und Verbesserungen und Neueinrichtungen der Umstand wieder nachteilig, daß der Enthusiasmus, die Weitsichtigkeit des einen Teiles der Bevölkerung allen denen mit zugute kommt, die aus Indolenz, verkehrtem und übertriebenem Egoismus, Geiz und Kurzsichtigkeit bei keiner das öffent-

liche Wohl betreffenden Angelegenheit mithelfen wollen. Meines Erachtens wäre in Deutschland etwas weniger Inanspruchnahme der Staatshilfe, der Polizei usw. am Platze, in den Vereinigten Staaten dagegen staatliche Initiative erwünscht. Z. B. daß der Kreis als solcher den Bau einer notwendigen Lokalbahn vornehmen dürfe, bei der alle Interessenten, also alle steuerzahlenden Anwohner zu den Lasten beitrügen.

Ist der Obstversand beendet, was sich bei großen Orchards bis in den Dezember hinziehen kann, so ruht die Arbeit in denselben, wie erwähnt, noch nicht. Bei guten Tagen muß schon mit dem Beschneiden, mit dem Abkratzen der alten Borke begonnen, die Bänder† von den seit August angesammelten Würmern gesäubert und von den Stämmen genommen werden, ehe im Frühjahr der Kampf mit Insekten und Pilzen durch Spritzen von neuem aufgenommen wird. Ist die Orchard mit Klee bestellt, so tut man gut, im Herbst den Boden kreuz und quer zu „disken". Nachdem er jedoch vier bis fünf Jahre im Klee gestanden, pflegt man ihn unterzupflügen und dann etliche Jahre „clean culture" auszuüben, d. h. den Boden frei von jeder Saat durch „Kultivieren" in lockerem Zustande zu erhalten, in dem dann auch kein Unkraut aufkommen kann und darf. Je mehr der Boden kultiviert wird, desto weniger bedarf er der künstlichen Bewässerung.

Haben wir über den Obstbau und die Methode des Versandes schon früher gesprochen, so werden wir jetzt hingeleitet auf die wichtige Frage, wie wird die systematische und allgemeine Bekämpfung der Insekten und Pilzplagen seitens des Staates gefördert und erzwungen?

Vierzehntes Kapitel.

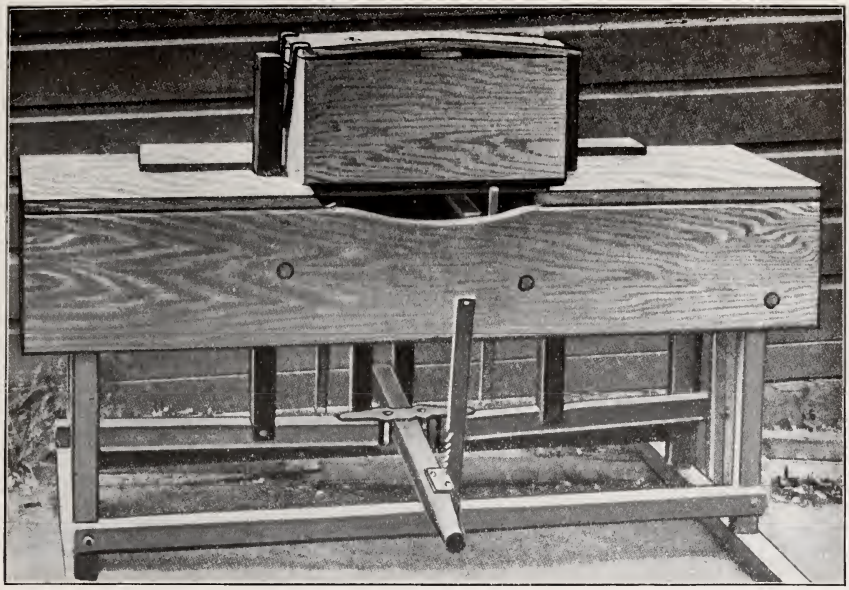
Staatliche Gesetzgebung zum Schutz des Obstbaues im Westen.

Im Januar 1897 tagte in Idahos Hauptstadt die gesetzgebende Körperschaft. Ich fuhr nach Boisé hinüber, um zu versuchen, dieselbe für Beteiligung des Staates Idaho an der internationalen Gartenbauausstellung in Hamburg zu interessieren. Man verwies mich zunächst auf die State Idaho Horticultural[1]) Society[2]), die gerade an dem Tage ihre Jahresversammlung abhielt. Ich traf 10—20 am

[1]) „Horticultural" vom lateinischen hortus = Garten, „auf Obst bezügliches".
[2]) „Society" und „Association" zwei Benennungen für „Gesellschaft".

Eine Preſſe für Obſtkiſten.
(Aus: „Better fruit".)

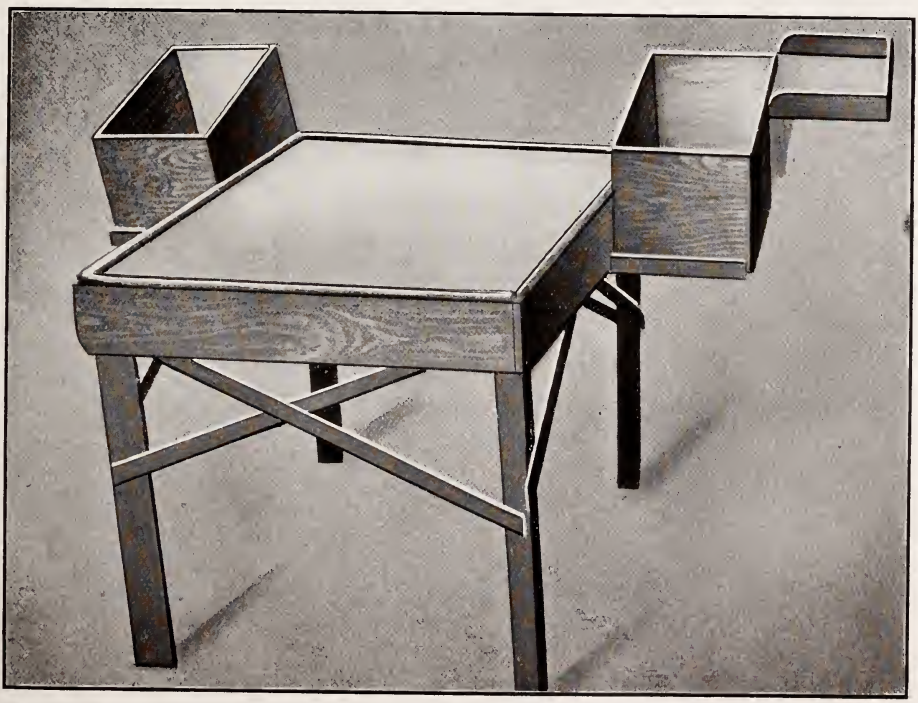
Eine andere Preſſe für Obſtkiſten.



Eine in Hood River, Oregon, meist gebräuchliche Presse für Obstkisten.

Parkers rotierender Pack-Apparat. Hood-River.
(Aus: „Better fruit".)

Eine dem Verfasser Herbst 1908 mit dem Vermerk: „Äpfel-Einladen auf Eiffe-Station" zugesandte Postkarte.
(Die Früchte sind Wasser-Melonen.)



Ein im Westen gebräuchlicher Packtisch für Äpfel und Birnen.
(„Better fruit", Hood River, Oregon, entnommen.)

Obstbau interessierte Herren, die meinen Ausführungen mit Aufmerksamkeit folgten. Sie rieten mir aber, ebenso wie Gouverneur Steunenberg (von dessen Ermordung 1905 später die Rede sein wird), deswegen von meinem Plan abzustehen, weil die gesetzgebende Körperschaft, namentlich das Unterhaus† von einer ganz kurzsichtigen und engherzigen Mehrheit beherrscht sei, die nur einen Grundsatz: „Sparen", verfolge. Sie habe soeben eine staatliche Beihilfe zur Beschickung der Ausstellung in Omaha abgelehnt und ein weiterer Versuch sei gänzlich nutzlos. So reiste ich unverrichteter Sache zurück. Damals, im Januar, noch ganz unerwartet, sah ich dann im Herbst dieses Jahres die von Amerika beschickte Obstausstellung in Hamburg und bedauerte angesichts derselben von neuem, daß wir Idahos mustergültiges Obst nicht vorgeführt hatten. Heute würden mehr Menschen in Europa den Staat Idaho kennen! Kalifornien hatte eine glänzende Ausstellung geliefert von — Eingemachtem in den bekannten, besonders geschliffenen Gläsern, in denen die Frucht an Größe zugenommen zu haben scheint — von Gräsern und Getreidehalmen und — von Photographien! Frisches Obst hatte es nicht gesandt. Es hieß, der Dampfer sei nicht rechtzeitig eingetroffen! Dagegen war das Obst von Rochester, Neuyork zum größten Teil in verfaultem, weil durch Holzwollpackung überhitztem Zustande angekommen. Ein trauriger Anblick! Schon damals hätte Idaho durch den „Western Pack" Aufsehen machen können, da es schon einige wenige Obstzüchter gab, die ihr Geschäft verstanden. Im großen und ganzen freilich waren die alten Orchards, von den ersten Ansiedlern in den 60er und 70er Jahren vor allem nahe Boisé gepflanzt, in vernachlässigtem Zustande. Die Besitzer waren im besten Falle nur im Nebenamt Obstzüchter, meist nicht einmal das, sondern behielten die Orchards in der berechtigten Hoffnung auf steigende Landpreise.

Wir wissen, man kann der gefährlichen Insekten- und Pilzplagen nur durch systematischen, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Kampf und nur mit großen Kosten Herr werden. Sonst werden die Plagen Vernichter der Orchards. Das war damals meist der Fall. Mitte der 90er Jahre waren nun eine große Anzahl junger Orchards von Neuankömmlingen gepflanzt. Mit dem Wachsen jener erweiterte sich die Erkenntnis dieser, daß nur zweierlei Zweck habe. Entweder der: eine vernunftgemäße Obstzucht mit planmäßiger Bekämpfung aller Obstfeinde oder Vernichten der Orchards und Benutzung des Bodens zu anderen Zwecken. Es wurde uns aber ferner klar, daß

der Kampf nur dann erfolgreich sein konnte, wenn er von allen gleichmäßig aufgenommen würde. Bis dies gesetzlich erzwungen worden war, konnten unsere besten Anstrengungen nicht von Erfolg gekrönt werden. Einige wenige Bäume, als Brutstätte der San José Scale, ungestört gelassen, vermögen die Ausrottung derselben in der weiten Nachbarschaft zu verhindern. Wie schon an früherer Stelle bemerkt, übertragen allein die Vögel, von einem Baum zum andern fliegend, in ihren Füßchen die Laus. Kurzum, wir Obstzüchter forderten vom Staate Schutz zur Durchführung unserer Bestrebungen, pestfreies, tadelloses Obst in Idaho zu ziehen und ruhten nicht, bis unsere Gesetzgebung all unsere Forderungen erfüllt hatte!

Ursprünglich wurde eine „State Board of Horticultural Inspection" geschaffen als oberste, unmittelbar dem Gouverneur unterstehende Behörde. Der Direktor der landwirtschaftlichen Versuchsstation und der Professor der Landwirtschaft an der Universität waren „von Amts wegen" Mitglieder, die anderen drei wurden vom Gouverneur ernannt, und zwar auf Empfehlung der „State Idaho Horticultural Society". Der Gouverneur war aber nicht verpflichtet, die Empfehlung zu beachten. Dieser „Horticultural Board" ernannte seinerseits den Staats-Frucht-Inspektor und dessen Untergebene, die Distrikt-Inspektoren. Der „Horticultural Board" wählte seinen Präsidenten jedesmal auf zwei Jahre, sowie seinen Schriftführer, welch letzterer für seine Dienste ein festes Gehalt bezog, die anderen Mitglieder bezogen nur Reise- und Tagegelder. Jahrelang hatte eine Klique von Politikern diese Macht inne, die, selbst im Besitze großer Orchards, gewiß ein Interesse an einer systematischen Bekämpfung der Obstplagen hätten haben sollen. Der Präsident des „Boards" und der langjährige Staats-Inspektor waren und sind große Busenfreunde, gerissene und gewiegte Politiker. Der Staats-Inspektor jedoch förderte nicht unsere Bestrebungen nach Vervollkommnung der gesetzlichen Befugnisse. Ehe ich sein Doppelspiel erkannte, trat ich auf einer Versammlung der Horticultural Society den Ränken für seinen Sturz entgegen. Dieselben waren von Obstzüchtern angezettelt, die seine Beseitigung anstrebten, um weiter ihre Orchards vernachlässigen zu können und gefährliche Brutherde für die ganze Gegend bleiben zu lassen.

Mein Kampf gegen jene und für den Staats-Inspektor wurde mir sehr verdacht, geschah aber im guten Glauben und aus selbstverständlicher Pflicht heraus. Fast wie durch einen Zufall wurde mir bei einer späteren Jahresversammlung klar, wes Geistes Kind

jener Mann selbst sei: In selbstsüchtigem Interesse und aus persönlichen Gründen mißbrauchte er seinen Einfluß auf den Horticultural Board, um die Berufung eines tatkräftigen, unabhängigen und kompetenten Geschäftsmannes in ein Komitee zur Wahrung unserer Verkehrsinteressen den Transportgesellschaften gegenüber zu verhindern. Dies Moment öffnete mir die Augen über ihn. Es war ihm inzwischen eine günstige Privatstelle angeboten, er verließ den Staatsdienst, wußte es aber so schlau einzurichten, daß er Mitglied seiner früheren, vorgesetzten Behörde und zugleich Schriftführer derselben mit einem guten Gehalt wurde. Letzteres stand nicht im Verhältnis zu den Leistungen, die dieses Amt erforderte. Er war der ausschlaggebende Faktor in Ernennung der Distrikt-Frucht-Inspektoren. Wir hatten wiederholt Beschwerde geführt über den unseres Bezirks, weil er taktlos und parteiisch verfuhr. Wir gingen beschwerdeführend zu dem von „Mormonen Gnaden" erwählten Gouverneur. Er sagte uns, solange das Gesetz ihm nicht mehr Macht gäbe, könne er auf die Ernennungen des Horticultural Boards keinen Einfluß ausüben, er kenne aber ja den betreffenden früheren Staats-Inspektor, jetzt Board-Sekretär genügend, und was unseren Bezirks-Inspektor anbeträfe, so wäre er der Ansicht, wenn er derartig unbeliebt wäre, so müsse der Bevölkerung ein anderer gegeben werden. In vollem Vertrauen, der Gouverneur würde also im nächsten Frühjahr bei den Neuernennungen seiner vertraulich geäußerten Ansicht praktisch Ausdruck verleihen, verließ ich die Amtsstube des Gouverneurs und berichteten wir dementsprechend.

Im folgenden Winter tagte wieder Idahos Parlament (alle zwei Jahre, Januar-Februar). Wir bereiteten für dasselbe strengere und weniger zweideutige Ausführungsbestimmungen für das Horticultural-Gesetz vor. Seine Fassung war bisher so jesuitisch, daß es z. B. keinen Obstzüchter zwingen konnte, für die Vernichtung der Codling-moth und ihrer Larven zu spritzen! Der Wortlaut des Gesetzes war das Werk jenes Mannes und seiner Helfershelfer gewesen. Einige von uns Obstzüchtern, unter ihnen der bedeutendste der Distrikt-Richter in Boisé (etwa unserem Landrichter entsprechend) hatten mehrfach eingehende Beratungen. Sie wurden dann der „State Idaho Horticultural Association" zur Annahme vorgelegt. Die alte Horticultural Society hatten wir in den vorhergehenden Jahren gänzlich neu gestaltet als „Association" eintragen lassen und zu einem Leben schaffenden Faktor heraufgebracht. Angesichts der Parlamentstagung

1906 war schon 1905 auf der Jahresversammlung Ende Januar in Caldwell auf meinen Antrag die nächste Jahresversammlung auf die letzte Dezemberwoche desselben Jahres 1905 festgesetzt worden, um die Änderungsanträge vor Beginn des Parlaments beraten zu können. Mehrere sehr drastische Maßregeln wurden von den Interessenten zur Eingabe an das Parlament befürwortet. Die Forderungen gipfelten in folgendem: 1. Gesetzlicher Zwang zur Vernichtung „eradicate and destroy" schädlicher Pest und schädlicher Insekten, ihrer Eier und Larven; 2. gesetzliches Verbot des Verkaufes irgend mit derselben behafteten Obstes, selbst von Nachbar zu Nachbar; es sei denn, es werde das Obst innerhalb des Staates lediglich zur Fabrikation von „byeproducts", Nebenprodukten der Obstzucht verwandt (Essig, Marmeladen, Apfelwein, kurzum, für ein Verfahren, das alle Ansteckungs- und Verbreitungsmöglichkeiten verhindert).

Mit der einmütigen Befürwortung der Hauptinteressenten galt es nun, bis zur Beratung der Vorlage unter den Parlamentsmitgliedern aufklärend zu wirken. Ich ging wiederum, und zwar im ganzen auf zwei Wochen nach Boisé und beteiligte mich an dieser Arbeit. Wir fügten der Vorlage noch einen Punkt ein.

Im vorhergegangenen Sommer hatte ja der Gouverneur uns gesagt, er könne auf die Maßnahmen des „Horticultural Board" offiziell so lange keinen Einfluß ausüben, als das Gesetz nicht einwandfrei zum Ausdruck bringe, daß der Gouverneur den Board selbständig zu ernennen habe und damit Gerichtsherrschaft über ihn gewänne. Er hatte uns achselzuckend versichert, zu einer Beschwerdeführung über den Horticultural Board an den Gouverneur gäbe das Gesetz keine Handhabe. Wir ließen also in der Vorlage das Wort „auf Empfehlung der State Idaho Horticultural Association" aus. Wir waren dabei der irrigen Ansicht, 1. der Gouverneur würde pflichtgetreu genug sein, nur im Interesse der Obstzucht die Auswahl bei Ernennung des Horticultural Board zu treffen, ohne Rücksicht vor allem auf politische Gesichtspunkte, 2. die Änderung des Gesetzes würde eine gänzliche Neubesetzung des Boards zur Folge haben, nicht nur des Sitzes des nach dreijährigem Turnus ausscheidenden Mitgliedes. In beiden Punkten irrten wir freilich, wie sich nachher zeigte.

Das Gesetz war mit den Abänderungsvorschlägen bereits im „Unterhaus" angenommen. Der frühere Staats-Inspektor und jetzige Schriftführer des Boards war in letzter Stunde in Boisé eingetroffen und begann unter den Mitgliedern des Unterhauses gegen die Annahme

zu arbeiten. Da erhob sich ein Freund unserer Bestrebungen, beantragte beim Unterhaus-Präsidenten (einem Mormonen) unter „Aufhebung der Hausregel" die sofortige Beratung der Vorlage. Der Antrag wurde bewilligt; jenem Horticultural Board-Sekretär — nennen Wir ihn Mr. Mac X. war es nur gelungen, zwei Mitglieder zu veranlassen, gegen die Vorlage zu stimmen. Nun aber suchte er unter den Senatoren zu arbeiten. Mittags treffen mein Haupt-Mitarbeiter, ein Boisé-Geschäftsmann (unter anderem Engros-Obstversender), und ich in der Hotelvorhalle† einige Senatoren. Sie erklären, zu unserem größten Erstaunen, sie würden gegen das Gesetz stimmen. Mac X. habe ihnen soeben gesagt, die Annahme der Vorlage würde dem „armen Manne" schaden. Bei dieser nichtswürdigen Ausnutzung aber des sozialen Momentes „Schutz dem armen Manne" für selbstsüchtige Interessen entfährt mir das Wort: „Mac X. is a d'....d liar and I can prove it!", der mir bisher unbekannte Senator D., ein Mormone, sieht mich groß an und erwidert nur ruhig: „Ich kenne bisher Mr. Mac X. nur als Gentleman."

Mit der Überzeugung, die für eine gute Sache kämpft, setzen wir den Herren unsere Auffassung der Sache auseinander. Wir hatten ja die Schliche der Gegenpartei nun erkannt und konnten ihnen begegnen. Vor allem konnten wir die Beweggründe jener Klique ans Licht ziehen. Der Präsident des Horticultural Boards sowohl wie Mac X., der Sekretär, hatten selbst unweit der Stadt Boisé völlig verseuchte Orchards. Die Annahme der Gesetzesvorlage bedeutete für jene also sehr viel! Mich hatte mein Gesinnungsgenosse kurz vor dieser Episode auf seine Kosten zu Mac X.'s Orchard hinausgefahren und einen Fachmann mitgenommen. Er hatte eine Flasche Sekt für jeden Baum oder Strauch in jener Orchard versprochen, der nicht mit „San José Scale" behaftet sei. Trotz eifrigen Suchens fand ich nicht einen einzigen lausfreien! Einen so vernachlässigten Zustand hatte ich nicht erwartet. Er gab den Schlüssel zu dem jahrelangen Doppelspiel jenes gerissenen und gewissenlosen Mannes.

Mein Gesinnungsgenosse, mit dem mich seit dieser gemeinsamen Arbeit eine herzliche Freundschaft verbindet, bot allen Senatoren an, sie zu jener Orchard hinauszunehmen, um den Beweis seiner Behauptung zu erbringen. Diese Mitteilungen jedoch genügten für die Mehrzahl der Senatoren, um die Beweggründe persönlicher Art zu durchschauen, die die Opposition leiteten. Der Gouverneur persönlich an der Vorlage interessiert, da sie seine Machtbefugnisse

über den Horticultural Board erweiterte, benutzte seinen Einfluß auf die Mormonen unter den Senatoren und die Vorlage wurde Gesetz. Senator D. erklärte meinem Streitgenossen, er solle seinem Freunde sagen, die Mormonen hätten der Vorlage zum Sieg verholfen. Und so war es in der Tat! Wir aber wollten unseren Augen nicht trauen, als wir einige Wochen später die Nachricht lasen, der Gouverneur habe jenen Mac X. von neuem als seinen eigenen Nachfolger im Horticultural Board ernannt, so daß zunächst in der Personenfrage alles beim alten blieb. Wir wenige, die wir dafür gesorgt, daß dem Gouverneur die größere Macht bei der Ernennung gegeben würde, sahen zu unserer Entrüstung und Beschämung ein, welchen Fehler wir begangen. Wir hatten mit der Annahme gerechnet, ein Gouverneur von Idaho würde sein Wort halten, würde die ihm anvertrauten Staatsinteressen bei der Berufung von Männern in die wichtigen Ämter berücksichtigen, deren Verwaltung für eine der Hauptindustrien des jungen Staates von so einschneidender Bedeutung sind. Der Gouverneur aber hatte uns zum Narren gehabt und handelte abhängig von seinen politischen Freunden und Helfershelfern. Wir zogen daraus unsere Lehren und eine Herzensfreude war es mir, als ich vor einigen Monaten die 1909 Gesetz gewordene Abänderung erfuhr, die die Organisation des Horticultural Board betrifft. Die von der Regierung abhängigen Professoren sind nicht mehr „von Amts wegen" Mitglieder, der Gouverneur muß aber alle fünf von der „State Idaho Horticultural Association", also von den Obstinteressenten selbst, Vorgeschlagenen Mitgliedern dieser Behörde ernennen.

Wieder einmal hat der Geist, der stets das Böse will und stets das Gute schafft, diesmal durch den Gouverneur, uns geholfen. Denn er hatte uns die Augen geöffnet und die 1909 zum Abschluß gebrachte klare Regelung der Verhältnisse ermöglicht. Dann aber hatte des Gouverneurs persönliches und unlauteres Interesse an dem einen und unwichtigeren Punkte uns seinen Einfluß zur Durchbringung der ganzen Vorlage verschafft, die viel wichtigere und mehr einschneidende Punkte enthielt.

In der Anlage werde ich das ganze Gesetz in Englisch bringen. Es ist wohl das erste so strenge Gesetz in den Vereinigten Staaten. Es verbietet den Verkauf z. B. wurmstichigen und mit San José Scale behafteten Obstes, selbst von einem Nachbar zum andern. Diese scharfe Bestimmung hielten wir für unbedingt nötig. Durch das Verbringen kranken Obstes wird die Verbreitung der Plage befördert und nach

Plätzen und Gegenden ermöglicht, die vorher seuchefrei waren. Schon bei der Versammlung der „N. West fruit growers Association" in Boisé 1905 hatte uns einer der Hood River-Herren gesagt, in bezug auf Versandmethoden stünden sie, die Hood River-Leute, auf der Spitze der Leiter, in bezug auf gesetzgeberischen Schutz befände sich Oregon im Gegensatz zu Idaho noch auf ihrer untersten Stufe. In der Beziehung seien wir in Idaho schon viel weiter. Inzwischen haben wir unentwegt an der Vervollkommnung gearbeitet, aber auch unser Mutterstaat Oregon hat jetzt dieselben scharfen Maßregeln gesetzlich festgelegt. Kanada dagegen und Britisch-Kolumbien waren allen viel früher mit gutem Beispiel vorangegangen. Schon 1905 überzeugte ich mich im Fruchtschuppen des Hamburger Hafens, wieviel besser und reeller das aus Kanada eingetroffene Obst in Fässern war als das aus dem Osten der Vereinigten Staaten stammende. Diese meine Beobachtung bestätigten die Engrosfruchthändler. Sie sagten mir, sie hätten viel lieber mit dem kanadischen Obst zu tun, bedauerten nur, daß nicht mehr in Kisten gepacktes Obst aus dem Westen nach Hamburg käme, von dem eben jeder Apfel garantiert wird!

Unsere radikale Vorlage war 1906 Gesetz geworden. Aber noch durften wir nicht auf unseren Lorbeeren ausruhen. Bei der straffen Durchführung des Gesetzes entstand uns von zwei Seiten starke Opposition. Die vom Publikum ausgehende war weniger erstaunlich, als die von den zu seiner Durchführung bestellten und bestallten Beamten, den Frucht-Inspektoren!

Früher hatten Leute sich für einen Dollar aus vielen Orchards eine ganze Wagenladung wurmstichigen Obstes — meist Fallobst — aufladen können. Sie hatten die Äpfel dann zu Hause sortiert. Diejenigen, die sich nicht lange hielten, wurden gleich eingemacht (wir machen ausgangs Winter, wenn man leer gewordene Gläser hat, auch Apfelmus ein). Die übrigen dienten als Wintervorräte. Mit diesen Wagenladungen, die in die weitere Nachbarschaft gingen, wanderten eben Codling-moth-Larven und San José Scale usw. ungehindert mit! Dies mußte natürlich aufhören. Darüber großer Unwille. Dann konnten Kaufleute und Krämer kein minderwertiges Obst mehr von Farmern in Tausch nehmen, die ihnen schuldeten und die sich nicht auf der Höhe befanden, nur tadelloses Obst zu ziehen. Ferner versagte kinderreichen Familien in der Stadt die Quelle, sehr billig den Apfelvorrat zu erwerben. Bei all diesen Leuten war also eine Opposition schon verständlich und eine Aufklärung notwendig.

Sie brachte denn auch die gewünschten Erfolge und heute hört man keine Klagen mehr über unser Gesetz!

Im Herbst 1907 war in Idaho eine große Obsternte. Es kamen Käufer aus Neuyork und anderen großen Handelszentren. U. a. hatte ein Engroshändler aus Chicago die ganze Ernte am Baum von einer Orchard für eine Pauschalsumme gekauft. Er hatte ein Interesse daran, möglichst alle Äpfel zu verwerten; der gute Ruf Payettes war ihm natürlich ganz gleichgültig. Er übertrat nun das Gesetz nach jeder Richtung; für sein bestes Obst gab er als Herkunftsort einen bekannten Namen Colorados an. Er versandte das wurmstichigste und mit San José Scale behaftetste Obst — unter den Augen des bezahlten Frucht-Inspektors. Das fehlerhafteste Obst wurde als Ia-Qualität bezeichnet und von Payette versandt. Allgemeiner Unwille entstand in Payette und Fruitland seitens der ansässigen Obstinteressenten, die peinlichst den Bestimmungen des Gesetzes nachzukommen suchten. Man trat zu Beratungen zusammen. Alle waren sich einig, daß es nach seinem Verhalten im Frühjahre nutzlos wäre, den Gouverneur um Einschreiten gegen die pflichtvergessenen Beamten zu ersuchen. Endlich sah sich der Staats-Inspektor infolge der scharfen Erregung der Obst ziehenden Bevölkerung gezwungen, einen Waggon in Beschlag zu nehmen. Er hatte freilich bewußt ungesetzlicherweise mehrere Waggons fortgehen lassen.

Noch pflichtvergessener erschien im kommenden Winter des Board-Sekretär Mac X.'s Handlungsweise bzw. Unterlassungssünde in Twin-Falls in Süd-Ost-Idaho. Twin-Falls hat durch eine der größten Dammanlagen, die zu Bewässerungszwecken in den Vereinigten Staaten bestehen, sein Gelände vor einigen Jahren der Bebauung durch Hilfe der Bundesregierung erschlossen. Es sind bereits große Flächen mit Obstbäumen bepflanzt, die jetzt schon die ersten Ernten bringen werden. Ganz abgeschieden von anderen Obstkulturstätten wäre die Möglichkeit vorhanden gewesen, mit Hilfe der strengen Handhabung unseres Gesetzes alle Obstpest für lange von jener Gegend fernzuhalten. Aber unter den Augen seines wohlbezahlten Beamten wurde in Twin-Falls im Winter nach Annahme des Gesetzes pestbehaftetes Obst in den Schaufenstern feil gehalten! Hierauf bezüglichen Vorstellungen antwortete er einfach: Die Gelder für die Inspektion seien aufgebraucht. In den weniger wichtigen Distrikten sind Obstinspektoren nicht für das ganze Jahr, sondern nur für gewisse Zeiten angestellt. Er aber hatte Jahresgehalt und brauchte in seiner amtlichen Eigenschaft nur

einen Antrag bei Gericht zu stellen, die Gesetzesübertreter zur Verantwortung zu ziehen, wozu keine Geldmittel nötig waren. Es wurde nachher von maßgebender Seite bedauert, daß man nicht kurzen Prozeß gemacht und ihn selbst wegen Nichterfüllung seiner beschworenen Amtspflichten hatte verhaften lassen. Uns bot auch dies Vorkommnis willkommenen Stoff für die Jahresversammlung der S. J. Hort. Association; für diese war als Hauptaufgabe die Aufklärung der weitesten Bevölkerung über die Zweckmäßigkeit des neuen Gesetzes gestellt worden.

Zu meiner großen Freude war mir am Hauptabend der Bericht übertragen worden. Er enthält alles für und gegen. Da die ganze gesetzliche Handhabung der Obstzucht mit den immer zunehmenden Plagen auch in Deutschland größere Beachtung verdient, werde ich meinen Vortrag in der Übersetzung wiedergeben.

Freie Übersetzung meiner Rede.

Das Inkrafttreten dieses Gesetzes war der erste Schritt, der unternommen wurde, um Idahos Obst-Industrie gesetzlichen Schutz zu geben.

Das Gesetz schuf den „State Board of Horticultural Inspection" und setzte dessen Pflichten fest. Es bestimmt 5250 Dollars jährlich für die Bestreitung der Unkosten. Das Gesetz bestand zum Teil in dem Verbot, daß mit Krankheiten und Schädlingen behaftete Bäume, Büsche Reiser usw. verschenkt, verkauft, verbreitet, befördert oder gepflanzt würden. Es enthielt Angabe von Maßregeln zur Desinfektion oder Vernichtung solcher behafteten Bäume usw. und setzte Strafen für die Gesetzes-Übertretung fest.

Das erste Gesetz bestimmte schon wörtlich:

„Der Inspektor soll die betreffende Person oder die betreffenden Personen veranlassen, besagte, gefährliche Pest oder Insekten oder deren Eier und Larven zu vernichten, und zwar in einer von Fall zu Fall festzusetzenden bestimmten Frist." Im Weigerungsfall gab ein weiterer Paragraph dem Inspektor das Recht, diese Vernichtung selbst vorzunehmen. Auch schon in diesem ersten Gesetz fand sich die Bestimmung: „Jedermann, der Obst oder Obstbäume versendet, muß an jeder Sendung eine deutliche Bezeichnung anbringen, die den Namen und den Ursprungsort des Produktes und den Namen dessen, der es versendet, angibt."

Diese Gesetzesbestimmung, meine Damen und Herren, ist gelegentlich vieler Waggonsendungen verletzt worden, und zwar mit Wissen des „Horticultural Board" und bis zur jüngsten Gegenwart.

§ 12 verbietet den Verkauf oder das Feilhalten zum Verkauf von Obst oder andern versandfähigen Gärtnereierzeugnissen von irgendeiner Art, die mit gefährlichen Insekten oder deren Eiern oder mit gefährlichen Pilzen oder andern Krankheiten behaftet sind. Es bestimmt eine Strafe von mindestens 25 Dollars bis zur Höhe von 500 Dollars.

Und dies sogar für jene, welche die vorgeschriebene Bezeichnung anzubringen sich weigern oder sie aus Nachlässigkeit unterlassen.

Wir sehen, dies erste Gesetz ist bereits sehr vollständig. Ich glaube, wir würden hier keine Verbesserungen und Zusätze verlangt haben, wenn diesem Gesetz von Anfang an Geltung verschafft worden wäre, und zwar in der gesamten Obstzone unseres Staates gleichmäßig und unparteiisch und mit dem rechten Geist.

Aus dem neuen Gesetz von 1903 ist hervorzuheben, daß der Gehalt des „Board-Secretairs" von 250 Dollars auf 350 Dollars erhöht wurde. Eine große Verbesserung enthält die Bestimmung, alle aus der Gesetzesübertretung entstehenden staatlichen Unkosten müssen von denen getragen werden, die sich gegen das Gesetz vergangen haben.

Sehr beachtenswert ist eine fernere Bestimmung, welche den reellen Obstbaumschulbesitzern wie deren Kunden Schutz gewährt. Jeder Baumschulbesitzer muß dem Horticultural Board „bonds" (Kaution) geben, muß eingeführte Sendungen unter gewissen Bedingungen räuchern.

Die Bestimmung: „auf jeder Sendung (Kiste usw.) den Namen des Produktes und des Versenders zu bezeichnen", wurde durch die Erweiterung verbessert: Die Bezeichnung muß die Art und die Qualität des Erzeugnisses, den Namen des Züchters und des Versenders enthalten, während die Worte: „der Name des Herkunftsortes" unverändert stehen blieben.

Auf der Jahresversammlung der State Horticultural Association Dezember 1906 wurde die Angelegenheit eingehend besprochen, die Wünsche der Gesellschaft zusammengefaßt und ein Ausschuß ernannt, welcher diese der gesetzgebenden Körperschaft zu unterbreiten hatte. Von ihr wurde zunächst der Wunsch geltend gemacht, eine Fassung zu finden, die dem Gouverneur das unzweifelhafte und alleinige Ernennungsrecht des Horticultural Board gab. Es wurde von maßgebender Seite ausgeführt, das Gesetz müsse Kopf und Schwanz haben. Der Gouverneur müsse gesetzlich für die Handlungen des Horticultural Board verantwortlich sein.

Wir gingen hierbei von der Erwägung aus, wir in Idaho würden stets einen Gouverneur haben, der die Bedeutung unserer Obstindustrie für den Staat zu beurteilen verstünde, und folglich die geeigneten Männer für den Horticultural Board ernennen würde, ohne Rücksicht auf politische Gesichtspunkte und auf Politiker. Unser Vorschlag wurde Gesetz. Jetzt ist der Gouverneur moralisch und gesetzlich verantwortlich für die Handlungen dieser Behörde.

Die Hauptsache war für uns aber das gesetzliche Verbot des Verkaufes wurmstichigen Obstes.

Diesen Hauptpunkt, meine Damen und Herren, den die letztjährige Tagung unserer gesetzgebenden Körperschaften dem früheren Gesetz hinzufügte, finden wir in § 22. Er lautet: „Es soll ungesetzlich sein, irgendwelches Obst zu verkaufen, feilzuhalten usw., welches mit San José Scale oder mit der Larve der Codling-moth behaftet gewesen ist. Und

die Tatsache, daß solches Obst die Merkmale der San José Scale trägt oder daß es von den Larven der Codling-moth wurmstichig ist, soll als genügender Beweis gelten, daß erwähntes Obst infiziert gilt im Sinne dieses Gesetzes."

Dieser Gesetzesparagraph verbietet Kauf und Verkauf von frischem, wurmstichigem Obst in Idaho zum Gebrauch als solches.

Es fährt fort in bezug auf den Kauf und Verkauf von Obst als „Nebenerzeugnis", also als Verwendung zu Fabrikzwecken (Essig, Jam, Gelee u. a.). „Nichts in diesem Paragraph soll so ausgelegt werden, daß es die Benutzung solch infizierten Obstes zur Herstellung als „Nebenerzeugnis" ausschließt, wenn es als frisches Obst nicht gepackt, verkauft, versandt, aufgestapelt oder zum Verkaufen feilgehalten und angeboten worden ist."

Sie haben ein Interesse daran, verehrte Anwesende, zu erfahren, ob wir diese Gesetzesvorlage glatt in den Hafen der Gesetzesgeltung durch Parlamentsbeschluß brachten (if we had a smooth sailing in getting this House bill enacted).

Jetzt folgt die Schilderung der Ereignisse, die ich hier vorweg berichtet habe. Ich schloß diesen Abschnitt mit den Worten: „Sie sehen, wir hatten kein glattes Segeln. Im Gegenteil, wir hatten einer Opposition von einer Seite zu begegnen, die nur derjenige begreifen kann, der mit den eigentümlichen Verhältnissen bekannt ist, die in Idaho in Kreisen der Obstindustrie bestehen. Aber trotz der offiziellen Opposition gewann der Obstzüchter, der Steuern zahlt, nicht der, der als Obstbeamter ein Gehalt bezieht.

Wer hat nun ein Interesse an diesem radikalen Gesetz?

Zunächst der Obstzüchter, und zwar aus zwei Gründen.

Wer das Leben der Codling-moth studiert und wer dank der wunderbaren Arbeit Dr. Balls sie erfolgreich bekämpft hat, weiß, wie durchaus notwendig die strikte Durchführung des Gesetzes ist, wenn der ganze Obstdistrikt von der Codling-moth und ihren Würmern befreit werden und befreit bleiben soll. Wer aber noch so unwissend ist, daß er glaubt, alle Würmer seien so freundlich, vor der Pflückzeit das Obst zu verlassen, dessen Beweiskraft dürfte bei der denkenden Öffentlichkeit nicht viel Gewicht haben.

Wenn dies Gesetz bis aufs Tüpfelchen durchgeführt wird, dann wird es sich für den gewissenlosen, unehrenhaften und selbstsüchtigen Mann nicht mehr bezahlt machen, einen wurmstichigen Apfel zu ziehen und somit seines Nachbars Geld und wertvolle Zeit zu stehlen, der in seinem eigenen Interesse und dem der Allgemeinheit die Plage bekämpft.

Zweitens ist dies Gesetz dem Obstzüchter von Nutzen, weil er den Ruf von Idahos Obst auf dem Weltmarkt vermehrt. Ist es nötig, daß ich dies noch weiter ausführe?

Und ist es nicht genügend, wenn ich die unbestreitbare Tatsache einfach feststelle, daß jeder zuverlässige, reelle, ehrenhafte Geschäftsmann

und Obsthändler an der genauen Durchführung dieser Paragraphen interessiert ist?

Die bloße Tatsache, daß das Inkrafttreten dieses Idaho-Gesetzes überall in den Vereinigten Staaten unter den Obstkaufleuten bekannt geworden ist, hat dies Jahr mehr Obstkäufer nach Idaho gebracht als je zuvor.

Aber wie steht es mit dem Konsumenten?

Wer Geschichte kennt, wird meiner Versicherung beipflichten, daß nur zu oft gewissenlose, heuchlerische, selbstsüchtige Demagogen ihr angebliches Interesse an dem „armen Mann" als Mantel für ihre geheimen Absichten, Pläne und Handlungen benutzt haben.

„Dieses Gesetz schadet dem ‚armen Mann'." So wurde behauptet. Wie verhält es sich nun mit dieser Versicherung?

Sie scheint zutreffend; fortan kann kein Mensch in Idaho unserm Gesetz nachleben und gleichzeitig für einen Dollar eine Wagenladung infizierter und beschädigter Äpfel sich aus einer Orchard holen und sie bei sich weglegen. Sehr wahr, er kann keine Fuhre mehr erstehen, von der $^2/_3$—$^3/_4$ während des Winters in den Schweinestall als Futter wandert (to be thrown into the „hog pen"), oder welche Quantität verdirbt, falls er keine Schweine besitzt, an die sie verfuttert werden kann. Sie bleibt eine Quelle der Infektion, der die Ernte des kommenden Jahres zum Opfer fallen wird. Alles dies ist unbestreitbar.

Aber das Gesetz hindert den armen Mann nicht daran, sich dieselbe billige Fruchtfuhre zu holen, wenn er gewissenhaft die Äpfel trocknen oder aus ihnen Apfelbutter machen will. Auf diese Weise werden Laus und Würmer vernichtet.

Nun, meine Damen und Herren, lassen Sie uns nicht länger bei der Ausnahme in unsern Verhältnissen verweilen, bei dem ärmsten Manne, der behauptet, daß er sich nur einen Apfelvorrat für den Winter leisten kann, wenn er eine Wagenladung für einen Dollar erstehen kann. Lassen Sie uns vielmehr unsern Durchschnittsmenschen besprechen, welcher für sich und seine Familie einen größeren Vorrat an Äpfeln bedarf.

Wenn er oder seine Frau eine Kiste wurmstichiger Äpfel kauft, so ist ihnen noch unbekannt, so wissen sie nicht, wieviel sie wirklich für dieselben bezahlt haben, bis der letzte Apfel aus der Kiste aufgeschnitten ist. Wenn sie eine solche Kiste kaufen, so können sie gar nicht wissen, wieviel Apfelfleisch die Würmer gesund gelassen haben. Das ist eine unbestreitbare Tatsache. Ist es also nicht für den Konsumenten, der mit Dollar und Cent rechnen muß, sparsamer und billiger, eine Kiste mit Äpfeln zu kaufen, die zwar klein, ja ungewöhnlich klein und vielleicht auch farbloser, aber garantiert frei von Krankheiten, Würmern und deren Zerstörungswerken sind („guaranteed sound fruit")?

Bitte, beantworten Sie diese Frage für sich selbst, und wenn Sie sie bejahend beantworten, dann bitte ich Sie nur um eins: Dann stehen Sie mit uns und tun Sie voll Ihre Pflicht als Bürger und als Kon-

sument, daß dies Gesetz volkstümlich wird, daß es durchgeführt wird. Seien Sie in Ihrem eigenen Interesse mit uns mit Ihrem Herzen und Ihrer Hilfe.

Aber ich gehe noch einen Schritt weiter: Es ist zugegeben worden, daß wir Obstzüchter dieses Gesetzes bedürfen, damit unserer Industrie in der ganzen Obstgegend ein voller Erfolg werde; es ist anerkannt worden, daß dies Gesetz im Interesse des Konsumenten liegt, von seinem persönlichen und zugleich weitsichtigen Standpunkt aus betrachtet. Die strikte Durchführung dieses Gesetzes wird dem Züchter Erfolg ermöglichen; wird seine jährlichen Unkosten für die Bekämpfung der Plagen und Krankheiten nur bei der Gesunderhaltung seiner Bäume verringern. Sie wird daher den Wert von Orchard-Land ungeheuer erhöhen.

Und dies ist der springende Punkt, der mich veranlaßt, hier öffentlich die Behauptung aufzustellen: Die strikte Durchführung dieses Gesetzes liegt in dem ausgesprochenen Interesse von jedermann, der innerhalb der Fruchtbezirke von Idaho lebt, einerlei, worin sein Gewerbe und seine Beschäftigung besteht. Ja, last but not least, im Interesse gerade des armen Mannes. Dieser wird sicher bei dem Steigen der Bodenpreise und des Wohlstandes der Bewohner, von denen er seinen Lohn erhält, Vorteile haben.

Meine Damen und Herren, wieviel würde heute der Bodenwert in Boisé und in Payette Valley betragen, wenn wir nicht Tausende von Acres in Orchards verwandelt und diese in gutem Zustande erhalten hätten, wenn wir nichts in den Boden gesteckt hätten als Grassamen und Getreidekörner? Und wieviel weniger Bargeld würden die letzten Jahre in Umlauf gewesen sein?

Wenn ich so erfolgreich war, Ihre Zustimmung zu meiner Behauptung zu erhalten: „Dies Gesetz ist für uns alle nötig", dann lassen Sie uns zur Beantwortung der Frage übergehen: „Wie kann es unparteiisch und gleichmäßig durchgeführt werden?"

Zu allererst durch die öffentliche Stimmung!

Kein Gesetz, verehrte Freunde, kann vorteilhaft durchgeführt werden, fehlt ihm die öffentliche Zustimmung.

Ich weiß aus jahrelanger Erfahrung und Anteillnahme an diesen Dingen, daß viele, die jetzt erfolgreiche Obstzüchter sind, durch die Versammlungen, durch das gute Beispiel, durch die wirkungsvollen Anregungen eines Mannes, wie Dr. Ball, dazu geführt wurden, freiwillig zu tun, was unser vervollkommneteres Gesetz jetzt fordert; sie waren, sage ich, dazu geführt und dahin geleitet worden, sie waren aber dazu nicht durch die Polizeimacht des Horticultural Board getrieben worden, wie sein Präsident (Dr. U.) voriges Jahr behauptete.

Soweit die Mehrzahl in Betracht kommt, brauchen die Obstzüchter und die hier ansässigen Obstversender keine Polizeimacht, aber sie haben einen Freund nötig, der Facherfahrung hat. Und diesen Freund — Fruchtinspektor genannt — wollen sie zu jeder Zeit in erreichbarer Nähe haben.

Und den wenigen eigensinnigen Züchtern — Ausnahmen bestätigen die Regel — und einigen gewissenlosen Obstkäufern vom Osten gegenüber, welche die Unverfrorenheit haben, Unkenntnis der Gesetze des Staates vorzuschützen, in den sie kommen, um Geld zu verdienen, welches sie aus ihm fortnehmen, so schnell wie es verdient wird, Leuten dieses Schlages gegenüber soll der erfahrene „Freund der Obstzüchter" von der Macht Gebrauch machen, die ihm dies Gesetz verleiht. Und wir geben die Hoffnung nicht auf, daß wir eines Tages doch noch mit solch einem Manne als Fruchtinspektor gesegnet werden, der fachmännische Erfahrung, Takt und Ehrenhaftigkeit besitzt.

Ich bitte Sie nun, die Besprechung im Geiste des folgenden Mottos zu halten: „Wenn der Dienst für das öffentliche Wohl aufhört, die Hauptsache für die Bürger zu bleiben, wenn sie ihre Staatspflichten lieber durch ihre Börsen als mit ihrer Person erfüllen, dann ist der Staat schon auf dem Wege zum Ruin. Wenn sie selbst zum Kampf marschieren sollten, bezahlen sie Truppen, dies für sie zu tun, und sie bleiben zu Hause; wenn sie zur Staatsversammlung gehen sollten, senden sie Vertreter und bleiben selbst fort, so werden sie schließlich infolge ihrer Gleichgültigkeit und ihres Wohlstandes Soldaten an, ihr Land zu verteidigen, und Vertreter, es zu verkaufen. Sobald nun der Bürger sagt: Was gehen Staatsangelegenheiten mich an?, mag der Staat als verloren aufgegeben werden!"

Nun, Freunde, laßt uns in die Besprechung mit dem Geiste eintreten, der in jenem Motto zum Ausdruck kommt, laßt uns versuchen, zu einer Verständigung darüber zu kommen, daß dieses Gesetz keineswegs Klassengesetzgebung („class-legislation"; in den Vereinigten Staaten verboten. D. Verf.), sondern ein Segen für alle ist. Und wenn wir zu dieser Übereinstimmung kommen, dann lassen Sie uns zusammenstehen, alle für einen, einer für alle, um alle Unzufriedenen und Nörgler zu bekämpfen und nur zum Wohle unseres geliebten Staates zu arbeiten!"

1909 ist zu der erwähnten Änderung im Gesetz noch die weitere hinzugekommen, daß der Staats-Inspektor fortan von Amts wegen die Sekretariatsgeschäfte des Horticultural Board zu führen hat. Dieser besteht also jetzt nur aus Mitgliedern ehrenamtlichen Charakters und berufen durch das Vertrauen der Obstzüchter und Obstversender. Damit ist unsere ganze Arbeit gekrönt worden. Die ganze Verwaltung ist von der Politik getrennt worden. Ich habe, ohne die Einzelheiten unseres jahrelangen Kampfes zu erwähnen, diesen in seinen Hauptphasen hier zur Kenntnis gebracht. Einmal zeigt er an einem praktischen Beispiel, wie unselig das Gebaren der Politiker und des Rattenschwanzes von Helfern und Helfershelfern in Amerika ist, die alle nach Stellung und Einfluß trachten, wie unselig der „do ut des"-Grundsatz bei dieser Berufsklasse „Politiker" wirkt. Zum anderen aber

zeigt er, wie bei Einigkeit und Beharrlichkeit eine ehrliebende Bevölkerung, die in einem aufrichtigen Kampfe für ein ethisches Gut nicht ermüdet, auch in den Vereinigten Staaten den Sieg über das Böse erringen kann. In diesem Falle war das Böse gleichbedeutend mit der Kombination von selbstsüchtigen und einander verpflichteten Politikern.

Um den verderblichen Einflüssen der Berufspolitiker auf das gesamte Wirtschaftsleben entgegenzutreten, hat sich die „Civil Service Law League" in den Vereinigten Staaten gebildet. Ihre Aufgabe ist, die weitesten Kreise auf den Segen eines Civil Service Law aufmerksam zu machen und die Annahme dieses Gesetzes in den Einzelstaaten zu erreichen. Dies Gesetz bezweckt, die Besetzung einer Anzahl wichtiger Ämter aus den Händen der Wähler, und damit der Politiker zu nehmen. Es bezweckt, für die Ämter tüchtige Leute auf längere Zeit oder lebenslänglich zu ernennen, statt sie für kurze Zeit einer Wahlperiode zu erwählen. Gerade das geschilderte Beispiel mit dem Horticultural Board zeigt, wie notwendig und wichtig es ist, manche Zweige der Verwaltung der politischen Macht ganz zu entziehen, die mit ihnen absolut nichts zu tun haben sollte. (Die Richter werden erwählt, nicht ernannt.) Hat ein Staat das Civil Service Law angenommen, wie z. B. Neuyork, so können auch die Stadtverwaltungen von demselben Gebrauch machen. Setzt sich eine gesetzgebende Körperschaft in der Hauptsache aus Berufspolitikern zusammen, oder sind die Parlamentsmitglieder diesen durch ihre Hilfe bei den Wahlen verpflichtet, so wird sich natürlich wenig Lust für die Annahme einer Vorlage zeigen, welche, wie das Civil Service Law, die Schmälerung der Macht der Berufspolitiker zur Folge hat. Mich machte man zuerst auf diese Bewegung aufmerksam während unseres Kampfes, die Angelegenheiten des Obstbaues der Politik und den Politikern zu entreißen. Die Civil Service Law League stattete mich dann auf meine Anfrage mit einer Menge praktischer Informationen aus, setzte mich mit maßgebenden Persönlichkeiten in solchen Staaten in Verbindung, die das Gesetz bereits angenommen haben. Es eröffnete sich mir da eine ganz neue Tätigkeit, die der Verkauf meiner Farm zum Stillstand brachte. Eine Vereinigung von Frauen hatte bereits in Boisé für dieselbe Sache vorbereitend gearbeitet. Sie ließ auch dann 1909 eine Vorlage einbringen. Daß diese nicht zum Gesetz wurde, kann nach dem Vorhergesagten nicht wundernehmen.

Ein tätiger und begeisterter Kämpfer für das Civil Service Law ist Karl Schurtz gewesen.

Überschauen wir nun rückblickend die geschichtliche Entwicklung des Payette Valley als eines Obstlandes, vergegenwärtigen wir uns die Erziehung einer Bevölkerung, die von Haus aus von Obstbau absolut nichts wußte, zu einer zielbewußten Schar, wie wir sie kennen gelernt haben. Machen wir uns klar, aus welchem Chaos heraus in wenigen Jahren die Obstgesetzgebung sich zu einer unübertroffenen Klarheit und Schärfe heraus- und heraufgearbeitet hat; wie diese jetzt in ihrem Radikalismus von der gesamten Land- und Stadtbevölkerung als der Allgemeinheit dienlich, anerkannt ist, wie die Vorwürfe einer einseitigen Interessenpolitik allerseits als unbegründet zurückgewiesen sind, dann, meine ich, sollte auch in Deutschland Mut geschöpft werden zu einer Reorganisation des Obstbaues und vor allem des Obstversandes. Gewiß manche Hindernisse und die „Schwerfälligkeit" der Bevölkerung, vom Althergebrachten abzugehen, z. B. werden größer sein, andere aber weit geringer als die vorstehend geschilderten. Man mache sich nur einmal klar, welch ungeheure Summen an deutschem Nationalvermögen alljährlich unwiederbringlich verloren gehen durch die verkehrte Methode, zum Versand bestimmtes Obst unreif zu pflücken, sowie es lose und hoch aufeinander gestapelt zu verschicken und es endlich auf dem Markte, dem Straßenkarren und im Laden zum Verkauf auf diese Weise anzubieten! Wieviel Obst wird dadurch ungenießbar und wieviel Geld wird vom Konsumenten ausgegeben für Früchte, von denen ein großer Teil nachher zum Essen nicht zu verwenden, weggeschnitten und fortgeworfen werden muß. Ich bin der Ansicht, daß die deutsche Regierung schon aus volkswirtschaftlichen Gründen ein großes Interesse daran habe, der Frage einer grundsätzlichen Änderung dieser verkehrten Obstpflück- und Versandmethoden näherzutreten.

Britisch-Kolumbien und der Westen der Vereinigten Staaten können als beste Lehrmeister aufs wärmste empfohlen werden.

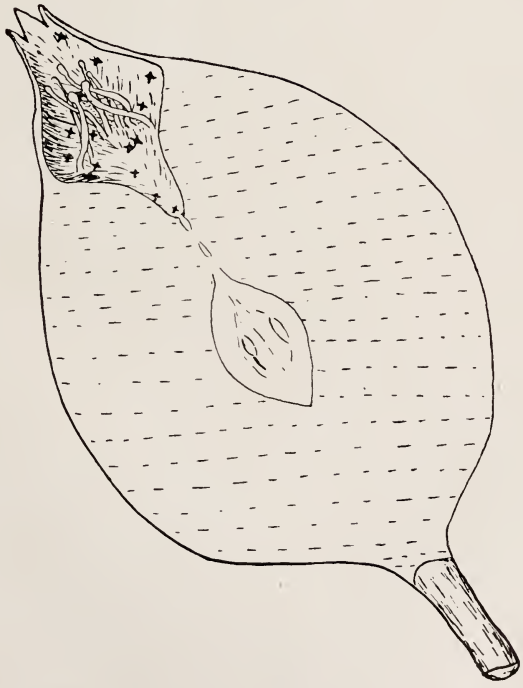
Einige Zahlen zeigen, wie vorteilhaft methodischer Obstbau im Payette Valley sich gestaltet hat.

Es erhielt in einem Jahre Mr. G. W. von ungefähr 15 Acres, die mit siebenjährigen Apfel- und Zwetschgenbäumen bepflanzt waren, 3300 Dollars f. o. b. (free on board) Payette.

J. H. S. von 6 Acres mit Birnen bepflanzt, nach Abzug aller Unkosten einschließlich der Zinsen für Kapitalanlage 1540 Dollars Reingewinn.

Ein schlecht gespritztes Blatt.
(Die Gifttropfen liefen zusammen und tropften herunter und nahmen dabei das meiste Gift (×) mit sich.)

Ein gut gespritztes Blatt.
(Die feinen Gifttropfen trockneten, wo sie auf das Blatt kamen, so wurde das Gift (×) gut verteilt.)



Das Innere des Kelches eines jungen Apfels, einige Wochen nach dem Spritzen.
(Die Lage des Giftes (×) ist zu sehen.)
(Bulletin Nr. 87, Versuchsstation in Logan, Utah.)

J. B. M.'s Farm von 22 Acres mit 7 Acres Obstland brachte die letzten drei Jahre jährlich über 3000 Dollars Reingewinn.

L. J.'s Reingewinn von $3^1/_2$ Acres Melonen in einem Jahre 1041,75 Dollars. H. K. 500 Dollars pro Acre Reingewinn an 5 Acres Erdbeeren.

C. G. G. 2650 Dollars Erlös einer Apfelernte von 5 Acres und 95 Dollars per acre von seiner Erbsenernte auf 20 Acres.

E. A. B. erntete von $7^1/_2$ Acres 3440 Kisten von besten Äpfeln, Reingewinn 5500 Dollars.

W. B.'s 10 Acres Apfel- und Birnenbäume ergaben 4900 Dollars in einem Jahre (Zuckerrüben gaben Reinerträge von 25—50 Dollars per Acre jährlich).

Dritter Teil.

Im großen und ganzen habe ich nunmehr den Bericht beendet, der von dem wirtschaftlichen Aufbau des Payette Valley Kunde gibt. Aber über manche Vorkommnisse und Sitten werde ich noch einige interessante Mitteilungen bringen dürfen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Ermordung des Gouverneurs Steunenberg.

Am 30. Dezember 1905 erfolgte die Ermordung von Idahos früherem Gouverneur durch ein Bombenattentat. Steunenberg, Sohn deutscher Eltern, war von der demokratischen Partei 1896 zum Gouverneur gewählt und bekleidete dieses Amt infolge seiner zwei Jahre später erfolgten Wiederwahl bis zum Jahre 1900 (seitdem war stets die republikanische Partei als Sieger aus Idahos Wahlen hervorgegangen).

Während seiner Regierungszeit waren in dem Coeur d'Alines-Minenbezirk im Norden des Staates ernste Unruhen zwischen den Minenbesitzern und ihren Arbeitern ausgebrochen. Der Gouverneur sah sich schließlich genötigt, vom Bundespräsidenten Bundestruppen zu erbitten. Das Einschreiten derselben vermehrte die Erbitterung und bot zum jahrelangen Hetzen und Schüren viel Anlaß. Die meisten Minenarbeiter des Westens gehören der mächtigen Western Federation of Miners an. Ihr Hauptquartier ist in Denver, des großen Minenstaates Colorado Hauptstadt. Der Federation Präsident, Sekretär und Vizepräsident waren Moyer, Haywood und Pettibone. In ihnen konzentrierte sich die ungeheure Macht der Riesenorganisation. Diese Männer behaupteten, Steunenberg sei mit Hilfe der Stimmen, über welche die Miners-Federation verfügte, zum Gouverneur gewählt. Er hätte sich, zur Macht gekommen, der Interessen ihrer Todfeinde, der Minenbesitzer angenommen und habe Verrat, namentlich während der Coeur d'Alines-Unruhen, am Volke der besitzlosen Minenarbeiter geübt.

Am Abend des 30. Dezembers, etwa um $^1/_2$7 Uhr ging Steunenberg vom Saratoga-Hotel in Caldwell nach seinem am Außenrand der kleinen Kreisstadt gelegenen Hause. Er öffnete die Pforte zu seinem Garten. Die unter dieselbe gelegte Bombe explodierte und zerriß ihn. Sterbend fand ihn seine Frau. Wenige Tage später arretierte man einen Gast des Saratogahotels, in dessen Zimmer man Chemikalien und Instrumente gefunden hatte, die zur Anfertigung von Bomben dienen. In Untersuchungshaft gebracht, erhielt dieser Mann, der sich fälschlich Harry Orchard nannte und unter diesem Namen seither berüchtigt und in ganz Amerika bekannt geworden ist, ein Telegramm des Anwaltes der Western Federation of Miners. Ihm wurde unerbeten Hilfe zu seiner Verteidigung angeboten und das sofortige Hineilen des Anwaltes nach Caldwell vom Staate Washington aus in Aussicht gestellt.

Die Idaho-Regierung engagierte unter anderen den berühmten Detektiv Mac Parland, der vor vielen Jahren in Pennsylvanien die Verschwörer und Räuberbande Molly Mc. Quire aufgedeckt und unschädlich gemacht hatte.

Vor Mac Parland und einem Geistlichen in Boisé legte Harry Orchard eines Tages ein volles Bekenntnis ab. Die Nachricht von demselben erregte die Gemüter in den gesamten Vereinigten Staaten. Orchard bekannte sich nicht nur schuldig an dem Mord in Caldwell, sondern an 27 Morden im ganzen. Er erklärte aber, zu allen von der Western Federation of Miners gedungen und von ihr für seine Dienste bezahlt worden zu sein. Nicht lange nach diesem Bekenntnis wurde man durch eine neue Tatsache überrascht. Auf Antrag von Idaho arretierte man eines Abends in später Stunde in ihren Wohnungen Moyer, Haywood und Pettibone, brachte sie in derselben Nacht per Extrazug über die Grenze und lieferte sie dem Staate Idaho als Untersuchungsgefangene aus. Eine enorme Erregung bemächtigte sich der sozialdemokratischen Kreise. Erregte Massenversammlungen wurden in Neuyork und Chicago abgehalten. Das in Girard, Kansas, erscheinende Hauptblatt der „Socialists", wie die Sozialdemokraten drüben heißen, „Appeal to Reason"[1]), im Volksmunde: Appeal to Treason[2]) genannt, hetzte in jeder Wochennummer, die ich fast alle daraufhin las, in ganz unverantwortlicher und einseitiger Weise. Man nahm

[1]) Aufruf zur Vernunft.
[2]) Aufruf zum Verrat.

von vornherein an, Regierung und Richter würden den Angeklagten keinen unparteiischen und gerechten Prozeß gewähren. Man betrachtete aber gleichzeitig die Unschuld der Angeklagten als ohne weiteres bewiesen.

Man behauptete von Beginn, Orchards Selbstanklage und Bekenntnis habe seine Spekulation auf Freilassung als treibende Ursache. Er sei zu diesem Bekenntnis mit der Aussicht auf Freisprechung von den Minenbesitzern und den mit ihnen unter einer Decke steckenden Machthabern in Idaho überredet und bestochen worden. Im heißen Sommer 1906 fand der Prozeß gegen Haywood statt. Wie der Staat dem „prosecuting Attorney" (dem deutschen Staatsanwalt etwa vergleichbar) die besten Anwälte in Idaho zur Hilfe engagiert hatte, so befanden sich unter den 6—8 Verteidigern zwei sehr gewiegte Anwälte aus Chicago und Denver. Man sprach von einer Million Dollars, die der Federation zur Durchführung der Prozesse zur Verfügung stünde. Haywood wurde freigesprochen. Ebenso Moyer in einem zweiten Prozesse, und darauf wurde auch Pettibone aus der Untersuchungshaft entlassen, wohl $1^1/_2$ Jahre nach ihrer Festnahme. Ich hatte zweimal mehrere Stunden dem Haywood-Prozesse beigewohnt. Der Richter war der öfters erwähnte Präsident unserer Horticultural Association. (Er verdiente in einem Jahre mit seiner Apfelpflanzung das Dreifache seines Richtergehaltes.) Er ließ mir in dem stets überfüllten Gerichtssaale einen Platz seitlich der Geschworenenbank anweisen. Beide Male war Orchard auf dem Zeugenstand. Ich saß so, daß ich ihm ins Gesicht sah und seine kühle Art, zu antworten, beobachten und bewundern konnte. Es ist ihm in beiden Prozessen nicht ein Widerspruch, nicht eine Unwahrheit nachgewiesen worden! Und die Prozesse zogen sich monatelang hin. Die Begebenheiten, über die er Aussagen machen mußte, lagen örtlich und zeitlich weit voneinander entfernt. Die meisten Aussagen über seine früheren Morde konnten mit allen Einzelheiten durch ein Heer von Zeugen bestätigt werden. Diese Zeugen waren u. a. vom Osten, von Colorado wie vom fernen Kalifornien geladen worden, von den Schauplätzen der Mordtaten Orchards. Dieser hatte noch vor dem Prozesse gestanden, er habe einmal einen ganzen Eisenbahnzug bei Pocatello in die Luft sprengen sollen. Derselbe wurde mit Arbeitern, die der Federation nicht angehörten, erwartet, um nach Colorado den Minenbesitzern Streikersatz zu bringen. Im letzten Augenblicke sei der Zug aber über ein anderes Bahnsystem geleitet und dadurch sein Vorhaben

vereitelt worden. Er hätte die gefährlichen Säuren usw. an einer von ihm genau bezeichneten Stelle vergraben. Der Gouverneur von Idaho, die Untersuchungskommission usw. begaben sich darauf nach Pocatello. Die bezeichnete Stelle hatte inzwischen einen veränderten Charakter angenommen. Dennoch fand man nach einigem Suchen Orchards Angaben genau bestätigt. Im Prozesse schilderte er, wie er einmal dem früheren Gouverneur von Colorado mit einer Bombe aufgelauert habe, als er mit seinen Töchtern im Wagen vom Theater nach seinem Hause gefahren sei. Der Gouverneur und seine Töchter bezeugten die von Orchard gemachten Angaben als richtig. Dasselbe taten eine ganze Anzahl Zeugen über ein Bombenattentat in Kalifornien, bei dem das Opfer Orchards von der Explosion weit auf die Straße geschleudert, aber nicht schwer verletzt wurde. Die Hausfront dagegen war beschädigt worden. Man hatte bis zu Orchards Bekenntnis eine Gasexplosion als Ursache angenommen. Die Gesellschaft hatte viele Tausend Dollars Schadenersatz bezahlen müssen, man hatte infolge von Nachlässigkeit Schadhaftigkeit der Gashähne als erwiesen angenommen. Seit Orchards Bekenntnis forderte nun die kalifornische Gasgesellschaft Rückzahlung der Schadenersatzgelder.

Genug der Beispiele von Orchards grausigen 27 Morden und Mordversuchen, die zum Teil auch ganzen Trupps von der Federation nicht gehorsamen Minenarbeitern galt. So flog der Bahnhof einer Minenstadt mit etlichen Arbeitern in die Luft. Auch Subalternbeamte in den Minen hatten daran glauben müssen.

Bei diesem Sachverhalt, diesen ausgedehnten Zeugenverhören nimmt es kein Wunder, daß der Prozeß Monate dauerte und Unsummen verschlang. Für die armen Geschworenen war beide Male für die ganze Zeit ein Haus gemietet, in dem sie wohnten. Nach amerikanischem Gesetz sind sie während der ganzen Verhandlungsdauer von der Außenwelt abgeschlossen. Wohl um beständig auf die Geschworenen einzuwirken, verlangte die Verteidigung die stete Anwesenheit von Haywoods Familie bei allen Verhandlungen. Seine leidende, seit Jahren gelähmte Frau wurde kurz vor Beginn jeder Gerichtssitzung im Krankenstuhl in den Saal gefahren, in die Nähe des Angeklagten. Auch seine beiden jungen Töchter und sein alter Schwiegervater mußten täglich Follern durch ihre Gegenwart erdulden. Fast alle Behauptungen Orchards über seine Verbrechen waren durch andere Zeugen einwandfrei bewiesen worden. Als ich eines Tages, noch ehe die Geschworenen zur Beratung zusammentraten, nach einem

Teil der Schlußverhandlung nach Payette zurückkehrte, äußerte ich schon meine Überzeugung, daß Haywood freigesprochen werde. Ich glaubte nicht an seine Unschuld, aber nach amerikanischem Gesetz ist einer unschuldig, bis seine Schuld über alle Zweifel erhaben bewiesen wird. Und seine Schuld in diesem Falle war unerwiesen. Er war angeklagt, Orchard zu Steumenbergs Mord gedungen zu haben, Mitwisser und Mithelfer gewesen zu sein. Der einzige Beweis bestand in Orchards Behauptungen. Daß nicht alle Geschworenen ihm Glauben schenkten, kann nicht wunder nehmen. Anders lag die Sache bei dem zweiten Prozeß. Auch in diesem hatte Orchard mit demselben fabelhaften Gedächtnis sich zu allen Einzelheiten bekannt. Kein Widerspruch mit seinen Aussagen vom ersten Prozeß konnte von den schärfsten Anwälten Amerikas festgestellt werden. Man sollte denken, jetzt hätte seinen Aussagen wohl mehr Gewicht beigelegt werden können. Aber auch diese Geschworenen kamen zu einem Freispruch. In Idaho hörte man freilich selbst in sozialdemokratisch gesinnten Kreisen kaum mehr Zweifel an der Glaubwürdigkeit Orchards äußern. Der „Appeal to Reason" aber hetzte und schürte lustig weiter. Ich habe mir, wie erwähnt, das Blatt mehrere Jahre gehalten und fast alles gelesen, was es über diese Angelegenheit gebracht. Man glaubte oft, ein anarchistisches Blatt, nicht ein sozialdemokratisches, zu lesen. In Baker City, einer Stadt in Oregon, fand ein ehemaliger Sheriff Brown einige Jahre später einen ähnlichen Tod wie Steunenberg. Die Mörder sind bisher nicht gefaßt worden. Von Brown nahm man an, daß er ein wichtiger Zeuge in einem nahe bevorstehenden Minen-Mordprozeß sein würde. Auch der betreffende Angeklagte wurde wegen Mangel an Beweisen in Freiheit gesetzt. Aber auf einen stark kompromittierten Mann fahndet man noch immer. Auf die Ergreifung dieses Simpkins sind nicht weniger als 5000 Dollars gesetzt.

Nur die Zukunft kann lehren, ob Orchards Behauptung, die Führer der Western Federation of Miners seien die Urheber der entsetzlichen Mordtaten, auf Wahrheit beruht. Echt amerikanisch ist, daß die Zeitungen immer wieder lange Berichte über Orchards Bekehrung bringen. Er hat seinerzeit erklärt, den Tod durch den Strang verdient zu haben und sich geweigert, ein Gesuch um Begnadigung einzureichen. Der Gouverneur hat ihn also gegen seinen Willen zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt! Orchard wurde voriges Jahr von einem Pastor der Sekte „seventh day Adventist" (siebente Tag-Adventisten) getauft. Derselbe erklärte seine Reue für völlig und

seine Sünde für vergeben. Orchard selbst aber, so schreibt W. S. Curtis, der bekannte Reporter des Chicago-Record-Herald, teile diesen weitgehenden Glauben an bereits erfolgte Vergebung seiner Sünden nicht. Er macht unter seinen Mitgefangenen Bekehrungsversuche und hält täglich „prayer-meetings" ab. Er hat darüber eine längere Diskussion geführt, ob er besser für seine Verbrechen sühne, indem er den Tod durch den Strick erleide, oder indem er ein nützliches Leben führe und versuche, andere Verbrecher und Leute von seiner Klasse zu bekehren und zu bessern. Echt amerikanisch ist es auch, daß eines Tages die Zeitungen die Nachricht brachten, die Witwe des Ermordeten bringe ihre Tage mit Bibellesen zu und habe dem Mörder ihres Mannes und Zerstörer ihres Familienglückes vergeben und verziehen.

Orchard — dies sei noch der Merkwürdigkeit halber erwähnt — besaß einst einen Viertel-Anteil in der Hercules Silber- und Bleimine in dem erwähnten Coeur d'Aline-Distrikt. Er verkaufte denselben für 300 Dollars an einen Mann, der jetzt aus diesem Anteil ein Jahreseinkommen von 200 000 Dollars bezieht.

Sehr hervorzuheben ist die Unerschrockenheit, mit der der Gouverneur von Idaho nichts unversucht ließ, um die Umstände, die zu dem Steunenberg-Mord geführt haben, aufzuklären. Er ist derselbe Gouverneur, der früher im Zusammenhang mit dem Obstgesetz usw. genannt wurde. Seine Energie ist deshalb so anerkennenswert, weil er jederzeit sich bewußt war und noch sein muß, daß ihm für seine Pflichterfüllung ähnlich seinem Vorgänger möglicherweise mit einem gewaltsamen Tode einmal geantwortet oder gedankt werden wird. Ein Schreckenszustand furchtbarer Art herrscht in manchen Minendistrikten der Rocky Mountains. Die sozialdemokratischen Führer in den Vereinigten Staaten haben im Gegensatz zu den deutschen geradezu anarchistische Ansichten bekundet. Unbegreiflich war mir daher stets, daß die deutschen Zeitungen bei der Wichtigkeit dieser beiden Tatsachen so gut wie gar nichts über den Prozeß gebracht haben, dessen Bedeutsamkeit doch weit über ein sensationelles und lokales Interesse hinausgeht. Es gibt wohl keinen Amerikaner, der über diese Mordprozesse, die das Bombenattentat auf Gouverneur Steunenberg zur Folge gehabt hat, nicht eingehend unterrichtet ist.

Sechzehntes Kapitel.

Allerlei über Preise und Bankwesen.

Es ist bekannt, daß in Amerika die Löhne stets viel höher und alle Luxusartikel sehr viel teurer sind als in Deutschland. Wenig bekannt aber ist, daß viele Nahrungsmittel bedeutend billiger sind. Bei Milch und Eiern ist kein großer Unterschied, letztere sind im Westen etwas billiger. In Chicago gibt es eine Eierbörse, und Eier sind im Osten Spekulationsobjekt geworden. Großhändler kaufen zu den Zeiten, da die Frau Henne mit Legen am geschäftigsten ist, ungeheure Quantitäten auf. Sie werden sofort in die Kühlräume gebracht und bleiben dort bis zu einem Jahr. In den Marktberichten liest man Kühlraumeier und frische Eier unterschiedlich angegeben. Butter ist billiger als in Deutschland, ebenso Mehl, Tee, Kaffee, Reis. Zucker schwankt zwischen 24—28 Pfennig das Pfund. Sehr viel niedriger dagegen sind, abgesehen von frischem Gemüse und Obst, die Fleisch- und Fischpreise. Fische, trotzdem sie die weite Reise vom Stillen Ozean und in Eis gepackt machen müssen, sind auch noch erschwinglich. Schöne Seefische kosten 15 Cents gleich 60 Pfennig. Ebenso der beste Braten, Suppenfleisch 32 Pfennig. Dazwischen wird Fleisch für 10—12$^1/_2$ Cents verkauft, also für 40—50 Pfennig. Im Winter kann man in den kleinen Städten und auch auf dem Lande für 6 Cents gleich 24 Pfennig direkt von dem Farmer, dem „peddler", bei Abnahme eines Vorder- oder Hintertiertels gutes Fleisch erstehen.

Dagegen scheut sich ein einfacher Mann nicht, gelegentlich Zigarren „two for a quarter" zu kaufen, zwei für einen Vierteldollar, also zwei Zigarren für eine Reichsmark!

Man sieht, der Westen ist ein guter Nährboden für Leute, die sich einschränken können und die voran wollen.

Und doch liegt schwer auf dem Westen die gewaltige Hand der Trusts. Der Westen kennt noch wenig eigene Industrie, deren Anlage durch die Eisenbahnen auch nicht gefördert wird. Diese fürchten dann an Fracht zum Osten einzubüßen und können in Zeiten der Hochkonjunktur die vorhandene nicht bewältigen, wie wir sehen werden.

Seit Jahren bemühten sich einflußreiche Männer vergebens, in Süd-Idaho eine Wollreinigungs-Industrie zu gründen. Die Eisenbahngesellschaften mit ihrem mächtigen Anhang haben bisher alle dahin-

zielenden Bemühungen erfolgreich zu durchkreuzen gewußt. Jetzt muß alle Wolle aus dem Westen in ungereinigtem Zustande nach dem Osten verfrachtet werden. Die Eisenbahnen erzielen eine hübsche Summe aus der Fracht des mit nach Osten gehenden, schwer wiegenden Schmutzes, der sich an der ungereinigten Wolle befindet! Montana hat von 4 600 000 Schafen eine jährliche Wollschur von 7 640 268 Dollars und Wyoming von 4 481 931 Schafen eine jährliche Wollschur von 7 211 773 Dollars; Idaho hat nächst ihnen den größten Verkauf von Wolle in den Vereinigten Staaten: von 2 500 000 Schafen 3 757 050 Dollars jährliche Wollschur.

Amerikanisches Petroleum müssen wir im Westen weit teurer bezahlen, als dies in Europa der Fall ist, wo es ja noch für Rockefeller ein wenig Wettbewerb gibt. Wir zahlen pro Gallone 35 Cents, pro Liter 31 Pfennig!

Am härtesten und am unverantwortlichsten drückten die Kohlenverhältnisse, lastete die Kohlennot auf der Bevölkerung Idahos, bis in der Beziehung die Panik von 1907 ein Retter in der Not wurde. Unser Nachbarstaat Wyoming produzierte eine sehr gute Weichkohle. Schon früher mußten wir in Idaho für dieselbe mehr bezahlen, 6 bis 7 Dollars pro Tonne (2000 Pfund), als man in Italien für Kohlen aus Pennsylvanien bezahlte.

Bis es gesetzlich verboten wurde, besaßen die Eisenbahnen Kohlenminen und wußten die Ausnutzung ihnen nicht gehörender Konkurrenzminen durch hohe Frachtraten zu beschränken oder auch gänzlich zu verhindern. Sie beherrschen den Kohlenminenbetrieb des Westens. Sie sahen aber den großen Aufschwung, den der Zuzug nach dem Westen in den ersten Jahren des '20. Jahrhunderts brachte, nicht voraus. Es trat ein Mangel an Kohlenproduktion und an Waggons zur Lieferung derselben ein. Die Eisenbahngesellschaften hatten mit den großen Smelters (Schmelzofenbesitzern) in Montana usw. feste Verträge für Riesenlieferungen an Kohlen abgeschlossen, ebenso mit den großen Dampfergesellschaften an der Küste des Stillen Ozeans. An diesen Verträgen verdienten die Kohlenminen wie die Eisenbahnen mehr, bzw. sie waren mehr an der Einhaltung derselben interessiert als an den kleineren Lieferungen für die Bevölkerung. Es stiegen 1906 nicht nur die Kohlenpreise ins Unerschwingliche, sondern man konnte zeitweise keine Kohlen für irgendeinen Preis bekommen. Wiederholt mußten im Laufe des Winters die Schulen nicht nur in Payette, sondern selbst in Boisé geschlossen werden — wegen Kohlenmangel.

Ich fuhr zu einem Konzert nach Boisé. Der Neuyorker Sängerin wurde viel Beifall gespendet, sie deutete aber mit einer nicht mißzuverstehenden Geste an, daß bei ihrer ausgeschnittenen Toilette eine Zugabe wegen der im Theater herrschenden Kälte ausgeschlossen sei. Ich selbst hatte in meinem Hause Heißwasser-Zentralheizung. Ich mußte mich den ganzen Winter mit „Miners run" (Grus) begnügen und froh sein, wenigstens dieses ungenügende Heizmaterial zu haben. Die Not wurde immer schlimmer. Ich kannte eine vermögende, englische Witwe, die die Farm für ihren zwölfjährigen Sohn bewirtschaftete. Sie ging mit ihm hinaus, Sagebrush zu holen, weil sie in der Stadt um keinen Preis Feuerung bekommen konnte. Reichte der Sagebrushvorrat nicht, so fror man einfach. Ich erinnere mich noch meiner Wut, wenn ich Eisenbahnzüge von 30—40 Waggons, mit den schönsten Kohlen beladen, durch die Gegend eilen sah. Wir bekamen nicht eine einzige Ladung. Schließlich griff die Bevölkerung zur Selbsthilfe. In den verschiedenen Städten hielt man Kohlenzüge an, zwang den Zugführer einige Waggons abzukuppeln. Die führenden Bürger der Städte übernahmen die Bezahlung, wie die Verteilung. Denn ohne Ansehen der Person wurden jedem nur so und so viel hundert Pfund zugeteilt. Alle litten gleichmäßig und keiner sollte bevorzugt werden. Wir Farmer waren besonders übel daran, denn wir pflegten unseren Wintervorrat an Feuerung dann zu besorgen, wenn die Wege zum Fahren gut waren. Die Zustände besserten sich auch nach Ausgang des Winters nicht. Die von den Gesellschaften gemachten Versprechungen wurden nicht gehalten. Auch im Sommer 1907 konnte man keinen Vorrat für den Winter bekommen. Im April gemachte Bestellungen waren noch im September unberücksichtigt geblieben. Der bedeutende Commercial Club von Boisé hatte einen der tüchtigsten Geschäftsleute der Hauptstadt zu einer eingehenden Untersuchung in die Minendistrikte und nach Salte Lake, dem Hauptsitz der Eisenbahnverwaltung, gesandt. Ein eingehender, klarer Bericht wurde veröffentlicht. Die Entgegnungen seitens der Eisenbahngesellschaften konnten die aus dem Bericht gewonnene Überzeugung der Bevölkerung nicht ändern, daß die für die Kohlenversorgung des Westens verantwortlichen machtvollen Kreise von jeher eine unverantwortlich rücksichtslose Interessenpolitik getrieben haben, deren Folgen jetzt so akut wurden.

Ich wollte mich diesen Unannehmlichkeiten nicht wieder aussetzen und beteiligte mich an einer Sendung von Hartkohle aus Pennsylvania.

Für diese sind unsere westlichen Heizvorrichtungen nicht eingerichtet. Da sie in ihnen nicht völlig verbrennt, ist der Verbrauch der Hartkohle ein doppelt teurer. Sie kosteten den enormen Preis von 18 Dollars pro Tonne: 2000 Pfund.

Ich ließ dann im Herbst noch einen Waggon Kohlen aus Kansas besorgen. Dabei rechnete ich darauf, an Nachbarn zum Selbstkostenpreis abzugeben. Der Waggon traf erst nach ungefähr sechs Wochen ein und die Kohle war minderwertig. Inzwischen war die große Panik im Oktober 1907 ebenso plötzlich wie unerwartet ausgebrochen. Wegen Geldmangels schlossen die großen Schmelzofenbesitzer ihre Betriebe. Ihr Kohlenbedarf verringerte sich bedeutend, hörte teilweise ganz auf. Der Frachtverkehr stockte plötzlich so gänzlich, daß nicht nur genügend Frachtwaggons für die Kohlenzufuhr frei wurden, sondern lange Züge leere Frachtwagen auf Seitengeleisen für viele Wochen in unsere Gegend geschoben wurden. Die Panik hatte einer Wiederholung der entsetzlichen Kohlennot des Winters 1906/07 plötzlich vorgebeugt und damit wenigstens ein Gutes in ihrem Gefolge gehabt.

Wird der Westen bei der nächsten Hochkonjunktur eine ähnliche Kohlennot zu erleiden haben?

In Deutschland haben in den größeren Städten in letzter Zeit die großen Warenhäuser sehr an Zahl zugenommen. In Amerika sind bei Neugründung eines Ortes die Warenhäuser, die „Departement-Stores" das Gegebene, das Natürliche. Je nach der Entfernung einer neuen Ansiedlung von einem Ort, in dem sich größere Läden befinden, wird ein unternehmender Geschäftsmann einen Laden eröffnen, in dem er alles, was zur Leibesnahrung und Notdurft dient, feilbietet. Es ist also ein Warenhaus. Und wachsen mit dem Orte seine Bedürfnisse, so vergrößert der Kaufmann die Zahl der von ihm geführten Warengattungen, nebenbei aber eröffnen Andere Spezialgeschäfte auf einer kleineren Grundlage. So gab es bei meiner Ankunft in Payette nur vier größere Kramläden. Sie führten so ziemlich alles, wonach damals gefragt wurde und tauschten ihre Waren gegen die Farmprodukte ein. Sie verweigerten, wenn irgend möglich, Barzahlung an die Farmer. Dadurch veranlaßten sie die Farmer, ihnen treue Kunden zu bleiben und mehr anzuschaffen, als sie sonst getan haben würden. Die Folge war oft, daß die Farmer bei ihren Kaufleuten verschuldet wurden und diese die Preise für ihre Produkte ihnen vorschrieben. Andererseits weigerten sich die Kaufleute, den Farmern, die bei ihnen nicht verschuldet waren, Produkte gegen Bar-

bezahlung anzunehmen, solange sie davon noch genug von ihren Schuldnern erhalten konnten.

Im Fortschreiten der Entwicklung der Gegend wurden Geschäfte eröffnet, die sich auf Sondergebiete warfen. Geschäfte z. B., die nur Kolonialwaren, solche, die diese und Farmwerkzeuge und Farmgeräte, dann wieder solche, die nur Stoffe, Unterzeug und ähnliches führten. Als wichtige Neuheit aber kamen die „Cash-Stores", Geschäfte, in denen nur bar bezahlt werden mußte. Diese konnten angesichts des sehr hohen Zinsfußes im Westen — gesetzmäßig 10 Prozent, gebräuchlich bis 12 Prozent — bei Barzahlungen die Waren billiger abgeben.

Innerhalb einer Stadt und auch von einer Nachbarstadt zur anderen, wie von Payette und Ontario erwähnt worden, machen sich alle diese Geschäfte natürlich große Konkurrenz.

Aber einig sind sie alle in der Feindschaft gegen die großen „Mail order Houses" in Chicago und anderen großen Städten. Mail order heißt „Bestellung per Post". Die Mail order Houses verkaufen ausschließlich nur auf mail order hin, d. h. also auf briefliche Bestellung, und versenden die Waren ausschließlich, nachdem vorher bei der Bestellung der volle Betrag eingezahlt worden ist. Sie laufen also gar keine Gefahr und vermögen daher sehr günstige Kaufabschlüsse zu machen, weil sie die Waren in eigenen Fabriken teils zum Selbstkostenpreise sehr preiswürdig herstellen, teils durch Barzahlung und Riesenbestellungen große Vorteile haben. Die größten Firmen sind Montgomery, Ward & Co. in Chicago mit einer neuen größeren Zweigniederlassung für den Westen in Kansas City und Sears und Robuck in Chicago. Gerade die zahlungsfähigsten Farmer bestellen gerne bei diesen „Mail order Houses". Die lokalen Kaufleute sehen dies natürlich sehr ungern. Und wenn manche Farmer es so einrichten, daß sie alles von Chicago bestellen, wenn sie über Barmittel verfügen, sonst aber von ihren einheimischen Kaufleuten erwarten, daß er ihnen bis zur Ernte auf ein Jahr Kredit gibt, so ist das natürlich unfair. Der lokale Geschäftsmann argumentiert gegen die Benutzung der „Mail order Houses": sie helfen nicht, die Steuern des eigenen Hauses zu zahlen, tragen nicht für Unterhaltung der Kirchen bei, ganz ohne lokale Geschäftsleute kann der Farmer nicht bestehen usw. Alles richtige Argumente! Aber er sagt nicht, daß die einfache Tatsache des Vorhandenseins der „Mail order Houses" die lokalen Kaufleute daran hindert, ihre Preise ins Ungemessene zu erhöhen. Er sagt nichts über die Ungerechtigkeit, die darin liegt,

daß ein ordentlicher, pünktlich zahlender Farmer um dererwillen, die vom Kaufmann oft über mehrere Jahre auf Borg Waren nehmen, so hohe Preise zahlen muß.

In Deutschland hat man ja auch einige solche „Mail order Houses". Aber sie versorgen das Land doch nur mit einer verhältnismäßig kleinen Auswahl von Warengattungen. Die großen Häuser in Chicago indessen führen alles außer lebenden Tieren, alles —!

Der Nachteil für den Käufer besteht darin, daß er die Waren nicht vorher sehen kann. Der bunt illustrierte Katalog ist freilich das Vollkommenste, was es in der Beziehung gibt. An alte Kunden wird er umsonst versandt, andere müssen das Porto einsenden, das allein, wenn ich nicht irre, bei seinem großen Umfange und Gewicht, eine Mark kostet! In Rücknahme und Umtausch sind diese Riesenfirmen trotz der großen Transportkosten sehr entgegenkommend. Ich habe nie mit einer Firma zu tun gehabt, die in der Beziehung Montgomery, Ward & Co. übertraf.

Die kleinen Landbanken sind eine sehr praktische Einrichtung. Nicht nur bringen sie bei einiger vorsichtiger Handhabung den Aktionären sehr gute Dividende, sondern trotz der hohen Darlehenszinsen von 10 und 12 Prozent sind sie für die Farmerbevölkerung von Vorteil. Einen solchen sehe ich darin, daß manche Farmer, die von Buchführen, ja von Anschreiben, vielleicht von Haus aus keine Ahnung haben, durch den häufigen Verkehr mit ihrer Bank durch in ihr erbetene und erhaltene Ratschläge und geschäftliche Besprechungen allmählich zu einer geschäftsmäßigen Auffassung von Dingen gebracht werden, was dort wie in Deutschland und überall wünschenswert sein dürfte.

Bei meiner Ankunft gab es in Payette die Payette Valley Bank mit einem voll eingezahlten Stammkapital von 25000 Dollars. Ihre Nachfolgerin ist die First National Bank of Payette. Eingezahltes Kapital 60000 Dollars. „Surplus and undivided profits" (Überschuß und nicht zur Verteilung gebrachter Überschuß) 34868 Dollars. Also über 50 Prozent vom Stammkapital in zirka vier Jahren. Dazu zahlt sie seit zwei Jahren jährliche Dividende von 10 Prozent. Alles darüber wird dem „surplus fund" überwiesen. Bei der Bank hinterlegte Gelder (Depots) hat sie bis jetzt nicht weniger als 487297,74 Dollars, also fast 2 Millionen Mark. Der Leiter dieser gut gehenden Bank war vorher Schuldirektor in Payette und nebenbei erfolgreicher Farmer, mein früher erwähnter Nachbar. Sein Lebensweg liefert

nicht das einzige Beispiel in der Geschichte von Payette, daß ein kluger Mann sich schnell, selbst in vorgerücktem Alter, in einen ganz neuen Beruf einarbeiten und in ihm ebenso Tüchtiges wie in seinem früheren leisten kann. In Fruitland sind jetzt mehrere Männer Geschäftsleute, die vor der Gründung von Fruitland Farmer waren. Ebenso ist es nichts Seltenes, daß ein Farmer zu einen ganz neuen Zweig der Landwirtschaft übergeht, z. B. ein Obstbauer wirft sich auf die Schafzucht oder ein Schafzüchter auf den Obstbau. Neben jener Bank hat Payette noch eine zweite, eine dritte wird geplant. New-Plymouth hat eine Bank und zwischen diesen beiden nur 18,75 Kilometer auseinander gelegenen kleinen Orten plant Fruitland ebenfalls die Errichtung einer solchen.

Die „National-Banks" stehen unter einer gewissen Kontrolle der Bundesregierung. Segensreich wirken die vielen kleinen Banken, die über das ganze Land zerstreut sind. Auch insofern, als sie die allgemeine Verwendung des Scheckbuches ermöglicht haben. Jeder junge, unverheiratete Arbeiter, der 100 Dollars hat, wird diese nicht in der Tasche herumtragen, sondern in der Bank hinterlegen. Durch den Gebrauch der Scheckbücher wird auch die leichteste Möglichkeit einer Art Buchführung gegeben. So allgemein ist der Gebrauch des Scheckbuches, daß ich kaum mehr als 5 Dollars Bargeld auf meiner Farm hatte. Allen Lohn, alle Rechnungen, selbst die kleinsten, können mit Schecks beglichen werden. Viel praktischer als bei den deutschen Banken erscheint mir auch die Art der Abrechnung, die nicht halbjährlich, sondern monatlich erfolgt. Ein langer Briefumschlag enthält alle zur Einlieferung gekommenen Schecks, und den Streifen Papier, auf dem die Rechenmaschine alle Summen zusammengezählt hat. Auf dem Briefumschlag ist ein Formular aufgedruckt, das ausgefüllt die Gesamtsumme der durch Schecks ausgezahlten Beträge, die eingezahlten Beträge und den Saldo angibt.

Mit Freuden begrüßte ich es für Deutschland, als endlich durch Annahme eines Scheckgesetzes seitens des Reichstages der Popularisierung des Scheckgebrauches die Wege geebnet schienen. Aber der Wahn war kurz — es kam die Scheckfsteuer! Im Sommer bezahlte ich einen Meister in Bayern mit einem Scheck. Es war der erste, den er in seinem Leben sah. Ich machte mir die Mühe, ihm meine Scheckbücher zu zeigen, ihre praktische Einrichtung zu erklären, ihm zu sagen, wie bequem ich selbst kleine Zahlungen nach drüben anweisen kann. In einigen Tagen aber fragte sogar ein Landrichter

Ein Geiſer im Nationalpark.

bei mir an, was er mit dem von mir gesandten Scheck zu tun habe, um den Betrag in bar zu erhalten. Und ein in Deutschland noch so unbekanntes und doch so wichtiges Verkehrsmittel belegt man mit einer Steuer!

In Amerika, wo es längst durch und durch Gemeingut geworden ist, besteuerte man es während des spanischen Krieges mit einer 2-Cents-Marke, was aber sofort aufgehoben wurde, als es seinen Zweck erfüllt hatte.

Die Steuerarten in den Vereinigten Staaten lassen im übrigen noch sehr viel zu wünschen übrig. Wann wird die Einkommensteuer erscheinen? Der Kapitalist, der auf Farmen Geld ausleiht, versteuert diese Gelder nicht. Der Farmer aber, dessen Besitz stark verschuldet ist, der mehr dem Gläubiger als ihm gehört, muß allein für die Farmsteuern bezahlen, einschließlich des Wertes der auf ihr lastenden Hypotheken, für die er 8, 10, vor nicht allzu langer Zeit 12 Prozent Zinsen bezahlen mußte.

Mit einem Beispiel will ich kurz die amerikanischen Steuerverhältnisse beleuchten. Der Mann, der mein Heuland eine Reihe von Jahren gepachtet hatte, besaß selbst einige Hundert Acres Land und Vieh. Das Land war ganz minderwertig, zum großen Teil wuchs auf ihm bei seinem starken Alkaligehalt nur Salzgras und konnte nur als Weide benutzt werden. Auf seinen Viehbestand hatte er Geld geborgt. Sein Land rangierte zwar in einer niederen Steuerklasse, aber der Unterschied stand nicht im Verhältnis zu dem wirklichen Wert. Die große Anzahl Acres aber, die er besaß, verursachte es, daß er gerade zweimal so viel Steuern jährlich zu bezahlen hatte als ich.

Siebzehntes Kapitel.

Der Yellowstone National-Park.

Abgesehen von meinen Reisen nach Deutschland, konnte ich mich nur im Sommer 1906 und im Herbst 1907 einige Wochen zu einer Ferien- und Erholungsreise freimachen. 1906 fuhr ich auf acht Tage nach Manitou in Colorado. Zwischen diesem und den berühmten Colorado Springs liegt der Garden of the Gods mit seinen vielen, wunderbaren Steinformationen. Von dort ging ich auf 14 Tage in den amerikanischen National-Park, Yellowstone-Park, genannt. Es ist

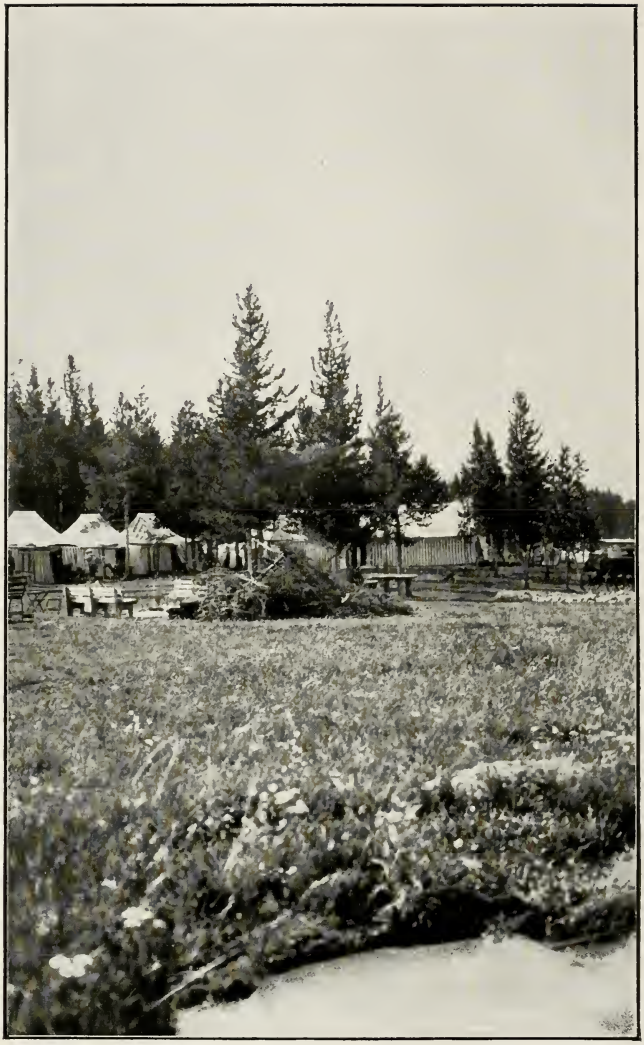
mir diesen Sommer aufgefallen, wie viele auf Bildung Anspruch erhebende Deutsche von dem Vorhandensein und der Lage dieses Wunderlandes nichts wissen.

Es liegt dort, wo die Staaten Montana, Idaho und Wyoming aneinander stoßen. Es umschließt fast 8700 Quadratkilometer. Im Jahre 1872 erklärte der Kongreß, daß es von der Ansiedlung und Bebauung freigehalten werden und ausgeschlossen werden sollte, um dem Volke als öffentlicher Park und Belustigungsort zu dienen. Es darf in ihm nicht gejagt und keine Fallen gelegt werden. Ein Regiment Kavallerie versieht, im Sommer zu Pferde, im Winter, etwa acht Monate, auf Schneeschuhen, den Beaufsichtigungsdienst. Zu ihm gehören zwei weitere Reservate, der 33850 Quadratkilometer große Yellowstone-Forst und die Madisonabgrenzung von 3290 Quadratkilometern. Dieser Park gleicht also ungefähr in der Größe dem Königreich Bayern. 1807 entdeckte ihn ein einsamer Trapper, Colter mit Namen. Seinen Erzählungen wurde nicht Glauben geschenkt. 1863 wurde die erste wissenschaftliche Expedition in das Bergland unternommen. Auf der Reise dorthin wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß neben den Hotels, die den Eisenbahnen gehören und für diese daher allein Reklame machen, auch die „Weely permanent Camping Compagnie" besteht, die die Touristen in eigenen Gespannen ebenso wie die Hotelgesellschaften von Hotel zu Hotel, so von Lager (camp) zu Lager befördert.

Ich machte kurz entschlossen von dieser Einrichtung Gebrauch und kann sie nicht warm genug denen empfehlen, die für das Leben in der Natur Sinn haben und Vertreter des amerikanischen Volkes, nicht nur der oberen 400 kennen lernen wollen. Die Lager bestehen in einer Reihe von Zelten zum Übernachten für eine, zwei und vier Personen, großem Eßzelt, Küchenzelt usw. Die Beköstigung ist einfach, reichlich und gut. Jedes Lager hat eine „Patroneß", die sich um das Wohl der Gäste sorgsamst bemüht. Diese Damen sind meist Lehrerinnen aus dem Osten, die ihre Ferien in dieser einträglichen und gesunden Weise verbringen. Diese Einrichtung hat etwas ungemein Anheimelndes, eine persönliche Note, die bei den großen modernen Hotels fehlt, wo jeder Gast nur eine Nummer vorstellt.

Ich machte zunächst die übliche vier- bis fünftägige Tour durch den Park mit. Abends sitzt man am großen Lagerfeuer und kann amerikanisches Volkswesen kennen lernen.

Morgens wird in den Zelten geheizt. Der Temperaturunterschied



Verf. phot. 1906.

Vorrat fürs abendliche Lagerfeuer.

Verf. phot.

Ankunfts- und Abfahrtsstelle in einem Weely-Lager im Yellowstone-Park. Im Hintergrund das Eß-Zelt.

Verf. phot. 1906.

Das Rooſevelt-Lager im Yellowſtone-Park.

zwischen Tag und Nacht ist bei der Höhenlage des Parkes (6—8000 Fuß) noch weit bedeutender, als z. B. im 2100 Fuß hoch gelegenen Panette Valley.

Nach jener Durchquerung trennte ich mich von der Reisegesellschaft und schlug mich seitwärts in die Büsche. Ich mietete mir ein Reitpferd und ritt über den 10000 Fuß hohen Mount Washington in das seitwärts und ganz einsam gelegene Roosevelt-Lager. Es war erst seit zwei Sommern aufgeschlagen, nachdem Roosevelt jene Stelle besucht hatte. Als ich die Spitze des Mount Washington erreichte, zogen von zwei Seiten Gewitter heran, es stürmte gewaltig. Unter einem Felsvorsprung suchte und fand ich Schutz, aber ich und mein Pferd waren beide froh, als sie vorüber waren und wir fürbaß ziehen konnten.

Im Roosevelt-Lager war es sehr nach meinem Geschmack. Höfliche und freundliche Bewirtung, fast gar keine Fremde. Ich ritt jeden Morgen 20—25 englische Meilen, gewöhnlich beteiligte ich mich an den Patrouilleritten. Einmal ritt ich weiter mit einer von entgegengesetzter Seite gekommenen Patrouille und ließ mich nachmittags von ihr nach der „Dead Man's Gulch" geleiten, einer Schlucht, in der niedrige Tiere oder sich legende Menschen durch Gase eingeschläfert werden, um nicht wieder zu erwachen.

Zu den größten Wundern dieses Parkes gehören die Geiser-Schwefelpfuhle, Seebecken mit ganz einzigartigen und einfach unbeschreiblichen Spiegelungen. Ihre Oberfläche schimmert bald im zarten Ton der Amethyste, bald in den brennenden und leuchtenden Farben der Türkise oder hellen Smaragde. Im Yellowstone-Park kann man sich im Fluß Fische fangen, sich umdrehen und sie in der „Teufels-Küche", einem Pfuhl mit brodelndem Wasser, kochen. Wer ungewöhnliche, landschaftliche Reize sucht, wird nicht auf seine Rechnung kommen. Der Waldbestand ist nicht hervorragend, die Bäume noch jung und niedrig; alles zeugt von den riesigen Waldbränden früherer Jahre.

Doch fehlt es nicht an reizvollen Punkten. So erinnere ich mich wohl der Schönheit des Yellowstone-Sees, den ich eines Morgens auf einer Wagenfahrt über einen Wald hinweg erblickte. Und unbeschreiblich schön und für mich in seiner Eigenart ganz einzig ist der „Grand Canjon" (eine große Schlucht) mit den beiden Wasserfällen des Yellowstoneflusses, die 95 und 33 Meter hintereinander hinabstürzen. Zu beiden Seiten die herrlichen Felsmassen in den wunderbarsten hellen Farben; goldgelb (yellow stone) und purpur-

rot herrschen vor. Die Schlucht ist bis 350 Meter tief, die Breite zwischen 300—1400 Meter. Man kann an den Fuß der Wasserfälle hinuntersteigen, über sich die Felsmassen bis zu 400 Meter. Und man kann hinaufsteigen und auf die Felsmassen, auf Adlerhorste mit jungen Adlern im Nest, die von den Alten gefüttert werden, hinabsehen.

Die einzige Büffelherde, die es in den Vereinigten Staaten noch gibt, befindet sich im Yellowstone-Park. Vor einigen Jahrzehnten war der Westen stark bevölkert mit diesen Tieren. Jetzt fristen die traurigen Überreste in einer großen Umzäunung von einigen englischen Meilen im Park ihr Dasein. Ob es ihnen gehen wird wie den Indianern, die durch das Nichtstun und den Alkohol degeneriert, doch wieder in den Indianer-Reservationen anfangen, sich zu vermehren?

Am ersten Nachmittage machte ich die persönliche Bekanntschaft mit einem jungen Schwarzbären. Ich streifte allein in der Nähe des Lagers umher, da kam er aus dem Busch und schnüffelte ganz zutraulich an meinem Kodak. Ich überlegte mir, ob ich ihm etwas am Kopf graulen sollte, wagte es aber doch nicht. Und dieser Mangel an Mut war gut. Denn später hörte ich, man dürfe den zahmsten Bären nicht an seinen Kopf fassen. Ich rief den „camp boy" herbei, der dem jungen Bären eine Semmel brachte. Diesen Moment nahm ich mit meinem Kodak auf; es war das erste Bild, das ich im Leben nahm. Ein hübsches Bild bot sich eines Abends. Hinter den großen Hotels befinden sich Plätze, auf die die Küchenabfälle geworfen werden. Die Bären kommen dann abends, um sie zu verzehren. Ein solcher Platz war nach der Hotelseite zu mit einem Stacheldraht abgegrenzt. Ein junger Schwarzbär tat sich gütlich; plötzlich verschwindet er, denn auf die Bühne tritt mit Würde eine Grizzli-Mama mit ihren zwei „cups" (Jungen). Bald aber weicht die Würde einer großen Unruhe, die um so stärker wird, je weniger sich die Kinder von ihr anstecken lassen. Diese fressen unbekümmert weiter und achten nicht aller Aufforderungen und Bitten der besorgten Mutter, das Feld ihrer Freßtätigkeit zu räumen. Aber plötzlich verstehen auch sie und alle drei nehmen Reißaus vor dem Herrn der Schöpfung: der Haustyrann, der Grizzli-Papa, erscheint zum Nachtmahl. Vor ihm macht sich alles aus dem Staube, was zur Bärenfamilie gehört.

Im Roosevelt-Lager war eine Bärin am Abend vor meiner Ankunft in die Vorratskammer eingebrochen und hatte aus diesem Zelt einen Schinken und ein geschlachtetes Kalb entwendet. Das als Vorrats-

Patrouille im Winter im Yellowſtone-Park.

Der Vereinigten Staaten letzte Büffelherde im Yellowſtone-Park.

Ein Bär bei der Mahlzeit „à la carte“.

Bären im Yellowstone-Park.

Verf.s erſte Moment-Aufnahme.

Der Kodak ſchnüffelnde junge Bär erhält vom Lagerjungen Brot.

kammer dienende Zelt war daraufhin etwas uneinnehmbarer befestigt worden. Am nächsten Abend suchte die Bärin vergeblich Einlaß. Wir sahen sie dann auf einer Tanne sitzen und unter ihr auf abgebrochenen Ästen ihre zwei Jungen ziemlich unglücklich auf uns Laternenbewaffnete hinuntersehen. Wir gingen weiter, da wir im entfernteren Kutscherzelt ein Geräusch gehört zu haben glaubten. Als wir nach einiger Zeit zurückkamen, war die Bärin gerade an dem Fuße des Baumes angelangt, um sich davon zu machen. Sie nahm schleunigst wieder ihre alte Stellung über uns ein. — Von einem in seiner Jugend ähnlich zutraulichen Petz, wie es mein Kodakschnüffler war, erzählten mir die Patrouillereiter. Er sei in seiner Jugend mit Candy (Zuckerwerk) sehr verzogen worden. Älter geworden, habe er als Recht gefordert, was ihm früher aus Freundlichkeit gewährt. Er habe sich zum rechten Wegelagerer ausgewachsen, der den Gästen Durchfahrt verweigerte, wenn sie ihm nicht Zuckerwerk verabreichten. So habe der Regimentsoberst diesen Verzug der allgemeinen Sicherheit halber erschießen lassen müssen.

Achtzehntes Kapitel.

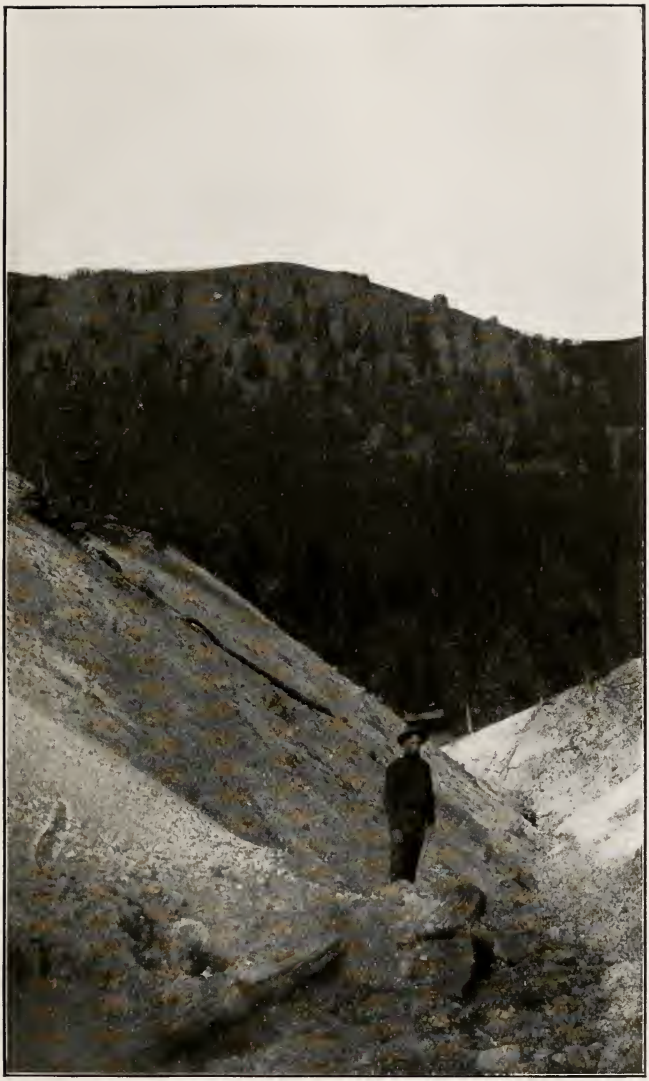
Einiges über Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten der Amerikaner im Westen.

Für die kirchlichen Verhältnisse bezeichnend ist der Umstand, daß Payette, ein Ort von 3500 Einwohnern, 11 Kirchengebäude aufweist. Sie sind selbstverständlich ohne Staatshilfe, nur aus Privatmitteln erbaut. Der Staat verlangt aber auch von Kirchen keine Steuern.

Das kirchliche Leben konzentriert sich im Westen in der Hauptsache auf Bekämpfung gewisser Dinge, wie des Alkoholgenusses, und bestätigt sich augenscheinlich sehr in einem Formenwesen, wie es in einer puritanischen Auffassung der Sonntagsheiligung zutage tritt. Ich stand sehr unter dem Eindruck, es mit „Sonntagschristen" zu tun zu haben. Von Durchdrungensein einer christlichen Lebensauffassung, die sich in allen Handlungen des Werktages zum Ausdruck zu bringen weiß, habe ich wenig, sehr wenig gespürt; viel, sehr viel aber vom Gegenteil. Auch davon ein Beispiel. Zwei Damen, eifrige Mitglieder der amerikanischen englischen Hochkirche, zogen von Payette 1895 fort und verkauften mir allerhand Hausstandssachen. U. a. auch Blumen,

Enten usw. Von Deutschland her es nicht anders gewohnt, nahm ich ihre Ehrlichkeit als selbstverständlich an und zahlte die Preise, die sie forderten, zumal nach deutschen Verhältnissen das Geflügel nicht teuer war. Immerhin erfuhr ich nachher, daß sie mir teurer als dem Ortspreis entsprechend, angerechnet wären. Die Damen wußten, ich wollte die Enten auf der einzurichtenden Farm zur Zucht haben, und deshalb überließen sie es mir wohlweislich, erst nachträglich herauszufinden, daß sie mir 4 Enteriche, aber nur zwei Enten verkauften! Und diese Entengeschichte in ihrem weiteren Verlauf dient zur ferneren Illustration des Unterschiedes des amerikanischen vom deutschen Gewissen. Dort gilt oft für „smart", was hier unehrenhaft heißt. Die eine der beiden Enten wurde im Frühjahr, auf dem Nest brütend, die Beute eines Raubtieres. Die andere aber brütete etliche junge Entlein aus, die sich täglich mehrmals bei der Küche einfanden, und dann auf der neu angelegten Wasserleitung fortschwammen. Als sie eines Abends ausblieben, suchte meine besorgte Haushälterin vergebens die jungen Entlein auf der ganzen Farm. Schließlich blieb nur die Annahme, auch sie seien einem Raubtier zum Opfer gefallen.

Im Herbst aber hörte ich, daß die Frau des Nachbarfarmers, der mir das Wasser abgrub und mich so enorm schädigte, wie auf Seite 37 erwähnt wird, etliche weiße Enten habe. — Niemand außer mir hatte aber in der ganzen Gegend überhaupt Enten gehabt — so waren es nun auch die meinigen, die auf der Wasserleitung unter dem Zaun auf die Nachbarfarm hinübergeschwommen waren und dort von der Frau eingesperrt gehalten wurden! Und diese Dame mit dem weiten Gewissen wagte es nach Jahr und Tag, auf meiner Farm vorzufahren, als ob nie etwas geschehen wäre! — Die jüngere jener Damen vom Blumen- und Entenhandel verkaufte mir schließlich „auf Zeit", „on time" (im Gegensatz zu bar „cash") eine Jersey-Starke, die nach ihrer Versicherung im Frühjahr kalben sollte. Als sie dies aber nicht tat, ließ ich tierärztlich feststellen, daß sie nie Mutterfreuden haben würde; sie mußte also als Schlachtvieh zu niedrigerem Preis den Weg alles Irdischen wandern. Die Verkäuferin hatte von der Unfruchtbarkeit des Tieres gewußt, und antwortete auf meinen Vorschlag, ihrerseits den Wertunterschied zwischen Milchkuh und Schlachtvieh tragen zu wollen, mit den Worten: Wenn das Tier inzwischen gestorben wäre, würde ich wohl auch von ihr erwarten, daß sie den Verlust trüge.



Verf. phot. 1906.

„Dead man's gulch" („Toten-Mannes-Schlucht") im Yellowstone-Park.

(Ein Niederlegen in derselben hat den Tod zur Folge.)

Ferner ließ ein Deutscher, neu angekommen, unbekannt mit den Landesverhältnissen, sich eine Veranda bauen und bezahlte den Preis, den ihm die als zuverlässig empfohlenen Zimmerleute anrechneten. Sie selbst erzählten mir nach Jahren, wie sie ihn dabei übervorteilt hätten, mit gutem Gewissen seine Unkenntnis und sein Vertrauen in die Reellität der beiden Zimmerleute mißbrauchend. Ein anderes Beispiel: Ein Amerikaner, Besitzer eines Holzsägewerkes, irrt sich zu seinen Ungunsten bei der Aufmachung einer Rechnung für einen Deutschen, der ihn dann darauf aufmerksam macht, worüber er sich wegen der Ehrlichkeit dieses dummen „dutchman" dritten gegenüber lustig macht.

Meiner Erfahrung nach mit vollem Recht wies unlängst der bekannte Neuyorker Schriftsteller Henry Urban die ihm von seiten eines nach zwei Ländern schielenden Deutsch-Amerikaners gemachten Vorwürfe zurück, daß er von Dollarskönigen, Dollarismus und dem Dollarslande spräche. Der Dollar und sein Erwerb als Hauptinhalt des Lebens — das ist dem Amerikaner beiderlei Geschlechts einfach angeboren! Und wünschte man in Deutschland auch in manchem Haushalt, daß Mann und Frau besser zu rechnen verstünden, so berührt doch gerade das übermäßige Rechnen, Handeln und Feilschen bei den Amerikanerinnen feinfühlige Menschen sehr unangenehm. Bittet man einen Jungen von vielleicht fünf Jahren, einen Brief über die Straße zu bringen, so kann es einem passieren, daß er fragt: „How much do you pay for it"[1])? Oder will man einen jungen, noch unerfahrenen Menschen in Dienste nehmen, so wird er, weit entfernt, sich zu freuen, Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntnisse zu bekommen, nicht zögernd einwenden, er wäre wohl der Sache nicht gewachsen, sondern stets fragen: „How much is in it"[2])?

Ich meine, dies würde anders sein, wenn alle die vielen Leute, die sich allsonntäglich ein-, zwei-, ja dreimal in der Kirche einfinden, in erster Linie Alltagschristen, Leute, denen ihre Religion nicht Formensache, sondern Lebensinhalt ist, wären.

Bezeichnend und typisch ist die Auffassung einer Farmersfrau; sie sagte in einer Gebetsversammlung: „it pays to be a good Christian, because we get a Reward in the other life for it"[3]). Wenigstens praktisch gedacht und eine offene Anerkennung der Politik

[1]) Wieviel bezahlen Sie dafür?

[2]) Wieviel bringt es ein?

[3]) Es bezahlt sich, ein gutes Christenleben zu führen, denn wir bekommen im Jenseits dafür unseren Lohn.

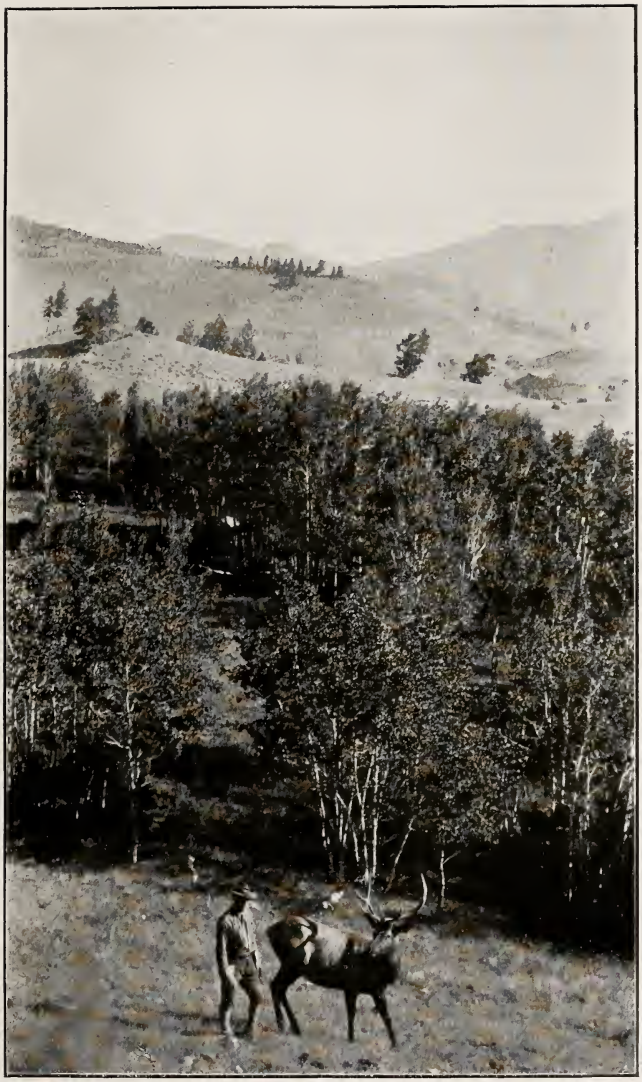
der Gegenseitigkeit auch im Verkehr mit seinem Gott und Heiland. Von kirchlichen Feiertagen kennt der Amerikaner nur den ersten Feiertag, Weihnachten und Ostersonntag. Die Logik der Kirchenleute, den ersten Weihnachtstag zu feiern, nicht aber den Karfreitag, habe ich nie verstehen können.

In Berlin gibt es eine Gemeinde von „Christian-Scientists". Es ist daher vielleicht von Interesse, einige Andeutungen über diese Sekte „Christian-Science" (Christliche Wissenschaft) und über ihre Hirten zu bringen, ehe ich einige Erlebnisse aus meiner Nachbarschaft erwähne. Eigenartig ist, daß Christian Science eine Frau als Gründerin hat, Frau Mary Baker Eddy. Sie ist 1821 geboren und gründete 1879 die „first Church of Christ Scientist" in Boston, deren Pastor sie wurde. Im Alter von 60 Jahren gründete sie 1881 „the metaphysical College", in welchem Studenten beiderlei Geschlechtes ausgebildet werden, sich ihre Lehren anzueignen, ehe sie die Erlaubnis bekommen, als Prediger und vor allem als Heiler (healer) in die Welt hinauszugehen. Den Grundgedanken ihrer Lehren faßt Mrs. Eddy in folgende Worte zusammen: „Die Hauptsteine im Tempel der Christian-Science werden in folgenden Thesen (postulates) gefunden: „Leben ist Gott; gut und nicht böse. Die Seele ist sündlos, sie findet sich nicht im Körper; Geist ist nicht und kann nicht materialisiert sein; Leben ist nicht dem Tode unterworfen; der wirklich geistige Mensch hat kein Bewußtsein von körperlichem Sein (material life) oder vom Tod." Eine große und wenig bekannte Wahrheit liegt ihrer Lehre zugrunde: Ein, wenn ich so sagen darf: trainierter Geist hat eine meist ungeahnte Kraft über alles Leibliche, Krankhafte und Tödliche. Diese Wahrheit findet in den Vereinigten Staaten, namentlich auch durch die „New-Thought"-Bewegung unter allen Schichten der Bevölkerung viele Anhänger in diesen Tagen.

Mrs. Eddy behauptet nun, Krankheit bestehe nicht in Wirklichkeit, sondern nur in der Einbildung der Menschen. Ärzte und Medizinen gibt es nicht für sie als Hilfe zur Beseitigung von Krankheiten.

Einer der eigenartigsten Denker und Schriftsteller Amerikas, Elbert Hubbard in East Aurora, Neuyork, hat kürzlich in der Reihe seiner berühmten und empfehlenswerten „Little Journeys" (kleine Reisen) in vorurteilsfreier Weise ein Heft über Mrs. Eddy geschrieben, das ich zur Lektüre allen empfehle, die sich für diese eigenartige Erscheinung interessieren.

Hubbard erzählt von ihr u. a., ihre Kirche halte keine bezahlten



Verf. phot. 1906.

Ein Sergeant und ein Elk im Yellowstone-Park.

Prediger, die Scientists glauben nicht, daß Priester oder gewisse Leute Gott näher stünden, als andere (S. 139). Alle haben Zutritt zu der ewigen Wahrheit, und daher ist der Priesterstand (ecclesiastic) ausgeschlossen. Sie hat den theologischen Mittelsmann abgelehnt und besucht selbst nie die von ihr mit einem Aufwand von 200 000 Dollars aus eigenen Mitteln erbaute Kirche, ausgenommen einmal im Jahr und dann nur, fügt Hubbard hinzu, aus Rücksicht auf den Architekten. Ihre Lehren hat sie niedergelegt in dem Buche „Science and Health" (Wissenschaft und Gesundheit). Kein Schriftsteller soll je so viel verdient haben wie Mrs. Eddy mit diesem Buche. Allein für Wegeverbesserungen gibt sie jährlich 50 000 Dollars aus. Man kann sich also die Größe ihres „erschriebenen" Vermögens vorstellen. Es ist dies auch kein Wunder. Wer in die Geheimnisse ihrer Lehren eindringen will, muß sich zunächst das Buch kaufen, das ich in manchem Farmhaus an Stelle der Bibel zum täglichen Gebrauch liegen sah.

Hubbard sagt: „Ehe sie ihr Buch schrieb und ihre Religion formulierte, hatte sie ihr Leben gelebt. Ihr Buch ist ein Versuch, ihr Leben zu erklären und als ihr Leben wuchs, änderte sie auch ihr Buch. Ihr Buch hat auf ihr Leben zurückgewirkt und die Person, die aus demselben den größten Nutzen gezogen hat, ist Mary Baker Eddy. Diese Tatsache, daß das Buch aus dem Leben heraus geboren und geschrieben wurde, hat ihm vielleicht die enorme Verbreitung geschafft."

Mrs. Eddy erlaubt nicht, daß über ihre Bücher gepredigt wird, daß sie „erklärt und ausgelegt" werden. Sie dürfen nur „gelesen" werden.

Gute, gläubige Christian-Scientists versuchen gar nicht, das Buch zu verstehen, sie nehmen es an und glauben es, behauptet Hubbard. „Es ist inspiriert," sagen sie, „so muß es wahr sein — du wirst es verstehen, wenn du wert sein wirst, es zu verstehen." Und spöttisch fügt Hubbard hinzu: „Und so sehen wir unseren alten Freund ‚geistige Tyrannei' (intellectual Tyranny) in anderer Form wiederkommen. Eines ist gerade so wertvoll wie körperliche Gesundheit, und das ist geistige Unversehrtheit (intellectual integrity)."

Jedesmal und immer bezieht sich der Student und Heiler „auf unsere gesegnete Lehrerin, Führerin und Beispiel Mary Baker Eddy". In Christian-Science-Versammlungen werde sie fünfmal angeführt, wenn Gott und Jesus einmal erwähnt werden. Aber nach ihrer Lehre sind Gott und Jesus Persönlichkeiten, die inspirieren, die Bücher

diktieren, und häufig erklärt sie, ihre Methode, zu heilen, sei dieselbe, die Jesus geübt habe. Stellen aus der Bibel werden abwechselnd mit solchen aus ihrem Buch gelesen. Beide gelten als „heilige Schriften".

In der Praxis erlebte ich nun folgendes: Die Frau meines Nachbarn wurde schwindsüchtig. Ihre nächsten Nachbarn, Christian-Scientists, überredeten den besorgten Gatten, die Frau nach Boisé zu bringen, wo sie unter beträchtlichen Kosten einer Heilerin anvertraut wurde, die für sie betete und ihr die Hand auflegte. Im letzten Stadium der Schwindsucht wurde sie zur Farm und zu ihren kleinen Söhnen zurückgeschickt. Ohne jede weibliche Hilfe, schrieb der Mann an seine Mutter; sie traf kurz vor dem Tode der Schwiegertochter ein und blieb bei dem verwitweten Sohn. Die Nachbarn, die Christians-Scientists erklärten, an dem unzeitigen Tod sei der mangelnde Glaube des Mannes schuld, der im Mißtrauen auf die Genesung der Frau seine Mutter zur Stellvertretung und Hilfe habe kommen lassen. Wenige Wochen nach der Beerdigung fuhr er jeden Nachmittag mit seiner Mutter nach New-Plymouth, wo er Unterricht in Christian-Science von einer Frau erhielt. Später heiratete er deren Tochter. Vorigen Sommer erkrankte eines ihrer Kinder, eine Heilerin kam aus Boisé, erkannte Diphtherie, sprach es aber nicht aus und ließ auch keinen Arzt kommen. Diese erfuhren erst nach dem Tode des Kindes von der Krankheit, die sich in der Tat als Diphtherie herausstellte. Vor zwei Jahren schleppte sich die bejahrte Frau eines anderen Nachbarn lange Zeit mit Schwindsucht hin. Als sie endlich ihrem Leiden erlegen war, erzählte mir einer ihrer Söhne, sein Vater habe, obwohl selbst nicht Christian-Scientist, dem Wunsche der Kranken gemäß, einen „healer" aus Boisé für sie kommen lassen. Die Person hat dann später in Boisé die Heilungsversuche fortgesetzt, also aus der Entfernung und für diese Heilungsmethode von dem 50 englische Meilen entfernten Boisé pro Tag 2 Dollars berechnet.

Es ist schade, daß Unverstand der Verbreitung eines an und für sich gesunden Gedankens, einer großen Wahrheit: daß der Geist die Macht über alles hat, von neuem Hindernisse in den Weg legt.

Für Mystizismus aller Art hat der Amerikaner viel Sinn. Nirgends finden Schwindler auf diesem Gebiet solchen guten Nährboden für ihre Operationen wie in den Vereinigten Staaten.

Wir haben erwähnt, daß die meisten Kirchen Amerikas nur zwei Festtage kennen, von denen der eine regelmäßig auf einen Sonntag, eben auf Ostersonntag fällt. Der Staat dagegen kennt einige welt-

Verf. vom Sattel aus phot. 1906.

Ein Elk und der einzige Bulle im Yellowstone-Park.

liche Feiertage, an dem seine Behörden, die Post, auch die Banken geschlossen sind, an denen aber doch nicht die ganze Bevölkerung durch Ruhen von der Arbeit Anteil nimmt. So gibt es im Mai den „decoration day", den Tag der Gräberschmückung der in den Kriegen Gefallenen, an dem in erster Linie die Veteranen der Feldzüge geehrt werden und das Andenken ihrer einstigen Kampfgenossen ehren. Ebenfalls ins Frühjahr fällt der „arbor day", der Baumtag. Man denkt sich eine Feier so, daß jeder ein Heim besitzender Bürger den Tag zur Ausschmückung seines Gärtchens durch Anpflanzen von Bäumen verwendet. Man hält gerne die Schulkinder an, an diesem Tage Anpflanzungen um ihr Schulhaus vorzunehmen. Im September der „labor day", der Festtag der organisierten Arbeiter, der von den Regierungen sehr beachtet wird. An zwei Tagen aber sucht jeder von der Arbeit zu ruhen und — oft eine viel anstrengendere Arbeit — sich dem Vergnügen hinzugeben. Dies sind der 4. Juli („fourth of july") und das Erntedankfest („Thanksgiving day"). In jedem Ort, der den 4. Juli, die Befreiung der Vereinigten Staaten von Englands Herrschaft feiert, wird öffentlich die Unabhängigkeitserklärung vorgelesen und dies geschieht ebenso in patriotischen Privatkreisen. Und das Dankesfest, an dem auch hier und da der eigentlichen Bedeutung des Tages entsprechend ein Dankgottesdienst abgehalten wird, gipfelt in dem „Thanksgiving Turkey dinner". Turkey heißt der Truthahn und ist der nationale Festbraten jedes echten Amerikaners, sei er im Lande geboren oder habe er es erst als zweite Heimat adoptiert. Und es liegt etwas Schönes in dieser Sitte, da befreundete Familien zu diesem Mahl am letzten Donnerstag im November, also nach eingebrachter Ernte und vor Winters Beginn, sich gegenseitig zu Gaste laden. Und wer an diesem Tage kein Heim gefunden, in das er zum „Turkey dinner" geladen, der ist ein Bruder jenes Einsamen, von dem es heißt (nach den Worten . . . . ja, wer auch nur eine Seele *sein* nennt auf dem Erdenrund): „. . . . und wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus diesem Bund."

Der Ärmste sucht an diesem Tag sich mit den Seinen zum festlich bereiteten Mahl zu setzen. Wenn im ganzen sonst dem deutschen Neuankömmling die amerikanische Gastfreundschaft geringer und schwerfälliger erscheint als er es in Deutschland beim Landverkehr gekannt hat, so liegt dies wohl in erster Linie mit an dem Fehlen von jeglicher Hilfe im Hause. Man mache sich nur einmal klar, was es heißt, bei einer ganzen Bevölkerung in Stadt und Land haben die

Hausfrauen außer etwaigen eigenen herangewachsenen Kindern überhaupt keine Hilfe. Keine Dienstmädchen, keine Zugeherinnen! Und haben die Farmer im Winter doch einige Monate Rast, schon durch die Kürze der Tage bedingt, so gibt es für die Farmersfrau das ganze Jahr kein Ruhen und Rasten, und sucht der Mann ihr beim Waschen usw. noch so viel Arbeit abzunehmen. Manche richten es ja deshalb in den Wintermonaten so ein, daß sie nur zwei Mahlzeiten kochen, ein kräftiges erstes Frühstück um 10 Uhr, nachdem alles Vieh versorgt ist, nachdem die täglichen Arbeiten, Füttern, Melken usw., getan sind, und ein Mittagessen um 4 Uhr.

Aber am Dankesfest will der Tisch im ärmsten Hause schier niederbrechen unter der Last der Schüsseln. Auch sonst hängt das amerikanische Volk noch an manchem alten Gebrauch. Der Halloween-Abend, der an unseren Fastnachtdienstag erinnert, gehört der fröhlich neckenden Jugend, an dem sie sich allerhand Scherze erlauben darf. Schon die alten Kelten kannten den Halloween-Tag.

Zur Zeit seiner Blüte gibt es „Schneeballfeste". Am Neujahrstag eines Schaltjahres empfangen die Herren die Besuche der Damen und manch alter Herr kann an diesem Tage inne werden, wieviel Herzen er immer noch besitzt. Im Schaltjahr, heißt es, dürfen die Mädchen Anträge zur Heirat stellen, und mancher Scherz ist im Schaltjahr erlaubt.

Heirat. Ja, daß es noch so manche schöne Volkssitte im Dollarlande gibt, nicht wahr, das dachte man nicht? Und ebenso wird man über die unbestreitbare Tatsache erstaunt sein, daß im klassischen Lande der Ehescheidungen unendlich viele Ehen früh, aus Liebe und ohne jegliche Rücksicht auf materielle Vorteile geschlossen werden. Kein wirklicher Kenner der Verhältnisse wird dies abstreiten, und für mich ist es eine besondere Freude, dies hier hervorheben zu können.

Eine auf dem Lande allgemeine Sitte ist die, daß bei Todesfällen Nachbarn den Liebesdienst tun, die Leiche zu waschen und anzukleiden. Es tun dies nicht die Anverwandten des Verstorbenen. Ferner werden jede Nacht bis zur Beerdigung an der Leiche Wachen gehalten; auch dies ist Ehrenpflicht der Nachbarn. Und endlich gilt es als Auszeichnung, als Poll bearer (Sargträger) gebeten zu werden.

Großer Payette-See mit Halbinsel, 5000 Fuß hoch gelegen. Wasser unergründlich tief.

Großer Payette-See mit 400 Hektar großer mit Urwald bestandener Halbinsel.

Neunzehntes Kapitel.

Zur Alkoholfrage.

Ein bedauerlicher Anhang des kirchlichen Lebens ist die Rolle, die in ihm die Alkoholfrage spielt.

Niemand soll es verargt werden, über diese wichtige, soziale Frage aller Zeiten sein eigenes Urteil zu haben und für Verbreitung desselben Propaganda zu machen. Bedauert aber muß werden, daß sie als eine Frage der Religion betrachtet und behandelt wird. In West-Afrika hatte einst der amerikanische Leiter der Presbyterianischen Mission den boys, die bei den Weißen in Stellung, erklärt, sie könnten zum Abendmahle nicht zugelassen werden, wenn sie für ihre Dienstherren Bier- und Weinflaschen entkorkten.

Mein boy hatte mir einmal erklärt, ich sei kein Christ, weil ich Bier und Wein tränke. Meiner Aufforderung, mir seine Corrisco-Bibel zu bringen, in der ich ihm die Stelle von der Hochzeit zu Kana aufschlagen wollte, kam er wohlweislich nicht nach. Und eine Dame in Amerika meinte einmal, das sei auf der Hochzeit zu Kana grape juice (Traubensaft) gewesen, aber doch nicht Alkohol enthaltender Wein.

Unter Prohibition versteht man das gesetzliche Verbot von Herstellung und Verkauf alkoholhaltiger Getränke mit Ausnahme solcher für Medizinalzwecke.

Ein Prohibitions-Staat ist also ein solcher, in dem beides verboten ist. In den Vereinigten Staaten gibt es eine ganze Anzahl solcher Prohibitions-Staaten.

Die nächst mildere Form zeigen die „local option"-Staaten: „local option" heißt eine gesetzliche Bestimmung, nach der jede Verwaltungseinheit wie County durch Mehrheitsbeschluß bestimmen kann, ob in ihrem Bezirk Alkohol in irgendeiner genießbaren Form außer wiederum zu Medizinalzwecken zum Verkauf angeboten werden darf. Es kann also vorkommen, daß ein Bezirk einer Stadt dies verbietet, ein anderer es erlaubt. Um ein richtiges Bild dieser in Deutschland merkwürdig erscheinenden Einrichtung geben zu können, muß man den Unterschied der Trinksitten, bzw. Unsitten erwähnen. Weite Kreise, wie die akademischen, bei denen eine feste Trinksitte von alters her bestanden hat, kennen in Amerika solche Trinksitten gar nicht. Es dürfte viele Universitäten und „Colleges" geben, an denen die Mehrzahl der Zuhörer und Zuhörerinnen keinen Tropfen alkoholhaltiges

Getränk zu sich nimmt. Trinkkomments usw. sind unbekannt. Fast ebenso unbekannt aber, von großen Städten abgesehen, ist in Amerika die deutsche Kneipe, d. h. ein mehr oder minder gemütliches Lokal, in dem man wenig Alkohol enthaltende Getränke, wie leichte Weine und Bier, bekommen und außerdem bequem an einem Tisch sitzend, auch etwas zu essen erhalten kann.

Statt dessen kennt der Amerikaner einen der deutschen Kneipe sehr nahestehenden Bruder, den „Saloon". So wie er besteht, ist es ein „curse for the Country" (ein Fluch für das amerikanische Land). Das unterschreibe ich ohne weiteres! Der Saloon ist ein mehr oder minder ungemütliches, im besten Falle protziges Lokal. Ein „bar" (Schanktisch) zieht sich längs der einen Seite des Raumes hin. „Bar" heißt in diesem Falle ein hoher, massiver, nicht sehr breiter Tisch mit geschlossener Wand vorn, also ohne Beine. Dieser Schanktisch ist so hoch, daß ein Niedersitzen an ihm ausgeschlossen ist. Hinter der Bar steht der „Bartender" (von attending) und schenkt die mannigfaltigsten Getränke aus, die sich nur in einem ähneln: in ihrem starken Alkoholgehalt. Auch das meiste amerikanische Bier steigt mehr zu Kopf als das deutsche.

Die Trinkunsitte besteht darin, daß man, ohne zu essen, oft auf nüchternen Magen in Versuchung kommt, mehrere Gläschen stark alkoholhaltigen Getränkes im Stehen herunterzustürzen. Diese Versuchung findet durch die fernere Unsitte des „Treating-Systems" eine Verstärkung. „To treat" heißt in diesem Sinne, jemanden freihalten. Gegenüber der in Deutschland häufigen Knickerigkeit ist gewiß nichts dagegen zu sagen, wenn ein Bekannter den anderen einmal freihält. Es bietet sich dann schon eine Gelegenheit zur Wiedervergeltung. Nein, gerade diese uns in Amerika zu eigen gewordene Großzügigkeit im Wesen, gerade auch in kleinen Dingen, ist nur nachahmenswert. Man ist namentlich im Westen kein Pfennigfuchser. Auch auf kleinen Touren, auf der Elektrischen bezahlt einmal der eine, ein andermal überläßt er es stillschweigend dem anderen. Das zeigt davon, daß man über Kleinigkeiten erhaben ist und es ist m. E. ein schöner Zug, der gerade den im Westen Geborenen eigen ist, viel mehr als denen, die vom Osten kommen. Es mag in diesen von der Kultur weniger beleckten einsameren Gegenden des Westens ein Zug alter patriarchalischer Gastfreundlichkeit liegen.

Doch Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage, wenn man die Kehrseite der Medaille betrachtet. Einer fordert seine Bekannten auf

„have a glass“ und wirft einen Dollar auf die Bar. — In manchen Plätzen verzichtet man ganz auf Herausgabe. Dann fühlt sich einer der Eingeladenen verpflichtet, seinerseits die „crowd“ (die Menge) freizuhalten; „come on, boys, have a drink with me“, sagt ein dritter, der vielleicht den Dollar sehr viel besser anwenden möchte, aber glaubt, nicht zurückstehen zu können, und in fünf bis zehn Minuten hat man fünf bis sechs Gläschen und oft verschiedene Getränke durcheinander die Kehle hinuntergegossen, womöglich jedes Glas ohne Sinn und Verstand auf einen Schluck. Aber noch wahnwitziger wird die Sache, wenn ein Mann ihm gänzlich Fremde einladet, mit ihm zu trinken. Sie haben mit ihm nur das eine gemeinsam, daß sie sich in diesem Augenblick im selben Raum befinden. Und in so sinnloser Weise wird viel Geld vertrunken. Statt nun gegen diese wahnwitzigen Auswüchse reformierend und aufklärend anzukämpfen, schütten die Fanatiker das Kind mit dem Bade aus und suchen durch Mehrheitsbeschlüsse im Lande der Freiheit, der Prohibition zum Siege zu verhelfen. Es ist vor zwei Jahren vorgekommen, daß in einem südlichen Staat Prohibition Gesetz wurde, und daß man nach Schließung der Brauereien den in denselben befindlichen Vorrat an Bier hat — auf die Straße laufen lassen.

Das für mich bei dieser staatlichen Prohibition Bedenklichste und Unsittlichste ist die aller Beschreibung spottende Übertretung der Prohibitionsgesetze und die künstliche Züchtung eines entsetzlichen Pharisäertums. Für wieviel besser sich diese „Frommen“ halten, die einen Trunk Bier für etwas Sündhaftes betrachten, wie sie in der Beziehung auf uns herabsehen, das kann man nicht erzählen, das muß man erleben, um es beurteilen zu können. Aber ebenso auch die Übertretung des Gesetzes! Ich bin Gott sei Dank durch Prohibitions-Staaten nur gereist und verließ Idaho, ehe die „prohibitions-craze“ (Wahnsinn) ihr Ziel dort erreicht hat. Aber man höre nur von herrschenden Zuständen vorurteilsfreie Leute erzählen, die in diesen Prohibitions-Staaten gelebt haben, wie dort die Gesetze auf alle Weise umgangen werden, wie der heimlich zum Verschank kommende Alkohol jeder staatlichen Kontrolle entbehrt, das schlimmste Gift ist. Wie der Achtung vor dem Gesetz stündlich ins Gesicht geschlagen wird, wie die persönliche Freiheit, die die Verfassung jedem amerikanischen Bürger zugesagt hat, mit Füßen getreten wird. Und vor allem, wie statistisch nachgewiesen, gerade in den Prohibitions-Staaten das Laster der Trunksucht sich geltend macht.

Jemand erzählte mir glaubwürdig, wie es ihm am Vorabend seiner Abreise aus dem Heimatstädtchen, in dem als Prohibitions-Staat bekanntesten und berüchtigtsten Kansas, ergangen. Er und seine Freunde zogen in 22 verschiedene Lokale. In jedem einzelnen konnte man heimlich und dem Gesetz zuwider alkoholhaltige Getränke kaufen. Unter diesen 22 Lokalen fand sich selbst ein „millinery Store", ein Geschäft für Damenhüte, das nur von weiblichen Wesen geführt wird. Solche Tatsachen kann man zu Tausenden berichten.

Treffend und bezeichnend ist folgende Anekdote: Prohibitions-Frauen suchten einen Saal für eine große Abendversammlung. Sie waren sehr erstaunt, als der Wirt, der auch eine Wirtschaft besaß, sich bereit erklärte, am Abend zugunsten der Prohibition das Wort zu ergreifen. Froh gestimmt, machte die Vorsitzende bekannt, Herr Wirt Soundso würde jetzt zugunsten der Sache das Wort ergreifen. Große Spannung. „Mit wenigen Worten," begann er, „kann ich mein Interesse an der Prohibition begründen. Wer ihr nicht anhängt, kommt durch die Vordertür in mein Lokal, kauft für 5 Cents ein Glas Bier und schindet mindestens eine Stunde bei mir Lokal, Zeitungen u. dgl. lesend. Ihr eifrigster Verfechter aber schleicht durch die Hintertür herein, kauft für einen Dollar eine Flasche Whisky und verschwindet schleunigst."

Die Vereinigten Staaten kennen eine Inlandsteuer auf Alkohol, von, ich glaube, $2^1/_2$ Dollars auf die Gallone. Erst vor wenigen Jahren wurde das Bundesgesetz so abgeändert, daß denaturierter Alkohol von dieser Steuer ausgenommen ist. Bis dahin konnte man ihn nur zu einem sehr hohen Preise bekommen und benutzte ihn nur, wo er nicht ersetzt werden konnte. Seit der Änderung erst ist es der Landwirtschaft ermöglicht worden, viele ihrer Produkte und Abfälle zur Bereitung von denaturiertem Spiritus zu verwenden.

Hoch bezahlt wird an und für sich die „license", die Erlaubnis zur Führung von Alkoholgeschäften und vor allen die von Wirtschaften „Saloon license". Diese machen trotzdem enorme Geschäfte. Die Saloons in Boisé sollen jetzt an Stadt, County und Staat jeder 1975 Dollars pro Jahr, also 8000 Mark an License-Abgaben zahlen. Bedauerlich ist aber, daß Amerika die deutsche Steuer nicht kennt, die steigt, je mehr Alkohol das Getränk enthält, die also eine Prämie auf Getränke mit geringem Alkoholgehalt in sich begreift.

Idaho hat, als zweiter Staat der Union, leider 1896 bereits „women suffrage", Frauen-Wahlrecht, eingeführt.

Die Geistlichkeit in den kleinen Landorten des Westens zeichnet sich nicht durch Bildung, sondern durch Einseitigkeit und Fanatismus, durch Unduldsamkeit, einen engen Gesichtskreis und durch den Mangel geschichtlich geschulten Denkens aus. Die Geistlichen sind fast ausnahmsweise fanatische Anhänger der Prohibitionsbewegung. Sie haben beträchtlichen Einfluß auf die gläubigen Frauen ihrer Gemeinde. Für politische Zwecke machen sie hiervon nur zu reichlichen Gebrauch. Sie verkünden in den Predigten vor den Wahlen, für wen man wählen soll. Natürlich für die, die ihre Stimme im Parlament für „local option" und Prohibition abgeben. Seit einer Reihe von Jahren dreht sich ein großer Teil des Wahlkampfes fast ausschließlich um diese Frage. Als bei den Wahlen von 1906 tüchtige Kandidaten einfach deswegen unterlagen, weil sie sich nicht hatten verpflichten wollen, für local option zu stimmen, taten sie dies vor der nächsten Wahl gegen ihre bessere Überzeugung und erhielten 1908 auch die Stimmen der Pfarrer und ihrer weibischen Anhänger beiderlei Geschlechtes. Das local option-Gesetz wurde angenommen. § 22 bestimmt: „Irgendeine Person innerhalb der Grenzen eines Prohibitions-Staates, welche Spirituosen empfängt oder bestellt, macht sich einer Strafe von 200 Dollars oder Gefängnis von 30 Tagen bis zu 6 Monaten schuldig." Es ist also jedermann verboten, innerhalb eines Prohibitionsstaates Spirituosen zu seinem Gebrauch zu halten. — Ebenso bezeichnend für die Gesinnung der Prohibition-Anhänger ist, daß die „Music Hall Association" von Cincinnati dem dortigen Stadtverbande die Music Hall zu einer Feier des Deutschen Tages verweigerte, welche am Sonntag, den 3. Oktober stattfand, weil der Nationalbund eine „politische und antiprohibitionistische Vereinigung" ist. In den einzelnen Counties wurde diesen Sommer in besonderen Wahlen darüber abgestimmt, ob das County „trocken gehen" sollte oder nicht. Es wurde mit allen Mitteln der Verleumdung und der Übertreibung gekämpft, aber nur dort, wo der Sieg zweifelhaft sein konnte. In Payettes Canjon County war der Sieg der Prohibitionisten ein sicher vorausgesehener. In Ada County aber, in dem die Hauptstadt Boisé liegt, siegten die Maßvollen. Sie straften jenen fanatischen Geistlichen Lüge, der erklärt hatte, in Boisé würde keine anständige Frau (decent woman) gegen local option stimmen.

Einer meiner Nachbarn, der selbst keinerlei Bedürfnis nach Alkohol empfand, sagte mir einmal, er sei einfach deswegen gegen Prohibition „because Prohibition does not prohibit" (weil Prohibition nicht

verhindert). Das ist des Pudels Kern. Und das lehrt die Geschichte der Bewegung. Aber manche wollen gar nicht sehen und lernen.

Der neue Gouverneur läßt keine Gelegenheit vorübergehen, sich öffentlich für den Segen des Frauenwahlrechtes und der Prohibition auszusprechen. Natürlich! Er will doch in zwei Jahren wiedergewählt werden. Und seine Wiederwahl ist sicher, wenn er die Stimmen der Frauen hat, einerlei, welcher Partei sie angehören. Ce que femme veut, Dieu veut! Es ist ein großer Mißstand geworden, daß für alle möglichen politischen Ämter nur diejenigen Aussicht haben, gewählt zu werden, die den Fanatikern zu Willen sind. Tüchtige und geeignete Kandidaten werden daher oft nicht gewählt, oder sie müssen gegen ihre bessere Einsicht handeln.

Vor Beginn der Schulen hatten sich im September in Boisé viele Lehrkräfte aus dem ganzen Staate zu einem eine Woche dauernden Lehrertag versammelt. Bezeichnend für die herrschende Stimmung ist folgender Beschluß in bezug auf Prohibition: „Daß wir eintreten für Staat-Prohibition, und daß wir unsere äußerste Verachtung und Verdammung solchen aussprechen, welche so hartnäckig die verleumderische Nachricht weitergetragen haben, anläßlich des Empfanges des Lehrertages sei im Hause des Gouverneurs Wein angeboten worden." „That we place ourselves on record as favoring state-wide prohibition of the manufacture and sale of intoxicating liquors and that we express our utmost contempt and condemnation upon those who so strenously circulated the libelous report of wine being served at governor B.'s reception to the teachers."

Voriges Jahr weigerte sich die Methodistenkirche, den Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten Fairbanks als Abgesandten zu einer Versammlung von Vertretern der Sonntagsschulen abzusenden, weil er seinen Gästen „cocktail" vorgesetzt hatte!

Diese Fanatiker begnügen sich aber nicht damit, die persönliche Freiheit in bezug auf die Trinkfrage zu zerstören, sondern versuchen dies auch in bezug auf vieles andere. Ihre Ansicht über die Art der Sonntagsheiligung z. B. soll allen anderen aufgezwungen werden. Im Osten stehen als „blue laws" bekannte, ganz veraltete Gesetze noch in Kraft, bei deren strikten Durchführung einem der Verstand stillstehen möchte! Vor einigen Jahren setzten es die Fanatiker durch, daß in dem heißen Philadelphia der Verkauf von Eis am Sonntag verboten wurde. Die Milch wurde sauer und die beträchtliche Zu-

nahme an Kindersterblichkeit in den nächsten Wochen war die nur zu natürliche Folge.

Eben weil die persönliche Freiheit in jeder Weise beschnitten werden soll, weil Gesetzesübertretung und Heuchelei Tür und Tor geöffnet wird, deshalb ist es eine wohlerkannte Pflicht des deutsch-amerikanischen Nationalbundes, zum Wohle des Landes gegen dieses Unwesen von Fanatikern und Heuchlern anzukämpfen.

Gerade diejenigen werden Feinde der Prohibition sein, denen das Wohl ihres Volkes am Herzen liegt, die die enormen Schäden erkannt haben, die der Alkohol am Volkskörper anrichtet. Wir Freunde einer zielbewußten Mäßigkeitsbewegung sind die erbittertsten Feinde der Prohibition. Ich persönlich darf mir um so eher bewußt sein, diese Frage vorurteilsfrei zu behandeln, als ich seit 16 Jahren als Regel gar nichts trinke und nur ausnahmsweise und dann mit um so größerem Genuß in Gesellschaft mich an einem guten Glase Wein erfreue und selbst im schönen Bayernlande, das das bestbekömmlichste und leichteste Bier der Welt überhaupt nicht verschickt, oft die ganze Woche ohne einen Tropfen Bier verbringe.

Viel gesunder scheint mir die in Deutschland um sich greifende Bewegung gegen den Alkoholismus zu sein. Sie fußt ja zum großen Teil auf der Erkenntnis der vorwiegend sozial-hygienischen Bedeutung der Alkoholfrage. Demgemäß tritt im allgemeinen das religiöse Moment in den Hintergrund, wenn auch die Abstinenten innerhalb einzelner religiöser Gemeinschaften sich als Abstinente zusammenschließen. Ein bemerkenswerter Vorzug der deutschen Bewegung gegen den Alkoholismus scheint mir auch der zu sein, daß neben und mit den Arbeiterkreisen sich mehr und mehr die gebildeten Stände an ihr beteiligen. So sehen wir in Deutschland die Alkoholgegner der gebildeten Stände — Ärzte, Offiziere, Lehrer, Studenten u. a. — sich innerhalb ihrer Gesellschaftskreise zusammenschließen und zum Teil der Bewegung der unteren Schichten als Führer vorangehen. Diese Beeinflussung durch persönliches Beispiel und durch Aufklärung und Belehrung scheint mir sehr nachahmenswert.

In Deutschland, meine ich, müßte die laxe Auffassung des „über den Durst trinken" und über das „seiner Sinne nicht mehr mächtig sein" einer strengeren weichen. Aber man hüte sich, daß die Abstinenz-Fanatiker teils durch unpraktischen Idealismus, teils durch direkte Vorspiegelung falscher Tatsachen ähnliches Unheil über das Land bringen, wie es in den Vereinigten Staaten geschehen ist. Man lächle

da nicht und unterschätze nicht die Gefahr. Schon vor etlichen Jahren las ich, wie ein einstiger Schulgenosse von mir, Dr. P. in Hamburg, öffentlich im Interesse der Prohibition Stimmung machte für das seiner Ansicht nach so empfehlenswerte amerikanische System des Frauenwahlrechtes und des local option-Gesetzes.

Es ist und bleibt m. E. ein furchtbares Armutszeugnis für ein großes Volk, wenn man erklärt, es kann nur durch völlige Abstinenz vom Alkoholteufel befreit werden. Ist es so geschwächt, hat es im ganzen wie im einzelnen so die Kraft zur Selbstbeherrschung verloren, dann wird sich dies auch auf vielen anderen Gebieten schlimm bemerkbar machen.

Auf der anderen Seite soll man im Vertrauen auf die sittliche Kraft des Volkes nicht nachlassen in der Aufklärungsarbeit und in den Bemühungen zur Mäßigkeit. Dazu ist aber vor allem nötig, daß die durch Stand und Bildung hochgestellten Kreise mit gutem Beispiel vorangehen. Darin fehlt es wohl an manchen Orten und in manchen Kreisen noch sehr.

Rein gesundheitlich betrachtet, ist es wohl noch die Frage, ob nicht die ganz ungeheuren Mengen Kohlensäure dem Körper auch recht schädlich werden, die Antialkoholiker in Amerika und allmählich auch in Deutschland sich einverleiben. Weniger Salz und Pfeffer und man wird außer bei großer Kälte oder bei großer Hitze fast ganz ohne Getränke auskommen können, auch ohne Kaffee und Tee. Direkt verwerflich halte ich es, wenn Vereine oder Einzelpersonen junge Leute in jugendlichem Alter durch Abnahme eines Eides zur Enthaltsamkeit auf diesem oder jenem Gebiete zwingen. Einmal können diese einfach aus Mangel an Erfahrung die Tragweite der Sache nicht übersehen, handeln nicht in vollem Bewußtsein der Dinge. Zum anderen aber wird oft eine schwere Unterlassungssünde von denen begangen, die zum Schwur überreden und verleiten, indem sie die Sache nur einseitig darstellen und beleuchten.

Die aus dieser Unterlassungssünde später sich ergebenden schweren Gewissenskonflikte derer, die durch sie aus Fanatismus zum Eid überredet worden, fechten sie dann nicht an. Die stets anzustrebende Möglichkeit der souveränen Freiheit eines Individuums über sich selbst und über seine Wünsche und Begierden wird durch einen solchen Eid vernichtet. Deshalb halte ich die Verleitung dazu für unsittlich, mögen die Beweggründe noch so ideale sein. —

Ich schließe meinen kurzen Beitrag zur Alkoholfrage mit der

Erwägung: Freiwillige, persönliche Annahme der Wahrheiten, die Wissenschaft und Praxis zutage fördern, nicht gesetzlicher Zwang, der den einzelnen unfrei macht, eine Schwächung seiner Willenskraft und seines Selbstbewußtseins bedeutet, können dauernd bessere Zustände schaffen.

Zwanzigstes Kapitel.

Amerikanische Vermittelungsstellen für künstlerische Darbietungen auf dem Lande.[1])

In den Vereinigten Staaten[2]) gibt es in Chicago und in Philadelphia Agenturen, die es sich zur Aufgabe machen, Angebot und Nachfrage künstlerischer Genüsse für die vielen kleinen und kleineren Städte mit anwohnender Landbevölkerung zu regeln und zu vermitteln. Der Kürze halber will ich an einem Beispiel zeigen, in welcher Weise dies geschieht. Boisé, die Hauptstadt Idahos, hat jetzt etwa 25000 Einwohner, die Stadt Payette etwa 3000 und beide sind begrenzt von einer sehr dichten Landbevölkerung.

Eine der vielen Logen oder die Y. M. C. A. (Young men Christian Association) setzt sich rechtzeitig für das kommende Jahr mit einem jener Bureaus, „Lyceen" genannt, in Verbindung. Die Stadt Boisé teilt mit, sie wolle Kräfte für zwölf Abende, das weit kleinere Payette für vier Abende fest zur Verfügung gestellt haben. Der betreffende Verein, resp. die Loge, garantiert dem Lyceum das Geld. Nun entwirft dieses für die verschiedensten und verschiedenartigsten Künstler und Künstlertruppen Reisepläne. Die betreffenden Vereine bringen alle verfügbaren Plätze auf zweierlei Weise an den

---

[1]) Bereits veröffentlicht auf Wunsch von Herrn Professor Dr. Sohnrey in seiner Zeitschrift „Das Land", Organ des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimpflege. 18. Jahrgang Nr. 3.

[2]) Auch in Deutschland sind ähnliche Vermittlungsstellen schon mehrfach und mit Erfolg tätig. Wir erinnern nur an die Vortragsvermittelung durch die Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung (Berlin), des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung (Frankfurt) oder des neuen Südbayerischen Verbandes für Volksbildung (München), sowie an die von diesen Vereinen gegründeten „Wander-Theater". Trotzdem also die Sache für unser Vaterland nicht so gänzlich neu ist, wie der Verfasser annimmt, bringen wir doch die interessante und in mehrfacher Hinsicht anregende Darstellung gern zur Veröffentlichung.

(Anmerkung von der Redaktion von „Das Land".)

Mann. Einmal verkaufen sie für alle Vorstellungen gültige Karten zu einem billigeren Abonnementspreis — season tickets —, zum anderen reservieren sie eine gewisse Anzahl Plätze und geben für diese nur Karten — mit etwas erhöhtem Preis — für die einzelne Vorstellung aus.

Die Vorstellungen bieten in ihrer Gesamtzusammenstellung allen etwas. Kunstdarstellungen klassischen und leichten Inhaltes, belehrend und unterhaltend. Das allen Gemeinsame aber und Wichtige ist, daß sie alle künstlerisch Tüchtiges und vor allem garantiert Anständiges leisten und vorführen! Außer von diesen Lyceen gesandten Künstlern, Rednern und Truppen kommen natürlich auch andere in die Städte für Vorstellungen und Aufführungen, aber bei diesen hat man selten vorher eine Garantie für die Qualität ihrer Leistungen.

Boisé sah in seinen Mauern durch dies vorzüglich funktionierende Zusammenarbeiten von Lyceen im Osten mit einer lokalen Organisation im Westen an bedeutenden Künstlern u. a. Damrosch mit 60 Mann seines Orchesters, das Orchester vom Scala-Theater unter Leoncavallos Leitung. Pauer, Paderewsky, die Nordica, last but not least Frau Schumann-Heink. Aber nicht nur viele einzelne erstklassige Künstler, die den Abend allein mit ihrer Kunst ausfüllen, sondern Ensembles von drei bis vier Künstlern und Künstlerinnen: z. B. eine Dame, die rezitiert, eine Sängerin, ein Baß oder Tenor, und ein Künstler mit seinem Streichinstrument.

Eine andere Vorstellung bot Lichtbilder mit begleitendem Vortrag, dann wieder war ein bedeutender Redner gewonnen. Auch der Humor kam zu seinem Recht, gute Komikervorstellungen sahen wir, Darstellung verschiedenster Charaktere, sehr guten Gesang von Minstrels (Negern mit klaren, reinen Stimmen, die alten beliebten „southern songs“ vortragend). Ein guter Zauberer tritt dann und wann auf. Man sieht, alle Grade der Bildung und des Geschmackes bedenkt die sorgfältige Zusammenstellung des Lyceums.

Der Vorteil dieser Einrichtung ist ein vielfacher: einmal die Möglichkeit, ganz kleinen Orten und der Landbevölkerung reinen künstlerischen Genuß zu mäßigem Preise, da kein Risiko besteht, zu verschaffen; — sodann wird vielen trefflichen Künstlern etwas Festes und Anständiges für das ganze Jahr geboten, sie sind nicht gewissenlosen Agenten, unwürdiger Behandlung und niederdrückendem Wettbewerb mit Minderwertigen ausgesetzt. Ein weiterer großer Vorteil besteht darin, daß die Landbevölkerung in der Gewißheit, ihr wird

in diesen Vorstellungen nur Gutes geboten, diese vor allen anderen bevorzugt, daß ihr Interesse an künstlerischen Genüssen wächst!

Auch in den großen Städten halten sich die Theater nicht wie in Europa fest angestellte Ensembles, sondern die großen Theatergebäude in Chicago werden zeitweise, für Wochen oder Monate, an ein später weiterziehendes Ensemble vermietet. Liegen kleinere Städte bequem auf der Route, so bleiben bedeutendere Truppen auch wohl mal ein oder mehrere Tage in diesen. So sah ich eine sehr gute Vorstellung des „Othello" im Jahre 1896 in Boisé von einem vorzüglichen Neuyorker Shakespeare-Darsteller, der mit seinem Ensemble und eigenen Dekorationen reiste, als Boisé höchstens 5000 Einwohner zählte. Und jetzt bereist den Westen ein ebenfalls bedeutender Darsteller Shakespearescher Charaktere mit seiner Truppe. Er gab voriges Jahr in Weiser, Idaho, „Antonius und Kleopatra". Ein Abend war für die Leute von Payette vorbehalten. Auf meine Veranlassung ließ der Leiter der Lokalbahn über die Hauptbahn einen Extrazug nach Weiser gehen, der vielen Hunderten von Menschen den Genuß einer Shakespeare-Vorstellung und die Rückkehr in derselben Nacht auf die Farm ermöglichte. Echt amerikanisch, aber praktisch war es, daß vor der Vorstellung die Leute durch Vorführung von kinematographischen Bildern mit den Stätten, an denen das Stück spielte, dem alten Rom usw., bekannt gemacht wurden. Daß ein Bild von Alexandrien vorgeführt wurde, auf dem ein Automobil das Straßenbild modernisierte, tat der gelungenen Einführung in die Gegenden der alten Welt und in längst vergangene Zeiten des Orients keinen Abbruch! Die Sache fand Anklang, und als dieses Jahr Hanford wieder mit seiner Truppe nach Weiser kam — das mit einigen tausend Einwohnern sich vor zwei Jahren ein Theater mit 1500 Sitzplätzen gebaut! — ging wieder ein Extrazug von New-Plymouth über Payette auf dem Geleise der Union Pacific nach Weiser. Diese ganze Gegend war vor 15—18 Jahren ein Stück unbewohnter Wüste.

Und wie sieht es im Verhältnis dazu im lieben Vaterlande aus? Gibt es dort auf dem Lande überhaupt eine Möglichkeit, gute Kunstvorstellungen und ähnliches der Landbevölkerung zu bieten? Wenn ich auf meiner einsamen Farm, wie alle Verhältnisse in der alten Heimat, so auch die Fragen und Klagen der Arbeiternot auf dem Lande in Deutschland verfolgte, so sagte ich mir oft, hättet ihr doch die Einrichtung der Lyceen, versuchtet ihr, die ihr durch Gutsbesitz und Bildung dazu berufen seid, den Leuten auf dem Lande mehr An-

regung, mehr echte Freuden zu verschaffen, in größerem Maße die Vorteile der Großstadt ohne deren Nachteile zu gewähren! Wir im wilden Westen der Vereinigten Staaten bieten der landarbeitenden Jugend viel mehr Anregung und Unterhaltung. Da steht das Schulhaus stets für Versammlungen und Unterhaltungen zur Verfügung, für „socials" und für „boxsocials", wo die Jugend nur des Vergnügens willen oder für einen guten Zweck zusammenkommt, wo Vorträge gehalten werden, Musik gepflegt, und die in „boxes" mitgebrachten Vorräte verzehrt werden.

Im Interesse der deutschen Künstler wie der Bevölkerung in kleinen Städten und auf dem Lande läge es (meines Erachtens), wenn in zweckdienlicher Weise die Einrichtung des amerikanischen Lyceums, deutschen Verhältnissen angepaßt, in der alten Heimat nachgeahmt würde.

Schlußworte.

So haben wir nun an unseren Augen eine Gegend und ihre Bewohner vorüberziehen lassen. Eine Gegend, die vor wenigen Jahren noch Wüste war, heute einem Paradiesgarten gleicht. Bewohner, die aus allen Teilen der Union und aus vielen Gegenden Europas sich dort zusammengefunden haben. Leute, die im einzelnen verschiedener Abstammung, unterschiedlich in Gebräuchen und Anschauungen, eins aber sind in dem ernsten Streben, voranzukommen zu ihrem und ihrer Kinder wirtschaftlichen Vorteil, aber auch beseelt sind von dem Gedanken: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein." Und so verschieden auch in dieser Beziehung die Wege sein mögen, die jeder glaubt gehen zu sollen — allen wohnt eine große, unverbrauchte sittliche Kraft inne, die zu pflegen und zu heben des Schweißes der Edelsten wert ist. In einem vor allem weiß sich die ganze Bevölkerung einig in ihrer großen Liebe zum Westen.

Für mein deutsches Vaterland wünschte ich, es hätte ein solches Land, in dem seine überschüssige, junge Kraft sich ähnlich frei entfalten könnte.

Die Kolonien — wird man sagen. Ja, aber man bedenkt nicht, wie dort tatsächlich immer noch die Zustände sind und noch lange bleiben werden. Auf der einen Seite viele Beamte, die aus ihrer engen Beamtenlaufbahn herausgerissen, sich in so ganz anderen Verhältnissen nicht zurechtzufinden wissen und die, ganz naturgemäß alle Vorzüge,

Verf. phot.

Feodor-Farm.
(Haus hinter den Bäumen, Windmühle, rechts Stallung.)

Verf. phot.

Weide auf Feodor-Farm.
(Im Hintergrund Stallung, Hof, Orchard.)

aber auch alle Einseitigkeiten des deutschen Beamten im Blute haben. Und auf der anderen Seite auch vielfach und unbestritten Leute, die sich auch noch nicht akklimatisiert haben, die, wenn ich so sagen darf, noch nicht das Gleichgewicht im neuen Lande gefunden haben.

Wenn es meiner Arbeit gelungen ist, den Eindruck zu erhöhen, von welch befruchtendem Wert die immer intensivere gegenseitige Kenntnis von Land und Leuten für beide großen Staaten ist, und wenn die so gewonnenen Eindrücke praktisch verwertet werden — dann ist mein Buch nicht umsonst geschrieben worden.

Mir schwebt immer vor, als gäbe es unter der deutschen Jugend viele Kräfte, die brach liegen. Warum z. B. finden sich keine jungen Söhne regierender Häuser (die Prinzen aus dem Wittelsbacher-Hause und aus dem Hause Mecklenburg sind eine Ausnahme), denen gestattet wird und die ermutigt werden, statt des militärischen oder neben ihm einen bürgerlichen Beruf gründlich zu erlernen, ihm eifrig nachzuleben, und ihm ihre ganze Kraft zu widmen. Die Liebe des Volkes zu seinem Herrscherhause würde gewiß nicht darunter leiden. Und warum erkannte nicht so mancher junge Mann aus verwandten Kreisen, daß der ererbte Reichtum und die ererbte gesellschaftliche Stellung das ihnen verliehene Pfund ist, mit dem sie wuchern sollen und müssen? Und wenn sie es ernst nehmen mit ihren Berufspflichten, dann werden sie in der Lage sein, im Auslande nicht als Grand-Seigneur reisend, sondern als Bürger in ihrem Beruf arbeitend, Eindrücke zu gewinnen. Und vermöge ihrer Stellung und Verbindung werden diese aus der eigenen praktischen Erfahrung gewonnenen Eindrücke viel leichter an maßgebenden Stellen auf fruchtbaren Boden fallen und gute Früchte zeitigen können. Die besten Berichte der tüchtigsten Konsuln und der intelligentesten Reisenden können mehrjährige Erfahrungen des praktischen Lebens nicht ersetzen.

Mir tut es seit meiner Rückkehr nach Deutschland oft weh, zu sehen, wie wenig Verständnis in der deutschen Jugend dafür vorhanden ist, daß sie nur ihre Pflicht täte, wenn sie die ideellen Güter zu mehren suchte, die unsere Väter uns erkämpften. Und eng hiermit zusammenhängend scheint mir die bedauerliche, geringe Kenntnis der deutschen Jugend im Reich von dem Leiden, Kämpfen und Siegen ihrer deutschen Brüder und Schwestern im Auslande. Möchte es damit doch anders werden!

Möchte mein Bericht manchen jungen Deutschen und manche junge Deutsche ermuntern, den Wurf zu wagen, abseits der alten ausgetretenen

Bahn ihren Weg zu suchen, zu ihrem Vorteile und zum Siege des Volkstums, dem sie angehören.

Und möchten sie, die einen schweren Kampf zu kämpfen haben, aus diesem Buch Trost und Aufmunterung empfangen, auszuharren.

Zu dem Geschilderten kommen allerdings die persönlichen Sorgen, Mühen und Kämpfe, die hier unerwähnt blieben, weil sie für die Öffentlichkeit von keinem Interesse sind. — Daß die deutsche Jugend im Reich von der im Ausland lernen und sie kennen lernen möge, das ist mein Wunsch. Und der Zukunft und Hoffnung deutschen Volkstums, der Jugend unter den 100 Millionen Deutschen auf der Welt gilt mein Gruß. Ihr rufe ich die Worte zu, die Brahms frei aus der Bibel zusammengestellt, die er, eine Mahnung an das deutsche Volk, als „Fest- und Gedenksprüche" so wunderbar in Musik gesetzt hat:

I.

Unsere Väter hofften auf Dich, und da sie hofften, halfest Du ihnen aus. (Psalm 22, V. 5.)

Zu Dir schrien sie und wurden errettet; sie hofften auf Dich und wurden nicht zuschanden. (Psalm 22, V. 6.)

Der Herr wird seinem Volke Kraft geben, der Herr wird sein Volk segnen mit Frieden. (Psalm 29, V. 11.)

II.

Wenn ein starker Gewappneter seinen Palast bewahrt, so bleibet das Seine mit Frieden. (Ev. Luk. 11, V. 21.)

Aber, ein jeglich Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste und ein Haus fällt über das andere.
(Ev. Luk. 11, V. 17; Ev. Matth. 12, V. 25.)

III.

Wo ist so ein herrlich Volk, zu dem Götter also nahe sich tun als der Herr, unser Gott, so oft wir ihn anrufen.

Hüte Dich nur und bewahre Deine Seele wohl, daß Du nicht vergessest der Geschichte, die Deine Augen gesehen haben. Und daß sie nicht aus Deinem Herzen komme alle Dein Lebelang. Und sollst Deinen Kindern und Kindeskindern kundtun!
(5. Moses 4, V. 9.)

Verf. phot. Südweſt-Ecke meines Hauſes.

Meine Äpfel-Orchard 1907.

Verf. phot. Einfahrt vor dem Haus. Akazien-Allee. Rasen.

Verf. phot. Nordseite meines Hauses.

Anhang.

a) Statistik, den Staat Idaho betreffend.

Idaho wurde bis 1860 ausschließlich von Indianern bewohnt. Dann entdeckte ein Mann, der diesen Waren brachte, Gold. Zwei Jahre später, Oktober 1862, suchten 30 Tausend Menschen Gold in den ersten Minenbezirken;

Bevölkerung:	1870	15000	
	1880	32000	(noch ohne Eisenbahn)
	1890	84000	
	1900	162000	
	1905	300000	(geschätzt)
	1908	360000	„

Idaho ist 84600 engl. Quadratmeilen groß (die Schweiz 16000).
„ hat über 5 Millionen Acres[1]) unter dem Pflug, 40578 Farmer (die Schweiz etwas über $1^1/_2$ Millionen Acres).
„ hat in der kurzen Zeit für 300 Millionen Dollars Gold verkauft.
Süd-Idaho hat 83 Regentage.
„ hat 332 Sonnentage.
Idaho lieferte 1907 für 68386501,70 Dollars Farmerzeugnisse.
„ brachte hervor 1907 an Metallen:

Blei	234404920 Pfund . . .	12470341,74	Dollars
Silber	8491356,12 feine Unzen	5546553,82	„
Kupfer	10847905 Pfund . . .	2241177,17	„
Gold	6642629 feine Unzen .	1373031,40	„
Zink	9192551 Pfund . . .	534087,24	„
	Total:	22165191,34	Dollars.

---

b) Statistik, den Staat Idaho betreffend.

1882 22 Jahre nach der ersten Entdeckung von Gold in Idaho und drei Jahre ehe die Oregon Short Line Eisenbahn (Union Pacific) gebaut wurde, gab es im ganzen Territorium von Idaho nur eine größere Bank: „First National Bank of Boisé" mit einem Kapital von 100000 Dollars und fünf ganz kleine Privatbanken.

---

[1]) 1 Acre = 40,5 Ar.

1908 dagegen 40 „National Banks" mit einem eingezahlten Kapital von 3228000 Dollars und Depots von 13000000
und 121 „State Banks"
mit . . . . . 5575000 „ „ „ „ 13000000
also beide Bankarten
zusammen mit einem
Kapital von . . . . 8803000 „ „ „ „ 26000000

1890 Aus dem Territorium Idaho wird der Staat Idaho
der Steuerwert 20000000 Dollars
1908 „ „ 115680056 „ } ein Fünftel des wirkl. Wertes

Seit Idaho Staat geworden, seit 1890 sind 10208 engl. M. Bewässerungskanäle unter einem Kostenaufwand von 28389271 Dollars gebaut worden. Unter diesen liegen 4040310 Acres Farmland.

1127	Schulhäuser sind gebaut und eingerichtet worden, Kostenaufwand	3018661	Dollars
5	höhere Schulinstitute einschl. d. Universität	897008	„
15	Privat-Lehranstalten	414400	„
518	Kirchengebäude aus Privatmitteln . . .	2223000	„

c) Obstbäume,

als zweijährige Setzlinge gepflanzt, tragen durchschnittlich:

	Äpfel:	Birnen:	Zwetschgen:
im 6. Jahr	1/2 Kiste: 25 Pfd.	2/3 Kiste: 26 Pfd.	25 Pfd.
„ 7. „	1 „ 50 „	1 1/2 „ 52 „	60 „
„ 8. „	5 „ 250 „	4 „ 140 „	180 „
„ 10. „	12 „ 600 „	5 „ 175 „	250 „
voller Ertrag während der folgenden 40 Jahre:	12—25 Kisten: 600—1250 Pfd.		200—400 „
Lebensalter der Obstbäume	50—75 Jahre	25 Jahre	50 Jahre.

Kapitän Shawhans Obstpflanzung von 20 Acres, 1896 gepflanzt, brachte im Durchschnitt folgende Ernten pro Baum im:

Äpfel:		Birnen:	
5. Jahre:	1 Kiste p. Baum: 50 Pfd.	5. Jahre:	1 Kiste gepackt 35 Pfd.
6. „	2 „ „ „ 100 „	6. „	1 1/2 „ „ 52 „
7. „	4 „ „ „ 200 „	7. „	2 „ „ 70 „
8. „	5 „ „ „ 250 „	8. „	2 1/2 „ „ 87 „
9. „	6 „ „ „ 300 „	9. „	3 „ „ 105 „
10. „	8 „ „ „ 400 „	10. „	3 1/2 „ „ 122 „
11. „	9 „ „ „ 450 „	11. „	4 „ „ 140 „
12. „	11 „ „ „ 550 „	12. „	4 1/2 „ „ 157 „

Der 70jährige Kapitän Shawhan bei seiner Birnen-Ernte.

Die Obstpflanzung ist auf Boden gepflanzt, der vor der Urbarmachung sehr uneben war. An manchen Stellen wurde daher viel Boden von der Oberfläche fortgenommen, an diesen Stellen wuchsen die Bäume naturgemäß langsamer. Die ganze Pflanzung hat von Beginn die sorgsamste Pflege gehabt.

---

d) Material für den Obstversand.

Nicht zusammengenagelt, in Boisé lieferbar:

Apfelkisten	$9^1/_2$ Cents	(genagelt 11 Cents)
Birnenkisten	$8^1/_2$ „	(„ 9 „)
Zwetschgenlattenkiste .	$5^1/_2$ „	(„ $6^1/_2$ „)
Beerenlattenkiste . . .	10 „	
Erdbeerenlattenkiste .	12 „	
Himbeerenlattenkiste .	11 „	
Zwetschgenkörbe . . .	6.50 Dollars	per Tausend (4 Körbe passen in in eine Lattenkiste)
Erdbeerkörbe	4,— Dollars	per Tausend
Himbeerkörbe	3,50 „	„ „
Zwetschgenkörbe zusammengestellt	8,50 „	„ „
Erdbeerkörbe do. . .	4,50 „	„ „

Maße:

Apfelkisten „North West Standard" $20^3/_8 : 11 : 9^3/_4$ Zoll, licht gemessen,
„ „California Standard" nur für eine bestimmte Größe von Äpfeln gebraucht: $16^3/_4 : 11^1/_2 : 10^1/_2$ Zoll, licht gemessen,
Erdbeerkiste . . . . . $21^1/_8 : 14 : 8^1/_2$ Zoll (6 Gallonen*) aufnehmend),
Himbeerkiste . . . . $18^1/_8 : 14 : 5^5/_8$ Zoll (3 Gallonen aufnehmend),
Birnenkiste . . . . . $18^1/_2 : 11^3/_4 : 8^1/_2$ Zoll,
Zwetschgenlattenkiste . $18^1/_2 : 11^3/_4 : 2^1/_2$ Zoll (auch für Weintrauben benutzt, dann aber ohne Körbe),
$16 : 16 : 4^1/_2$ Zoll.

*) 1 Gallone = 4,54346 Liter.

---

e)

	Äpfel Kiste: 50 Pfund		Birnen Kiste: 50 Pfund		Zwetschgen Lattenkiste: 20 Pfund		Waggon mit allen drei Sorten gemischt
	Chicago	Neuyork	Chicago	Neuyork	Chicago	Neuyork	
Durchschnittspreis per Kiste	$ 2.50	$ 2.75	$ 2.50-4.—	$ 2.25-5.—	$ 1.10	$ 1.15	
Unkosten des Versandes:							
Fracht	$ —.45	$ —.50	$ —.50	$ —.75	$ —.26	$ —.39	Die sehr viel höhere Fracht von $ 1.50 das Hundert.
Kommission	„ —.18	„ —.18	„ —.20	„ —.20	„ —.07	„ —.07	
Eis	„ —.08	„ —.10	„ — 08	„ —.10	„ —.05	„ —.06	
Bauholz	„ —.03	„ —.03	„ — 03	„ —.03	„ —.01	„ —.01	
	$ —.74	$ —.81	$ —.81	$ 1.08	$ —.39	$ —.53	Der Preis für Zwetschgen von einem Dollar ist als Durchschnittspreis genommen, er ist oft höher, während die Unkosten dieselben bleiben.
Unkosten des Pflückens und Packens per Kiste	„ —.40	„ —.40	„ —.52	„ —.52	„ —.30	$ —.30	
Totalunkosten	$ 1.14	$ 1.21	$ 1.33	$ 1.60	$ —.69	$ —.83	
Reingewinn per Kiste:							
	$ 2.50	$ 2.75	$ 3.—	$ 3.—	$ 1.—	$ 1.—	
	„ 1.14	„ 1.21	„ 1.33	„ 1.60	„ —.69	„ —.83	
	$ 1.36	$ 1.54	$ 1.67	$ 1.40	$ —.31	$ —.17	
Alle Arbeit, auch die eigene, Spritzen usw. abgerechnet, Reingewinn . . .	$ —.60	$ —.60					

$ = Dollars.

f)

	Äpfel	Birnen und Zwetschgen	
		Chicago	Neuyork
Unkosten für Eis von Idaho nach Neuyork pro Waggon 26000 Pfund	$ 57,50	$ 45,—	$ 57,50
Eine Apfelkiste à 50 Pfund per Expreß nach Neuyork gesandt, würde nach der Rate von $ 12,— pro hundert Pfund	$ 6,— = 24 Mk. Porto kosten!		
Frachtpreis von Neuyork nach London pro Waggon à 26000 Pfund	$ 750,—		

Unkosten des Spritzens:

Apfelbaum, 12 Jahre alt, ungefähr	$ —,30
Birnbaum, 12 Jahre alt, ungefähr	$ —,20
Zwetschgenbaum, 12 Jahre alt „	$ —,20

g) Deutsch-Englisches Verzeichnis von Fachausdrücken.

Abflußwasser: vaste water.
Abflußgraben: vaste ditch.
Aufgedämmter Wässergraben: fill.
Bänder um die Apfelbäume: bands.
Baum beschneiden: to prune.
Bewässerung von unten: sub irrigation.
Blumenkelch: calyx.
Butterfaß: churn.
Ebnen, Unterarten: to scrape, to grade.
Eingangsschleuse: headgate.
das im Westen einheimische kleine Pferd: cajuse.
freie Landpostbeförderung: Free Rural Delivery; „F. R. D.“.
Geschäftssinn: business idea.
Graben: ditch: a) feed ditch; b) vaste ditch.
grüner Tisch: red tape.
Hefekuchen: yeast cake.
Hobelwerk: planing mill.
Hotel-Vorhalle: lobby.
Komitee-Vorsitzender: chairman.
Kühlraum: cold storage.
Kühlwaggon: refrigerator car.
Lattenkiste: crate.
Löcher im Wege: choke whole.
Messer- oder Tellerwalze: disk.
Nebenkanal: lateral.
Obstbaumpflanzung: orchard.
Rüben-Umladestation: beet dumping station.
Schaufelpflug: shovel plough.
Schmelzofen-Besitzer: smelter.
Schreckschuß: bluff.
Spielhölle: gamblinghall.
Spritzen: to spray.
tägliche Haus- und Hofarbeiten: chores.
Überführung, Viadukt: fluem.
Unterhaus: House of Representatives.
Vorsitzender eines Komitees oder einer Sitzung: chairman.
Wasserbehälter zum Kochen der Spritzmischung: Vat.
Wasserbehälter: tank.

Obſtgeſetz des Staates Idaho.

An Act.

To amend Sections 1310, 1311, 1312, 1315, 1325, Repeal Section 1327 of the Political Code of the Revised Codes of Idaho, pertaining to Horticultural Inspection, and add Section 1327, providing for notice to inspectors before delivery by carrier and declaring an emergency.

Be It Enacted by the Legislature of the State of Idaho:

Section 1. That Sections 1310, 1311, 1312, 1315, 1325 of the Political Code, Revised Codes of Idaho, be amended to read as follows:

Section 1310. The State Board of Horticultural Inspection shall consist of five (5) members; who shall be appointed by the Governor of the State, and shall hold their office for a term of two (2) years or until their successors are appointed and qualified and in making said appointments the Governor shall consider the recommendations of the "State Horticultural Association" as the proper persons to be so appointed: Provided, that the two (2) members of said board as at present constituted who have the longest terms to serve, shall hold such office until the second Monday of January, 1910, when their successors shall be appointed as herein provided, and that the remaining three (3) members of said board shall be appointed within sixty (60) days after the passage of this Act, to hold office until the second Monday of January, 1911, so that thereafter the regular terms of two (2) members of said board shall expire on the second Monday of January in even numbered years and the regular terms of three (3) members thereof shall expire on the second Monday of January in odd numbered years. Before entering upon the duties of his office each member of the Board shall take and subscribe the official oath prescribed for State officers, which oath shall be filed in the office of the Secretary of State. The members of the Board shall serve without compensation, but shall receive actual expenses incurred in attending meetings of the Board.

Section 1311. The State Board of Horticultural Inspection shall elect its president from among its members annually and the State Horticultural Inspector shall be ex-officio Secretary of said Board

and each of said officers shall hold his office at the pleasure of said Board. The secretary shall perform such duties as may be prescribed by the Board, and said Board shall meet annually at such time and places as it may determine.

Section 1312. The Board shall appoint a State Horticultural Inspector, whose jurisdiction shall extend throughout the State, who shall receive a salary of eighteen hundred dollars per annum *and be allowed actual traveling and office expenses.* They shall also divide the State into not more than ten districts, and the State Horticultural Inspector shall appoint, subject to the confirmation of the Board, a Deputy State Horticultural Inspector for each district so established, if necessary. The persons so appointed shall be especially qualified for their position by reason of a practical knowledge of horticulture and the pests incident thereto. Their jurisdiction shall be limited to their respective districts. Said inspectors shall hold their office during the pleasure of the Board. Said Board shall make an estimate of the amount of money available for each district for each year, and no inspector shall incur any expense in the discharge of his duties in excess of said estimate furnished herein by said Board. The aggregate sum of all the estimates furnished to the various inspectors for any one year must in no case exceed the amount available for carrying out this Chapter for such year.

Section 1315. It shall be the duty of said inspectors, or the State Inspector, either on their own motion or upon the complaint of interested parties, to enter and make, or cause to be made, inspection of any field, rights of way of any irrigation canals or railways, public highways, fields, orchards, nurseries, fruit packing houses, store rooms, sales rooms, depots, or other places where fruits are grown or stored, and of fruits, trees, plants, vines, shrubs or other articles within the State supposed to be, or liable to be, infested with pests, or with their eggs, or larvae, or infested with any contagious disease injurious to fruits, plants, trees, shrubs or vines, as hereinafter provided. If upon any inspection there be found any disease or pests, eggs, or larvae, of any pests injurious to fruits, plants, trees, shrubs, or vines, the Inspector shall notify the owner or owners, or the person or persons in charge or in possession of said places, fields, orchards, nurseries, trees, plants, shrubs, vines, fruits or other articles, as aforesaid. The Inspector shall require such person or persons to eradicate or destroy said injurious pests or insects or their eggs or larvae, within a reasonable time to be specified. Said notice shall be served in person or in writing on said person or persons, or either of them, owning or having in charge such infested places, rights of way, fields, orchards, nurseries, trees, shrubs, vines, plants, fruits, or other articles as visited by the Inspector, or it may be served in the same man-

ner as the summons in a civil action. If the owner or owners, or the person or persons in charge or in possession of any highways, rights of way of canal or railways, fields, orchards, or nurseries or trees or plants or other articles infested with any insect or their eggs or larvae, or with any disease injurious to any trees, fruits, vines, shrubs, plants, or any other articles infested, after having been notified as above to eradicate and destroy the same, shall fail or neglect or refuse so to do, then any and all such places, public highways, rights of way, fields, orchards, nurseries, trees, plants, vines, fruit or other articles thus infested are adjudged and declared to be a public nuisance, and shall be proceeded against as such, and whenever any such nuisance shall exist at any place in the State or on the property of any non-resident, or on any highway, rights of way, or field as aforesaid, or on any property the owner or owners of which cannot be found within the State, or on any property where notice has been served as aforesaid, and where the owner or those in possession shall refuse or neglect to abate such nuisance within the time specified, it shall be the duty of the District Inspector within the County wherein the nuisance is to be abated, or State Inspector, or either of them, and he is hereby empowered, to cause said nuisance to be abated at once by eradicating or destroying all said pests or their eggs or larvae, or by disinfecting or destroying all fruits, trees, vines, plants, shrubs, pits, scions or other articles upon which said fungus diseases or pests or their eggs or larvae may be found. The expense of such proceedings shall be paid out of the general fund of the State in the same manner as above set forth for paying said inspectors. All sums so paid shall be collected from the parties owning said real estate on which said nuisance was situated, by civil suit in the name of the Board herein created, and it shall be the duty of the County Attorney of the County in which said real estate is situated to bring said suit, and said sum when collected shall be paid to the *State Treasurer and by him placed to the credit of the Horticultural Inspection Fund.*

Section 1325. It shall be unlawful to sell or dispose of, or offer to sell or dispose of, or have in one's pessession for sale or barter, any fruit which is or has been infested with San Jose scale or the larva or larvae of the codling moth, and the fact that such fruit bears the marks of the San Jose scale, or is worm-eaten by the larva or larvae of the codling moth, shall be deemed conclusive evidence that said fruit is infected within the meaning of this Section; and the State Inspector and the several Deputies Inspectors are hereby given power to seize and destroy such infected fruit whenever they shall find that the same has been packed, sold, shipped or offered for sale, or where the same has been exposed for sale, or is being held in any warehouse, store, salesroom or

other place for the purpose of being sold, bartered, shipped or exposed for sale or barter; and it is hereby made the duty of said State Inspector and said District Inspectors to enforce the provisions of this section, and any person or persons who shall violate the provisions of this Section shall be deemed guilty of a misdemeanor and shall be punished by a fine of not less than twenty-five dollars and not more than three hundred dollars, or by imprisonment in the County Jail not more than three months, or by both such fine and imprisonment: *Provided,* That nothing in this Section shall be construed to prevent the utilization of such infested fruit in the manufacture of fruit bi-products *within the State,* where said fruit has not been packed, sold, shipped, stored or offered or exposed for sale, *except for the purpose of utilization for bi-product.*

Section 2. That Section 1327, Political Codes of the Revised Codes of Idaho, is hereby repealed.

Section 3. Upon receipt at destination of any invoice of fruit trees, plants or nursery stock from any unlicensed nurseryman whose name does not appear upon the list of licensed nurseryman to be furnished by the State Board of Horticultural Inspection it shall be the duty of the freight agent, express agent or other transportation company's employe having such shipment of fruit trees, plants or nursery stock in charge, to notify the Inspector within whose jurisdiction said invoice is received, of the receipt of said shipment, naming consignor and consignee, and that said nursery stock is ready for inspection; notification to be by mail, telegraph or telephone, and to hold such shipment for inspection by the said Inspector before delivering said plants or nursery stock to the consignee: and the person firm or corporation receiving such nursery stock shall be required to pay the necessary expense of said inspection: *Provided,* That said invoice need not to be held more than one week after notification, as herein provided, is made, to the Inspector. *Provided, Further,* That delivery may be made to a duly licensed nurseryman or his licensed agent, without such notice to the Inspector. The same to be known as Section 1327.

Section 4. Whereas, an emergency exists therefor, this Act shall take effect and be in force from and after its passage and approval.

In demselben Verlage ist erschienen:

Deutsche Geschichte

von Einhart.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage (11.—20. Tausend).

XIV und 426 Seiten gr. 8°. Mit 16 Vollbildern und einer bunten Karte des deutschen Siedlungsgebietes in Mitteleuropa.

Preis in Leinen gebunden M. 3.—, Geschenkausgabe mit 20 Vollbildern und in Leinwand mit Goldschnitt gebunden M. 5.—.

Einige Urteile über das Buch:

„. . . Es drängt mich, Ihnen umgehend für die Zusendung des Werkes aufs wärmste zu danken. Ich staune und staune beim Lesen von Seite zu Seite und freue mich königlich, daß solche Töne Anklang finden im deutschen Volke. Das gibt Eisen ins Blut — und wir brauchen das heute wie die liebe Sonne . . ."

L. F. in Strl. 4. 1. 1910.

In der Nummer vom 8. Dez. 1909 der „Leipziger Neuesten Nachrichten" heißt es am Schluß eines langen Leitartikels:

„Diese wenigen Stichproben mögen genügen, um die Eigenart des Verfassers in der scharfen Charakterisierung politischer Fragen zu zeigen. Einharts ‚Deutsche Geschichte' ist ein Werk, das ein Hausbuch des deutschen Volkes zu werden verdient und das im Gegensatz zu dem falschen Pathos sogenannter patriotischer Literatur auch hervorragend geeignet ist, im Herzen der Jugend vaterländische Begeisterung zu wecken, und welches trotzdem die Dinge so zeigt, wie sie sind."

In seinem Artikel „Was sollen wir lesen?" sagt Dr. Ludw. Finkh in den Propyläen Nr. 52 vom 29. September 1909:

„Es gibt seit kurzem eine ‚Deutsche Geschichte' von Einhart. Ich habe nie etwas gelesen, was so aus einem großen, inneren Gefühl für Zusammenhänge, für Ursachen und Wirkungen, mit so seherischer Klarheit so kurz und bündig erfaßt gewesen wäre. Es ist eine Lust, diese ‚Deutsche Geschichte' zu lesen. Der Rahmen ist der denkbar engste; nur das Wesentlichste ist gesagt, schlicht, ohne Gelehrsamkeit oder aus einem starkquellenden Herzen heraus. Wer diese knappen Kapitel liest, über die Germanen, über Hermann den Befreier, über die Völkerwanderung, bis herunter zu Wilhelm II. und zu dem deutschen Volk um 1908, der wird dem großen Blick, der Sprachgewalt und der unerbittlichen Ehrlichkeit des Verfassers Bewunderung zollen. Das heißt Geschichte geschrieben ungetrübten Auges und tapferen Mundes."

„Das ist's, was ich suchte! So haben schon viele gesagt, wenn sie das Einhartsche Buch eingesehen hatten. Oder: da kann man sich nicht wundern, daß in einem Jahre zwei Auflagen erschienen sind. Ja, es ist wirklich ein Buch, das uns gefehlt hat. Eine deutsche Geschichte als Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Ein feines Konfirmationsgeschenk für unsere Knaben."

Hamburgisches Gemeindeblatt, 30./1. 1910.

Reisen eines Naturforschers im tropischen Südamerika

von **Dr. Otto Bürger**

Professor der Zoologie an der Universität Santiago de Chile
(früher in Göttingen)

Mit 16 Vollbildern und 2 Abbildungen im Text

Preis: brosch. M. 7,60, geb. M. 9,—

INHALT:

Über den Ozean und im Westindischen Archipel. Baranquilla. Auf dem Magdalena Honda. Im Urwalde. Die verschiedenen Klimate und ihre Kulturgewächse. Aufstieg nach Bogotá. Die Hauptstadt Kolumbiens. Savanna und Páramo. Ein Ausflug nach dem Tequendamafall und der natürlichen Brücke von Pandi. In die Llanos. In den Norden der Republik. La Union. Aufbruch zum Rio Meta. Orocué. Der Orinoco. Trinidad.

Einige Urteile über das Werk:

„Der Leser bekommt so ein interessantes Bild von den Wandlungen, welche Flora und Fauna in jenen Bergländern von der Ebene bis zur Schneegrenze erfahren. **Das Werk ist angelegentlich zu empfehlen.**“ *Deutsches Kolonialblatt.*

„Der Hauptwert des Buches liegt in der Schilderung der Tierwelt, zum Teil auch in der Pflanzenwelt, **die der Verfasser mit guter Kenntnis, Sorgfalt und Liebe** beschreibt.“ *Petermanns Mitteilungen.*

„Es sind liebliche und ungemein anschauliche Natur- und Reiseschilderungen, die uns in dem vorliegenden Buche ein reisender Zoologe von Kolumbien, Venezuela und Trinidad bietet.“ *Globus.*

„... diese Andeutungen dürften zeigen, daß man es in Bürgers Reiseschilderung mit einem Buche von **vielseitigem** und **eigenartigem** Interesse und demnach einem **wichtigen Beitrage** zur Kenntnis der Länder Kolumbia und Venezuela zu tun hat.“ *Deutsche Geographische Blätter.*

„In flüssiger und ungekünstelter Darstellung werden die Beobachtungen im Gang der Reise **mit angenehm belehrenden und gründlichen** Mitteilungen über die ganze Flora und Fauna und deren Abhängigkeit von Klima und äußeren Bedingungen verbunden.“ *Deutsche Literaturzeitung.*

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Acht Lehr- und Wanderjahre in Chile

von **Professor Dr. Otto Bürger**

Mit 31 Vollbildern und 6 Textillustrationen (410 Seiten gr.-Oktav)

Preis geheftet M. 10.—, gebunden M. 12.—

Vorwort

Im Februar 1900 erhielt ich von der Chilenischen Gesandtschaft in Berlin die Anfrage, ob ich geneigt wäre, einen Verwaltungsposten am Museum und eine Professur an der Universität von Santiago anzunehmen. Ich erklärte mich bereit und verblieb beinahe 8 Jahre in Chile. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, die langgestreckte Republik vom äußersten Norden bis zur Magelhaensstraße kennen zu lernen, meistens im Auftrage der Regierung zu Studien ausgesandt. Ich vermochte mir also wohl ein Bild von Charakter und Bewohnern jener merkwürdigen Küsten zu formen, zumal ich von Anfang an darauf bedacht war, alles Kennzeichnende zu sammeln: Tiere, Pflanzen und Gesteine; — aber auch Beobachtungen an den vielfarbigen Menschen aller Schichten, dem seltsamen Gesellschafts- und Staatsorganismus und besonders über das so ungleiche Milieu, in dem sich das Leben des eigenartigen Mischvolkes, der reinrassigen Kolonisten und der Indianer abspielt. Das vorliegende Buch enthält sie. Es ist keine Landeskunde, aber es möchte immerhin ein Führer sein, dem Deutschen in der Heimat eine Vorstellung geben von jenen Tälern und Ebenen, welche die gewaltigen Kordilleren begleiten und durchbrechen, Stätten, die so blumenreich sind und gesegnet: im Süden mit Korn und zahllosen Früchten, im Norden mit kostbaren Erzen und Salzen, — und nicht minder von den Herren all dieser Reichtümer: dem Heer der Geknechteten, das sie hebt für eine in Saus und Braus lebende winzige Minderheit Privilegierter, die sich stolz „la Jente" nennt, und der breiten Masse, die zwischen hoch und niedrig genußhungrig anschwillt — ihrer Moral, ihren Leidenschaften und Zielen. Aber auch dem Deutschen in Chile möchte dies Buch sich empfehlen, sei es zum Nachschlagen, sei es, um das Adoptivvaterland einmal in einem anderen Spiegel zu mustern.

Bekanntlich ist in Südamerika, nächst Brasilien, Chile früher am meisten durch die deutsche Einwanderung bevorzugt worden. Die großen Provinzen Llanquihui und Valdivia sind fast rein deutsch und die der Frontera vorwiegend, so daß sich die deutsche Zone etwa vom 37° bis 42° s. Br. ausdehnt. Daraus erhellt, daß unser Reich ein wesentliches Interesse an jenem südlichsten pazifischen Staatswesen besitzt, und Orientierungen über dasselbe nicht zwecklos sein können.

Das Bild Chiles schwankt in deutscher Beurteilung zwischen sehr dunkel und sehr hell. Es gibt ausländische Kreise in Chile, welche es sich seit Jahrzehnten zur Aufgabe machten, das Land als Eldorado zu preisen, und gebildete Rückwanderer, die es einen Raubstaat ohnegleichen nennen. Sollte mein Buch in dem schroffen Gegensatz der Meinungen vermitteln und klären können, so wäre ein weiterer Zweck desselben erfüllt.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Balkan-Bilder

Eine Studienreise durch **Dalmatien, Kroatien, Bosnien und Herzegowina** von

Gino Bertolini

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von
Martha Rumbauer

Preis brosch. M. 5.—, gebd. M. 6.—

Der Verfasser, Dr. Gino Bertolini, ein Bruder des gegenwärtigen Ministers der öffentlichen Arbeiten in Italien, hat in höchst eigenartiger und fesselnder Weise seine Reise durch die Balkanländer beschrieben, die er im Automobil im Herbst vorigen Jahres unternahm. — Er befand sich gerade am Tage der Annexion Bosniens und der Herzegowina in Sarajewo und sah, wie die Proklamation Österreich-Ungarns an die Säulen und Mauern angeschlagen wurde. Er kann uns also aus eigener Anschauung, unterstützt von seinen Photographien, berichten, wie die Dinge dort vor sich gingen. Nach einem Rückblick auf den Okkupationskrieg von 1878 kommt der Autor auf die gegenwärtigen politischen Verhältnisse in jenen Ländern zu sprechen, die heute das Interesse Europas in Atem halten.

Beschreibung des Jehol-Gebietes

in der Provinz Chihli

Detail-Studien in chinesischer Landes- und Volkskunde von

Dr. O. Franke

1902. XV und 103 Seiten gr. 8°. Mit einer Karte und sechzehn Vollbildern

„Wundersam fürwahr in seiner Schönheit ist der Strand des Joho-Flusses, und von den Geistern gesegnet dieses Gebiet am Grenzwall." Tempel-Inschrift in Jehol.

Geheftet M. 8.—, gebunden M. 9.—

W. P. Wassiljew

Die Erschliessung Chinas

Kulturhistorische und wirtschaftspolitische Aufsätze zur Geschichte Ostasiens

Deutsche Bearbeitung von **Dr. Rudolf Stübe**

Mit Beiträgen von Prof. Dr. A. Conrady

1909. Mit 2 Karten. XII und 236 Seiten 8°

M. 6.—, gebunden M. 7.20

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

Das Weihnachtsbuch der deutschen Jugend ist und wird bleiben:

Seestern „1906"

131.—135. Tausend. Preis geb. M. 3.—, Volks-Ausgabe M. 1.—.

Das treffende Wort Theodor Storms: „Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben," trifft auch auf Seestern „1906" zu. Was hunderten von ausgesprochenen Jugendschriften nicht gelungen, das ist dem Verfasser von Seestern „1906" gelungen. — **Er hatte den Weg zum Herzen der deutschen Jugend gefunden.** — Die deutsche Jugend legte die Indianergeschichten und alle die schematischen Erzählungen von Land- und Seeabenteuern zur Seite und griff zu Seestern „1906", der unseres Volkes Not und Hoffen behandelte und die jugendliche Phantasie nicht mehr auf Prärien Nordamerikas führte, sondern ihr die wahre Bedeutung der Flottenfrage für Deutschland vor Augen rückte. An seinen von vaterländischer Begeisterung durchlohten Schilderungen las unsere Jugend in den Weihnachtstagen 1905 sich die Backen heiß. „Endlich ein großes prächtiges Buch für unsere Jungens" — „Meine beiden Jungens, denen ich den „Seestern" zu Weihnachten beschert habe, senden dem Verfasser ihren herzlichsten Dank" — so und ähnlich hieß es in hunderten von Zuschriften, die damals der Verlag erhalten hat. — Und mehr noch: Die Bedeutung dieses Werkes in seinem erzieherischen Wert für unsere Jugend wurde auch von **Kaiser Wilhelm** anerkannt. Auf seine Veranlassung lag in hunderten von Exemplaren Seestern „1906" auf den Weihnachtstischen in den Kadettenhäusern, und im Auftrage des preußischen Kultusministeriums wurde das Buch im Jahre 1906 als Schulprämie in deutschen Schulen verteilt. Das ist ein Erfolg, wie ein Buch, das nicht für die Jugend geschrieben, doch ganz besonders zum Herzen der Jugend spricht, wohl noch nie gehabt hat. — Und dann kamen die zahllosen Anfragen: Wann erscheint der nächste „Seestern"?

Der zweite „Seestern" ist bereits erschienen!

Wenn der Verfasser diesmal aus politischen Gründen ein anderes Pseudonym gewählt hat, so kann der Verlag heute, mit Erlaubnis des Verfassers, der deutschen Jugend zum Weihnachtsfeste verraten, daß das im Sommer d. J. erschienene Werk

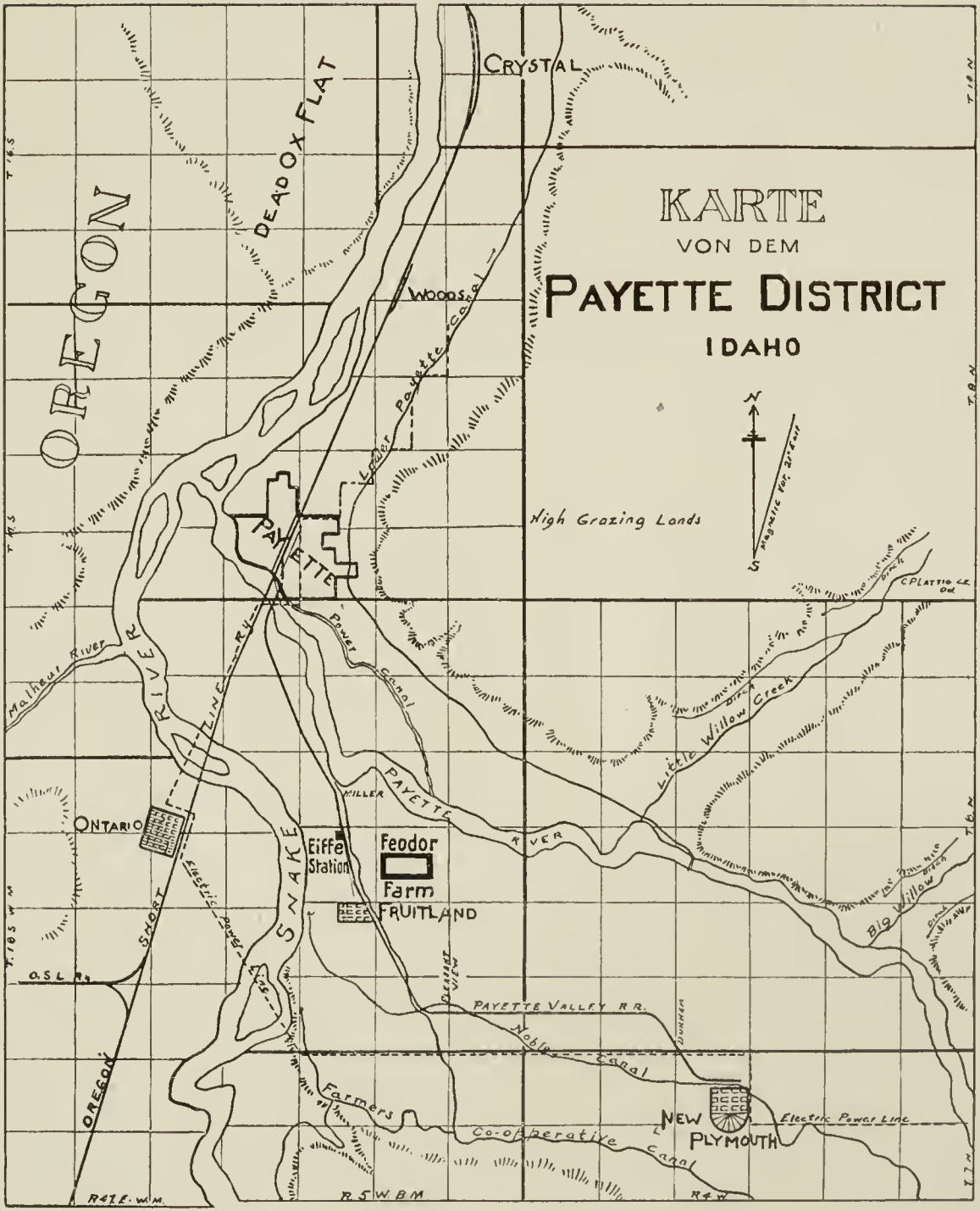
Parabellum „Bansai"

von demselben Verfasser, vom Verfasser des „Seestern" ist. 5. u. 6. Aufl. 21.—30. Tausend. Preis geb. M. 3.60, brosch. M. 3.—.

Nicht auf europäische Schlachtfelder, nicht nach Kiel und Cuxhaven führt der Verfasser diesmal den Leser, sondern in die neue Welt, nach Amerika, wo der Konflikt mit Japan schon in den nächsten Jahren zum Kriege führen muß. — Die Welt Coopers und seine Nachfolger, sie existieren nicht mehr. Ein neues großes Volk, ein Volk aus germanischem und deutschem Blute wohnt dort, wo einst der rote Mann den Büffel jagte. Mit diesem Volke, seinem Dasein, seinem Hoffen u. den ihm drohenden Gefahren die deutsche Jugend bekannt zu machen, auch sie auf den bevorstehenden großen Kampf vorzubereiten, in dem die Lose über eine Welt geworfen werden, **das ist die Bedeutung von Parabellums — Seesterns — „Bansai".** Die grandiosen Schlachtenbilder zu Wasser und zu Lande werden von der deutschen Jugend schon jetzt mit glühender Begeisterung gelesen, aber nicht minder sind es die in dem Buche enthaltenen, tief zum Herzen sprechenden Züge echt deutschen Gemütslebens, die auch unsere Mädchen und Frauen ergreifen und ihnen die Bedeutung dessen, was kommen muß, vor Augen führen. — **Parabellums „Bansai"** ist einer riesenhaften politischen Kundgebung vergleichbar, die in allen 5 Erdteilen ein lautes Echo gefunden hat. Nach dem Urteil namhafter Pädagogen ist in dem Buche nicht eine Zeile enthalten, die in sittlicher oder in religiöser Beziehung auch nur dasgeringste Bedenken auslösen könnte, das Buch unserer Jugend nicht in die Hand zu geben.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

DOMINION OF CANADA
PACIFIC OCEAN
ATLANTIC OCEAN
GULF OF MEXICO
MEXICO
GULF OF CALIFORNIA
PAYETTE
OREGON
WASHINGTON
IDAHO
MONTANA
NORTH DAKOTA
SOUTH DAKOTA
WYOMING
NEBRASKA
NEVADA
UTAH
COLORADO
KANSAS
ARIZONA
NEW MEXICO
OKLAHOMA
INDIAN TY.
TEXAS
ARKANSAS
LOUISIANA
MISSOURI
IOWA
WISCONSIN
MICHIGAN
ILLINOIS
INDIANA
OHIO
KENTUCKY
TENNESSEE
MISSISSIPPI
ALABAMA
GEORGIA
FLORIDA
SOUTH CAROLINA
NORTH CAROLINA
VIRGINIA
WEST VIRGINIA
PENNSYLVANIA
NEW YORK
MAINE
SAN FRANCISCO
LOS ANGELES
YUMA
NOGALES
EL PASO
GUAYMAS
DENVER
SACRAMENTO
SEATTLE
GREAT NORTHERN R.R.
NORTHERN PACIFIC R.R.
UNION PACIFIC
SOUTHERN PACIFIC
S.P.R.R.
GALVESTON
NEW ORLEANS
GALVESTON TO NEW YORK
NEW ORLEANS TO NEW YORK
Rio Grande
Colorado River
Missouri River
Mississippi River
Lake Superior
Lake Michigan
Lake Huron
Lake Erie
Lake Ontario


KARTE
VON DEM
PAYETTE DISTRICT
IDAHO
OREGON
DEAD OX FLAT
CRYSTAL
WOODS
Lower Payette Canal
PAYETTE
High Grazing Lands
Magnetic Var. 21° East
N
S
Malheur River
RIVER
LINE
Power Canal
Little Willow Creek
Big Willow
PAYETTE RIVER
MILLER
ONTARIO
Eiffe Station
Feodor Farm
FRUITLAND
SNAKE
SHORT
Electric Power Line
O.S.L. Ry
OREGON
PAYETTE VALLEY R.R.
Noble Canal
Farmers Co-opperative Canal
NEW PLYMOUTH
Electric Power Line
R.5 W.B.M.
R4 W.
R47 E. W.M.